

Len Deighton



Gedrillt

Roman · Droemer Knaur

LEN DEIGHTON

GEDRILLT

Roman

Aus dem Englischen von
Peter Hahlbrock



Droemer Knauer

CIP-Titelaufnahme der Deutschen Bibliothek

Deighton, Len:

Gedrillt: Roman / Len Deighton.

Aus dem Englischen von Peter Hahlbrock. –

München: Droemer Knauer, 1990

ISBN 3-426-19265-9

© Copyright für die deutschsprachige Ausgabe bei
Droemersch Verlagsgesellschaft Th. Knauer Nachf. München 1990

Titel der englischen Originalausgabe: Spy Line.

© Copyright by Pluriform Publishing Company BV 1990

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist
urheberrechtlich geschützt.

Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes
ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar.

Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen,
Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in
elektronischen Systemen.

Umschlaggestaltung: Atelier Zero, München

Satzarbeiten: Compusatz GmbH, München

Druck und Bindearbeiten: Spiegel GmbH, Ulm

Printed in Germany

ISBN 3-426-19265-9

2 4 5 3 1

1

»Glasnost versucht, über die Mauer zu flüchten, und wird von einem Maschinengewehr mit Schalldämpfer erwischt«, sagte Kleindorf.

»Das ist der neueste Witz von drüben.« Er sprach eben laut genug, sich gegen den schrillen Klang des Klaviers Gehör zu verschaffen. Er sprach englisch mit amerikanischem Akzent, den er manchmal noch überspitzte.

Ich lachte, so gut ich konnte, nun, da er mir gesagt hatte, daß es ein Witz war. Ich hatte diesen schon früher gehört, nur, Kleindorf konnte einfach keine Witze erzählen, nicht mal, wenn sie gut waren.

Kleindorf nahm die Zigarre aus dem Mund, blies den Rauch zur Decke und streifte die Asche am Aschenbecher ab. Weshalb er so pingelig war, weiß ich nicht; der ganze verdammte Raum war wie ein voller Aschenbecher. Beschwörend stieg der Rauch über seinen Kopf, wand und ringelte sich wie aufgebrauchte graue Schlangen, die im Lichtkegel des Scheinwerfers gefangen waren.

Ich lachte zuviel, das ermutigte ihn, es noch mal zu versuchen. »Hübsche Gesichter sehen alle gleich aus, aber ein häßliches Gesicht ist auf seine eigene Art häßlich.«

»Das hat Tolstoi nie gesagt«, erwiderte ich ihm. Ich war gern bereit, für jeden Clown den Stichwortgeber zu spielen, der mir irgendwas erzählen konnte, was ich wissen wollte.

»Hat er wohl. Als er's gesagt hat, saß er da drüben an der Theke.«

Abgesehen von den Blicken, mit denen er prüfte, wie ich seine Witze aufnahm, ließ er seine Tänzerinnen nicht aus den Augen.

Auf der engen, kleinen Bühne war gerade genug Platz für die fünf großen, appetitlichen Mädchen, doch die am Ende der Reihe mußte schon aufpassen, wohin sie die Beine warf.

Rudolf Kleindorf – ›der große Kleine‹, als der er besser bekannt war – bewies die Wahrheit seines kleinen Scherzes. Die Tänzerinnen – mit starrem Lächeln und leerem Blick – unterschieden sich nur durch die Stadien ihrer Cellulitis und die abweichende Wahl der Haarfarbe, über Rudolfs großer, schiefer Nase aber standen erstaunlich wilde und buschige Augenbrauen. Der ständig finstere Ausdruck und die stets in dunklen Ringen liegenden Augen gaben dem Gesicht, dem man ansah, daß er schon viele Körper verbraucht hatte, nicht zuletzt seinen eigenen, etwas Einzigartiges.

Ich sah auf meine Uhr. Es war fast vier Uhr früh. Ich war schmutzig, unrasiert und roch schlecht. Ich brauchte ein heißes Bad und frische Wäsche. »Ich bin müde«, sagte ich. »Ich brauch' ein wenig Schlaf.«

Kleindorf nahm die lange Zigarre aus dem Mund, blies Rauch aus und schrie: »Gleich weiter zu ›Singing in the rain‹, holt die Regenschirme!« Das Klavier verstummte plötzlich, und die Tänzerinnen sanken mit lautem Stöhnen in sich zusammen, beugten, streckten und lehnten sich an die Dekoration wie aus einer Spielzeugkiste gekippte Stoffpuppen. Ihre Körper glänzten vor Schweiß. »Was ist das bloß für ein Geschäft, wo ich um drei Uhr morgens arbeiten muß«, klagte er und ließ unter der gestärkten Leinenmanschette eine goldene Rolex vorblitzen. Er war ein Stimmungen unterworfenen, geheimnisvoller Mann, und man erzählte alle möglichen Geschichten von seinen Launen und seiner Neigung zu Wutausbrüchen.

Ich sah mich im ›Babylon‹ um. Es war düster. Die Ventilatoren waren abgeschaltet, und wie überall in solchen Lokalen noch lange, nachdem die Gäste gegangen sind, roch es nach Schweiß, billigen Kosmetika, kaltem Rauch und verschütteten Alkoholika. Die lange verchromte und verspiegelte Bar, wo jeder erdenkliche Schnaps glitzerte, war vergittert und abgeschlossen. Ihre Gäste waren weitergezogen

in andere Lokale, denn in Berlin gibt es viele, wo der Betrieb erst um drei Uhr früh richtig losgeht. Jetzt wurde es kalt im ›Babylon‹. Während des Krieges hatte man diesen Keller mit Stahlträgern verstärkt und ihn als Luftschuttkeller benutzt, und dieser Kriegs beton schien eisige Feuchtigkeit abzusondern. Zwei Straßen weiter an der Potsdamer hatte ein solcher Keller Berlin jahrelang mit Zuchtchampignons versorgt, bis es die Gesundheitsbehörde verbot. Das ›Karneval-Finale‹ hatte alles durcheinandergebracht. Luftschlangen überzogen Tische mit einem Wirrwarr aus Weinflaschen und Gläsern. Überall waren Luftballons – von denen manche schon schrumpften und runzlig wurden –, Bieruntersätze aus Pappe, zerrissene Rechnungen, Getränkekarten und Abfälle aller Art. Niemand schien ans Aufräumen zu denken. Dafür würde später am Morgen noch genügend Zeit sein. Das ›Babylon‹ öffnete seine Türen erst, wenn es dunkel war. »Warum probst du diese neue Show nicht tagsüber, Rudi?« fragte ich. Niemand redete den großen Kleinen mit seinem Spitznamen an, nicht einmal ich, obwohl ich ihn schon ewig kannte.

Seine große Nase zuckte. »Diese Puppen arbeiten tagsüber. Deshalb proben wir die Nummern so lange nach meiner Schlafenszeit.« Es war eine strenge deutsche Stimme, darüber täuschte auch das umgangssprachliche Englisch nicht hinweg. Er sprach leise und heiser, wozu zweifellos seine Leidenschaft für Havannas beitrug, die erst mindestens sechs Jahre reifen mußten, ehe er sie zwischen die Lippen nahm.

»Was arbeiten sie denn?« Er erledigte die Frage mit einem Wedeln der Zigarre. »Für mich arbeiten sie jedenfalls schwarz. Warum würden sie sich sonst bar auszahlen lassen?«

»Sie werden morgen müde sein.«

»Sicher. Wenn du ‘nen Eisschrank kaufst und die Tür herausfällt, brauchst du dich nicht zu wundern. Eine von diesen Puppen ist am Fließband eingeschlafen, stimmt’s?«

»Stimmt.« Ich betrachtete die Frauen mit neuem Interesse.

Sie waren hübsch, aber keine von ihnen war noch wirklich jung. Wie konnten sie den ganzen Tag über arbeiten und die halbe Nacht dazu? Der Pianist wühlte schnell seine Noten durch und fand die gesuchten Blätter. Seine Finger fanden die Melodie. Die Tänzerinnen setzten ihr Lächeln auf und zogen ihre Nummer ab. Kleindorf paffte. Niemand wußte, wie alt er war. Er mußte jedenfalls schon auf der schlechten Seite der Sechzig sein, aber das war auch alles, was schlecht für ihn war, denn er hatte immer ein dickes Bündel großer Scheine in der Tasche und eine schöne Frau, die er nach seiner Pfeife tanzen lassen konnte. Anzüge, Hemden und Schuhe waren vom Feinsten, das ihm die Berliner Herrenausstatter beschaffen konnten, und draußen am Bordstein parkte ein prächtiger alter Maserati Ghibli, bestückt mit einem 4,9-Liter-Motor. Der Wagen war ein Museumsstück, das Rudi vollkommen hatte herrichten und einstellen lassen, so daß er auf der Autobahn über 200 Stundenkilometer mit ihm fahren konnte. Schon seit Jahren machte ich Andeutungen, daß ich mich über eine Gelegenheit, ihn zu fahren, freuen würde, aber der verschlagene alte Teufel tat immer so, als verstünde er mich nicht.

Ein Gerücht wollte wissen, daß die Kleindorfs preußischer Adel waren, daß Rudis Großvater, General Freiherr Rudolf von Kleindorf, bei der letzten Offensive 1918 eine der besten Divisionen des Kaisers befehligt habe, aber von Rudi selbst habe ich solche Behauptungen nie gehört. ›Der Große‹ gab vor, sein Geld mit Autowaschanlagen in Encino, Kalifornien, zu verdienen. Jedenfalls konnte dieses schäbige Berliner Nachtlokal nicht viel dazu beigetragen haben. Nur die verwegenen Touristen trauten sich überhaupt in ein solches Loch, und wenn sie das Geld nicht auf den Kopf hauten, ließ man sie bald merken, daß sie unerwünscht waren. Manche Leute sagten, Rudi betreibe den Club zu seinem eigenen Vergnügen, aber andere vermuteten, daß er das Lokal brauchte,

nicht nur um dort mit seinen Kumpels zu quasseln, sondern weil das Hinterzimmer von Rudis Bar einer der besten Horchposten in der heißen Berliner Gerüchteküche war. Letztere zog Rudi an, und er bestätigte sie gerne in ihrem Glauben, denn der Ruf eines Mannes, der immer wußte, was so lief, gab ihm ein Ansehen, das er zu brauchen schien. Rudis Barmann wußte, daß gewisse Männer und Frauen ein Anrecht auf Gratisdrinks hatten: Hotelportiers, Privatsekretärinnen, Leute, die in Telefonvermittlungen saßen, Detektive, Beamte der Militärregierung und Kellner mit scharfen Ohren, die in den Privathäusern der Stadt servierten. Selbst Beamte der Berliner Polizei – die sich selten bezahlter Spitzel bedienen soll – kamen in Rudis Bar, wenn andere Quellen versagten. Wie das ›Babylon‹ über die Runden kam, war eins der vielen ungelösten Rätsel Berlins. Selbst an Gala-Abenden deckte der Getränkeverkauf nicht mal die Miete. Die Leute, die im vorderen Raum saßen und sich die Show ansahen, gaben nicht viel aus, schon weil ihre Leber nicht mitmachte. Sie waren die Senioren der Berliner Unterwelt: arthritische Einbrecher im Ruhestand, verwirrte Betrüger und gelähmte Fälscher, Leute, deren Zeit längst vorbei war. Sie kamen zu früh, nippten an ihren Drinks, schielten nach den Mädchen, nahmen ihre Pillen mit einem Glas Wasser und erzählten von der guten alten Zeit. Natürlich gab es auch andere Gäste: Manchmal kamen einige aus der Schickeria – die Berliner Hautevolee in Pelzmänteln und Abendkleidung – hier vorbei, um sich mal anzusehen, wie es in der Unterwelt zugging. Aber diese Leute waren immer anderswohin unterwegs. Und für die Jugend war das ›Babylon‹ keine Adresse. Hier kriegte man weder Smack, Crack noch Angeldust oder irgendein anderes dieser pulverisierten Genußmittel, die draußen auf der Straße zwischen Typen mit Irokesenhaarschnitt ausgetauscht wurden. Rudi war da hart.

»Hör um Himmels willen auf, mit dem Eis zu klappern. Wenn du noch was trinken willst, sag's doch.«

»Nein, danke, Rudi. Ich bin todmüde, ich muß ein bißchen schlafen.«

»Kannst du nicht still sitzen? Was ist denn los mit dir?«

»Ich war ein hyperaktives Kind.«

»Vielleicht hat dich dieser neue Virus erwischt. Ekelhaft. Mein Manager liegt schon seit vierzehn Tagen im Krankenhaus. Deshalb bin ich ja hier.«

»Ja, das sagtest du schon.«

»Du bist so blaß. Ißt du auch richtig?«

»Du hörst dich an wie meine Mutter«, sagte ich.

»Und schläfst du gut, Bernd? Ich glaube, du solltest mal zum Arzt gehen. Meiner in Wannsee hat Wunder an mir vollbracht. Er gab mir ein paar Spritzen – irgendein neues Hormonpräparat aus der Schweiz – und hat mich auf strenge Diät gesetzt.« Er berührte die in dem Glas Wasser vor ihm schwimmende Zitronenscheibe. »Und ich fühle mich fabelhaft.«

Ich trank meinen Scotch aus, aber es waren nur noch ein paar Tropfen im Glas. »Ich hab' keine Ärzte nötig, mir geht's gut.«

»Du siehst aber nicht gut aus. Krank siehst du aus, richtig krank. Ich habe dich noch nie so blaß und müde gesehen.«

»Es ist spät.«

»Ich bin doppelt so alt wie du, Bernd«, sagte er in einem Ton, in dem sich Selbstzufriedenheit und Tadel mischten. Das stimmte nicht: Er konnte höchstens fünfzehn Jahre älter sein als ich, aber ich merkte, daß er in reizbarer Stimmung war, und widersprach ihm deshalb nicht. Manchmal tat er mir leid. Vor Jahren hatte er seinen einzigen Sohn genötigt, sich bei der Bundeswehr zu verpflichten. Der Junge hatte dem Vater den Willen getan, aber er war zu weich gewesen, sogar für die moderne Armee. Hatte eine Überdosis genommen und war in Hamburg, in einer Kaserne, tot aufgefunden worden. Offiziell war's ein Unfall gewesen. Rudi sprach nie davon, aber jeder

wußte, daß er sich selbst die Schuld gab. Seine Frau verließ ihn, und er war ein anderer nach dem Verlust des Jungen: Seine Augen hatten den Glanz verloren, waren hart und funkelnd geworden.

»Und ich dachte, du hättest mit dem Rauchen aufgehört.«

»Ich mache das dauernd.«

»Zigarren sind nicht so gefährlich«, sagte er und paffte zufrieden.

»Sonst ist nichts?« bohrte ich. »Keine Neuigkeiten?«

»Der Stellvertreter des Führers, Heß, ist gestorben ...«, sagte er sarkastisch. »Er wohnte in der Wilhelmstraße, Nummer sechsvierzig. Seit seinem Umzug nach Spandau lebte er ziemlich zurückgezogen.«

»Ich meine es ernst«, beharrte ich.

»Dann muß ich dir wohl die wirklich heiße Nachricht erzählen, Bernd: Das bist du! Es heißt, daß irgendein Verrückter versucht hat, dich mit einem Lastwagen zu überfahren, als du gerade die Waltersdorfer Chaussee überquertest. Bei hoher Geschwindigkeit! Man sagt, er hätte dich fast erwischt.« Ich starrte ihn an. Ich sagte nichts.

Er schniefte und sagte: »Man hat sich gefragt, was denn ein netter Junge wie Bernd Samson da am Ende der Welt überhaupt zu suchen hatte. Da gibt's doch nur diesen alten Grenzübergang. Nirgends kommt man von da aus hin, nicht mal nach Waltersdorf, da steht eine Mauer im Weg, weißt du.«

»Was hast du gesagt?« fragte ich.

»Ich werde dir sagen, was es da zu suchen gibt, ich hab's denen auch gesagt: Erinnerungen.« Er rauchte seine Zigarre und betrachtete prüfend ihr glimmendes Ende, wie ein Philatelist eine seltene Marke betrachten mag. »Erinnerungen«, wiederholte er. »Hatte ich recht. Bernd?«

»Wo ist diese Waltersdorfer Chaussee? Ist das eine von diesen vornehmen Straßen in Nikolassee?«

»In Rudow. Wenn ich mich recht erinnere, haben sie Max

Busby auf dem Friedhof dort begraben. Erst nach langem Geschacher haben sie die Leiche freigegeben. Wenn sie jemanden auf ihrer Seite der Mauer umlegen, sind sie gewöhnlich auch mit den sterblichen Überresten nicht gerade freigebig.«

»Ist das so?« sagte ich. Ich hoffte, er würde mir noch einmal seinen Whisky anbieten, aber vergebens.

»Hast du's jemals mit der Angst zu tun gekriegt, Bernd? So, daß du nachts aufwachst und dir einbildest, Schritte im Korridor zu hören?«

»Angst wovor?«

»Wie ich höre, sind deine eigenen Leute mit Haftbefehl hinter dir her.«

»Sag bloß.«

»In Berlin unterzutauchen ist nicht leicht«, sagte er nachdenklich, fast als wäre ich nicht anwesend. »Deine Leute und die Amerikaner haben hier noch immer die Vollmachten einer Militärregierung. Sie können nach Belieben Post öffnen, Telefone abhören und jeden einbuchen, der ihnen im Wege ist. Sogar die Todesstrafe können sie noch verhängen, wenn sie wollen.« Er sah mich an, als sei ihm gerade etwas eingefallen. »Hast du diese Meldung in der Zeitung gelesen über die Bürger von Gatow, die sich beim High Court in London über das britische Militär beschwert haben? Anscheinend hat der britische Stadtkommandant von Berlin dem Gericht zu verstehen gegeben, daß er in Berlin als Rechtsnachfolger Hitlers absolut machen könne, was er wolle.« Ein winziges Lächeln, als ob es ihm Schmerz bereitete. »Berlin ist kein guter Platz für einen Flüchtenden, Bernd.«

»Wer sagt denn, daß ich flüchten will?«

»Du bist der einzige Mann, den ich kenne, den beide Seiten liebend gerne los wären«, sagte Rudi. Vielleicht hatte er einen besonders schlechten Tag gehabt. Er hatte eine Neigung zur Grausamkeit, die jederzeit zum Vorschein kommen konnte.

»Wenn heute nacht irgendwo deine Leiche gefunden würde, gäbe es zehntausend Verdächtige: KGB, CIA, sogar deine eigenen Leute.« Ein Kichern. »Warum machst du dir bloß so viele Feinde, Bernd?«

»Ich habe keine Feinde, Rudi«, sagte ich. »Nicht solche jedenfalls.«

»Warum kreuzt du dann aber hier auf in diesen alten Klamotten und mit 'ner Knarre in der Tasche?« Ich sagte nichts, bewegte mich nicht einmal. Er hatte also die Pistole bemerkt, das war verdammt leichtsinnig von mir. Ich war offenbar nicht mehr ganz auf der Höhe. »Hast du Angst vor Räuubern, Bernd? Könnte ich ja verstehen, so wohlhabend wie du neuerdings aussiehst.«

»Spaß beiseite, Rudi«, sagte ich. »Erzähle mir endlich, was ich wissen will, damit ich nach Hause gehen und ein bißchen schlafen kann.«

»Und was willst du wissen?«

»Wo zum Teufel ist der lange Koby hin?«

»Habe ich dir doch schon gesagt, daß ich das nicht weiß. Warum sollte ich von diesem Schmock überhaupt was wissen?« Er schien ziemlich wütend zu sein auf den Langen. Ich vermutete, daß die beiden sich ernsthaft verkracht hatten. »Weil der Lange immer hier war und jetzt weg ist. Keiner geht ans Telefon, und an die Tür kommt auch keiner.«

»Aber warum sollte ich irgendwas über den Langen wissen?«

»Weil du ein sehr enger Kumpel von ihm warst.«

»Von dem Langen?« Sein saures, schmales Grinsen machte mich wütend.

»Ja, von dem Langen, du Bastard. Ihr beide habt doch immer zusammengehalten wie ...«

»Zusammengehalten wie Diebe? War es das, was du sagen wolltest, Bernd?« Trotz der Dunkelheit, des lauten Klavierspiels und obwohl wir beide unsere Stimmen dämpften,

schiene die Tänzerinnen zu ahnen, daß wir uns stritten. Auf irgendeine seltsame Weise hatte die Beunruhigung sich auf sie übertragen. Das Lächeln glitt ihnen vom Gesicht, und ihre Stimmen wurden schriller.

»Ganz recht, das wollte ich sagen.«

»Klopf lauter«, sagte Rudi wegwerfend. »Vielleicht ist seine Klingel kaputt.«

Oben hörte ich knallend die Tür zuschlagen. Werner Volkmann kam die wunderschöne verchromte Wendeltreppe herab und näherte sich uns auf seine demonstrativ Entschuldigung heischende Art, die er stets zur Schau trug, wenn ich ihn um seinen Schlaf brachte. »Alles in Butter?« fragte ich. Werner nickte. Kleindorf sah sich nach ihm um und schaute dann wieder den müden Tänzerinnen zu, wie sie mit ihren sich verheddernden Regenschirmen in die nicht existierenden Kulissen tanzten und dabei gegen die Wand knallten.

Werner setzte sich nicht. Er packte mit beiden Händen die Stuhllehne und stand da in Erwartung, daß ich aufstehen und gehen würde. Ich war nicht weit von diesem Keller mit Werner Jacob Volkmann zur Schule gegangen. Er war noch immer mein bester Freund. Er war ein großer Mann, und der lange Mantel mit dem großen gelockten Astrachan-Kragen ließ ihn noch größer erscheinen. Der wilde Bart war verschwunden – auf eine beiläufige Bemerkung von Ingrid, der Frau seines Lebens, hin – und ich vermutete, daß der Schnurrbart bald folgen würde. »Was zu trinken, Werner?« fragte Rudi.

»Nein, danke.« Obwohl in Werners Ton keine Ungeduld mitschwang, fühlte ich mich zum Gehen verpflichtet.

Auch Werner gehörte zu denen, die glauben wollten, daß ich in Gefahr war. Schon seit Wochen bestand er darauf, erst mal die Straße zu kontrollieren, ehe er mich die Hauseingänge verlassen ließ. Das war zwar eine übertriebene Vorsichtsmaßnahme, aber Werner war ein umsichtiger Mann

und machte sich meinetwegen Sorgen. »Na denn, gute Nacht, Rudi«, sagte ich.

»Gute Nacht, Bernd«, sagte er, den Blick noch immer auf die Bühne gerichtet. »Wenn der Lange mir 'ne Ansichtskarte schreibt, darfst du die Briefmarke unter dein Mikroskop legen.«

»Danke für den Drink, Rudi.«

»Komm wieder mal vorbei, Bernd.« Er gestikuliert mit seiner Zigarre. »Klopf lauter. Vielleicht wird der Lange schon ein bißchen taub.«

Draußen, auf der mit Unrat bedeckten Potsdamer Straße, war es kalt, und es schneite. Dieser ehemals schöne Boulevard endete jetzt an der Mauer und war zum Brennpunkt eines schmutzigen Viertels geworden, wo Sex, Souvenirs, Junk-Food und Jeans zu kaufen waren. Neben dem unauffälligen Eingang des ›Babylon‹ zeigte grelles Neonlicht das mit Vorhängen drapierte Schaufenster und die Gäste eines libanesischen Cafés. Männer mit gestrickten Mützen und gekräuselten Schnurrbärten saßen tief über ihre Teller gebeugt und aßen geröstete Sojabohnenraspel, die man ihnen von dem Ersatz-Schwawarma gesäbelt hatte, das sich an einem Spieß im Schaufenster drehte. Auf der gegenüberliegenden Straßenseite kauerte schwankend ein Betrunkener an der Tür eines Massagesalons, die er mit den Fäusten bearbeitete, während er gleichzeitig wütend durch den Briefschlitz schrie. Werners Hinken war bei kaltem Wetter immer besonders schlimm. Sein Bein hatte drei Brüche erlitten, als er eines Nachts drei DDR-Agenten überraschte, die gerade seine Wohnung durchsuchten. Sie warfen ihn aus dem Fenster. Das war lange her, aber Werner hinkte immer noch.

Wir gingen vorsichtig auf dem vereisten Pflaster, als plötzlich drei junge Männer aus einem Laden stürzten. Türken: dünne, drahtige Jungen in Jeans und T-Shirts, anscheinend unempfindlich für bittere Kälte. Sie rannten mit stampfenden

Füßen und Gesichtern, die zu jenem häßlichen Ausdruck verzerrt waren, den solche Anstrengungen mit sich bringen, geradewegs auf uns zu. Alle schwangen Stöcke. Atemlos schrie ihr Anführer etwas auf türkisch, das ich nicht verstand, und die beiden anderen wichen auf die Fahrbahn aus, als wollten sie uns in den Rücken fallen. Meine Pistole war in meiner Hand, ohne daß ich bewußt entschieden hätte, sie zu brauchen. Ich streckte die Hand aus und stützte mich gegen die kalte Steinwand, während ich zielte. »Bernie! Bernie! Bernie!« hörte ich Werner in einem Ton des Entsetzens rufen, der so fremd war, daß ich erstarrte. Und im gleichen Augenblick spürte ich den scharfen Schlag, mit dem Werners Arm meine Pistole in die Höhe schlug. »Das sind bloß Kinder, Bernie. Kinder!«

Die Jungen rannten an uns vorbei, schreiend, schubsend und rempelnd, ein Ritual spielend, an dem wir nicht teilhatten. Ich steckte meine Waffe weg und sagte: »Ich werde nervös.«

»Du hast überreagiert«, sagte Werner. »Ich mache das andauernd.« Aber er sah mich auf eine Weise an, die seine Worte Lügen strafte. Der Wagen stand am Bordstein. Ich stieg neben ihm ein. Werner sagte: »Warum legst du die Pistole nicht ins Handschuhfach?«

»Weil ich vielleicht Lust kriegen könnte, jemanden umzulegen«, sagte ich, gereizt darüber, wie ein Kind behandelt zu werden, obwohl ich mich inzwischen eigentlich an Werners Bemutterung gewöhnt haben sollte. Er zuckte die Achseln und schaltete die Heizung an, so daß mich plötzlich heiße Luft anblies. Einen Augenblick saßen wir ganz still da. Ich zitterte, die Wärme tat mir gut. Große Silbermünzen klatschten gegen die Windschutzscheibe, verwandelten sich zu eisigem Matsch und tröpfelten dann weg. Es war ein roter VW Golf, den der Händler ihm geliehen hatte, solange sein neuer BMW in der Reparatur war. Noch immer fuhr er nicht los: Wir saßen da bei laufendem Motor. Werner sah in den Rückspiegel und wartete, bis die Straße frei war. Dann legte er den Gang ein, wendete

mit einem Kreischen geschundenen Gummis und fetzte los, fuhr Abkürzungen durch Seitenstraßen, vorbei an verwildertem Eisenbahngelände, die Yorckstraße entlang und dann zu meinem Schlupfwinkel nach Kreuzberg.

Jenseits der Schneewolken spähte das erste Tageslicht durch das enge Gitter des Morgens. Für Rosa oder Rot war kein Platz am Himmel. Berlins Morgendämmerung kann trübe und farblos sein wie die graue steinerne Stadt, die ihr Licht reflektiert. Meine Wohnung lag nicht in dem Teil von Kreuzberg, der langsam, aber sicher von den Yuppies erobert wird, mit schicken kleinen Restaurants und Apartmenthäusern, deren frischgestrichene Eingangstüren dich fragen, wer du bist, wenn du den Klingelknopf drückst. Kreuzberg SO 36 lag hart an der Mauer: eine Gegend, wo die Bullen nur paarweise auf Streife gingen und man aufpassen mußte, nicht auf Betrunkene oder in Scheiße zu treten.

Wir gingen an einem baufälligen Mietshaus vorbei, das »instandbesetzt« war und eine Reihe alternativer Unternehmen beherbergte: Läden, wo Bohnenkeime und kaputte Fahrräder zu haben waren, einen Kinderladen, eine feministische Kunstgalerie und eine kleine Druckerei, die marxistische Broschüren und Flugblätter druckte – hauptsächlich Flugblätter. Auf der Straße vor dem Gebäude in traditioneller türkischer Tracht, das Gesicht von einem Kopftuch verdunkelt, stand eine junge Frau, die fleißig eine Parole an die Wand sprühte.

Das Haus, in dem ich wohnte, hatte zwei enorme Maschinengewehre schwingende Engel an der Fassade, umringt von Männern mit Zylindern, die unter riesigen, unregelmäßigen Farbflecken standen, der Wolkengrundierung. Aus dem Ganzen hätte ein gigantisches politisches Wandgemälde werden sollen mit dem Titel »Der Kindermord von Bethlehem«, aber der Künstler starb an einer Überdosis, kurz nachdem er das Geld für die Farben gekriegt hatte.

Werner bestand darauf, mich hinein zu begleiten. Er wollte sichergehen, daß kein unfreundlicher Besuch darauf wartete, mich in meiner kleinen Hinterhofwohnung zu überraschen. »Deswegen brauchst du dir keine Sorgen zu machen, Werner«, sagte ich. »Ich glaube nicht, daß das Department mich hier aufspürt, und selbst wenn, glaubst du, daß Frank jemanden fände, der beherzt genug wäre, sich in diesen Teil der Stadt zu wagen?«

»Vorsicht ist besser als Nachsicht«, sagte Werner. Vom anderen Ende des Korridors war indische Musik zu hören. Werner öffnete vorsichtig die Tür und knipste das Licht an. Eine nackte Glühbirne mit wenig Watt hing an einer Schnur von der Decke. Er sah sich in dem dreckigen Raum um. Die Tapete hing vom feuchten Putz der Wände, und mein Bett bestand aus einer schmutzigen Matratze und ein paar Decken. An der Wand hing ein halbzerrissenes Plakat: ein Schwein in Polizeiuniform. Ich hatte seit meinem Einzug hier wenig verändert. Ich wollte keine Aufmerksamkeit erregen. Und so ertrag ich das Leben in dieser dunklen Bruchbude, teilte – mit allen Hinterhofbewohnern – das eine Badezimmer und die beiden Außentoiletten, deren beißender Geruch alles durchdrang. »Wir müssen irgendwas Besseres für dich finden, Bernie.« Die indische Musik hörte auf. »Irgendwo, wo das Department nicht an dich rankommt.«

»Ich glaube, die sind gar nicht mehr interessiert, Werner.« Ich sah mich im Zimmer um und versuchte, es mit seinen Augen zu sehen, aber ich hatte mich an den Schmutz gewöhnt.

»Das Department? Weshalb wollten sie dich dann verhaften lassen?«

Er sah mich an. Ich versuchte zu erraten, was er dachte, aber bei Werner konnte ich mir nie sicher sein. »Das ist doch Wochen her. Kann sein, daß ich ihnen in die Hände gespielt habe, schließlich habe ich mich ja selbst ins Gefängnis gesetzt. Und sie haben nicht mal Scherereien oder Kosten. Also

ignorieren sie mich, wie Eltern einem Kind, das nicht gehorchen will, absichtlich keine Beachtung schenken. Habe ich dir erzählt, daß sie weiterhin mein Gehalt auf mein Konto einzahlen?«

»Ja, hast du mir gesagt.« Werner klang enttäuscht. Vielleicht genoß er das Abenteuer meiner Flucht und wollte es nicht so sang- und klanglos ausgehen sehen. »Die wollen sich natürlich alle Wege offenhalten.«

»Sie wollten mich mundtot und weg von der Bildfläche haben. Und das bin ich.«

»Verlaß dich auf nichts, Bernie. Sie könnten auch nur darauf warten, daß du dich rührst. Du hast selbst gesagt, daß sie rachsüchtig sind.«

»Vielleicht habe ich, aber jetzt bin ich müde, Werner. Ich muß ein bißchen schlafen.« Ehe ich noch meinen Mantel ausziehen konnte, kam ein sehr schlanker junger Mann ins Zimmer. Er war dunkelhäutig, mit großen braunen Augen, pockennarbigem Gesicht und kurzgeschorenem Haar, ein Tamile. Berlins neuester Einwandererstrom kam aus Sri Lanka. Der Tamile verschlief die Tage und spielte die ganze Nacht Ragas auf seinem Kassettenrecorder. »Hallo, Johnny«, sagte Werner eisig. Die beiden waren einander schon auf den ersten Blick unsympathisch gewesen. Werner mißbilligte Johnnys Trägheit. Johnny mißbilligte Werners Überfluß.

»Alles okay?« fragte Johnny. Er hatte sich selbst zu meinem Leibwächter ernannt, als Gegenleistung für den Deutschunterricht, den ich ihm gab. Ich weiß nicht, wer von uns am meisten von diesem Arrangement profitierte. Ich vermute aber, daß keiner von uns viel davon hatte. Er war als fanatischer Marxist in Ostberlin angekommen, doch sein Glaube hatte den Prüfungen des Lebens in der Deutschen Demokratischen Republik nicht lange standgehalten. Jetzt war er, wie so viele seinesgleichen, in den Westen abgewandert und damit beschäftigt, sich aus Ökologie, Popmusik, Mystizismus,

Antiamerikanismus und Hasch eine neue Philosophie zurechtzuzimmern. »Ja, danke, Johnny«, sagte ich. »Ich gehe gerade schlafen.«

»Du hast Besuch«, sagte Johnny.

»Um vier Uhr früh?« sagte Werner und warf mir einen Blick zu.

»Name?« fragte ich.

Plötzlich tönte ein Schrei über den Hof. Eine Tür knallte auf, und ein Mann stolperte rückwärts heraus und fiel dann, begleitet vom Übelkeit erregenden dumpfen Laut eines Kopfes, der aufs Pflaster schlägt, hin. Durch das schmutzige Fenster konnte ich es im gelben Licht einer offenen Tür sehen. Eine Frau in mittleren Jahren – in kurzem Rock und Büstenhalter – und ein langhaariger junger Mann, der eine Flasche trug, kamen heraus und betrachteten die reglose Gestalt am Boden. Die barfüßige Frau versetzte dem liegenden Mann ohne allzu großen Krafteinsatz einen Fußtritt. Dann ging sie wieder hinein und kehrte mit einem Hut, einem Mantel und einer Reisetasche zurück, die sie neben den Bewußtlosen hinwarf. Der junge Mann kam mit einer Kanne Wasser heraus und goß sie über ihn aus. Als beide nach innen verschwanden, knallte laut die Tür. »Er wird erfrieren«, meinte der immer besorgte Werner. Aber noch während er das sagte, bewegte sich die Gestalt und schleppte sich davon.

»Er hat sich als Geschäftsfreund ausgegeben«, fuhr Johnny fort, den die Streitigkeiten der schlesischen Familie auf der anderen Seite des Hinterhofs nicht die Bohne interessierten. Ich nickte und überlegte. Leute, die sich als Geschäftsfreunde einführten, erinnerten mich an billige braune Briefumschläge mit der Aufschrift ›Vertraulich‹ und waren mir ungefähr ebenso willkommen. »Ich habe ihm gesagt, er soll oben bei Spengler warten.«

»Ich sollte ihn mir mal ansehen«, sagte ich. Ich stapfte treppauf. Das Schloß an der Tür, hinter der Spengler ein

kleines, muffiges Zimmer bewohnte, war seit langem kaputt. Ich trat ein. Spengler – ein junger Alkoholiker, der Schach spielte und Johnny kennengelernt hatte, nachdem er bei einer politischen Demonstration verhaftet worden war – saß auf dem Boden und trank Apfelschnaps aus der Flasche. Es roch bei ihm merklich widerlicher als anderswo im Gebäude. Auf dem einzigen Stuhl im Zimmer saß ein Mann, der versuchte, nicht einzuatmen. Er trug einen Melton-Mantel und neue Autofahrerhandschuhe. Auf dem Kopf hatte er einen braunen Filzhut. »Hallo, Bernd«, sagte Spengler. Er trug einen Ohrring und eine stahlumrandete Brille. Sein Haar war lang und sehr schmutzig. Er hieß nicht wirklich Spengler. Niemand kannte seinen wahren Namen. Angeblich war er Schwede, der mit einem Mann namens Spengler die Papiere getauscht hatte, so daß er für diesen Sozialhilfe kassieren konnte, während der echte Spengler mit seinem schwedischen Paß nach den USA auswanderte. Er ließ sich einen struppigen Bart wachsen, um den Betrug zu unterstützen.

»Sie wollen mich sprechen?« fragte ich den Mann mit dem Hut.

»Samson?« Er stand auf und musterte mich von oben nach unten. Er blieb formell: »How do you do? Mein Name ist Teacher. Ich habe eine Nachricht für Sie.« Sein knapper englischer Public-School-Akzent, die geschürzten Lippen und hochgezogenen Schultern unterstrichen seinen Ekel vor dieser verkommenen Behausung und vielleicht auch vor mir. Weiß Gott, wie lange er hier schon auf mich wartete. Volle Punktzahl für Zuverlässigkeit.

»Was ist?«

»Ich ...«

»Keine Sorge«, sagte ich. »Spenglers Hirn ist schon vor Jahren in Alkohol aufgeweicht.« Ein verwirrtes Lächeln huschte über Spenglers weißes Gesicht, als er meine Worte hörte und verstand.

Der Besucher, noch immer zweifelnd, sah sich noch einmal um, ehe er bedächtig seine Worte wählte. »Morgen früh kommt jemand rüber. Frank Harrington lädt Sie ein, dabeizusein. Er garantiert Ihnen Ihre persönliche Freiheit.«

»Morgen ist Sonntag«, erinnerte ich ihn.

»Ganz recht, Sonntag.«

»Besten Dank«, sagte ich. »Wo?«

»Ich hole Sie ab«, sagte der Mann. »Um neun?«

»Schön«, sagte ich.

Ohne zu lächeln, nickte er mir zum Abschied zu und machte sich an mir vorbei langsam auf den Weg, wobei er die Schöße seines Mantels zusammenraffte, um nicht irgend etwas Ansteckendes damit zu berühren. Es war nicht leicht. Ich nehme an, er hatte erwartet, daß ich ein Freudengeheul anstimmen würde. Jeder von der Operations-Einheit – sogar ein Bote – mußte inzwischen Wind von meinen gegenwärtigen Sorgen haben: in Ungnade gefallener ehemaliger Agent, der mit Haftbefehl gesucht wird. Zur offiziellen Vernehmung eines neu aus dem Osten angekommenen Überläufers eingeladen zu sein, änderte diesen Status entschieden.

»Gehst du hin?« fragte Werner, als die Haustür zugefallen war. Er spähte über die Balkonbrüstung, um sich zu überzeugen, daß der Besucher wirklich wegging.

»Ja, ich gehe.«

»Das könnte eine Falle sein«, warnte er mich.

»Sie wissen, wo ich zu finden bin, Werner«, sagte ich, wobei ich meinen Ärger an ihm ausließ. Ich wußte, daß Frank mir seinen Handlanger geschickt hatte, um mir vorzuführen, wie leicht es war, mich zu finden, wenn ihm danach war.

»Trink was«, sagte Spengler, der sich noch immer am Fußboden rekelte. Er schob die verbogene Brille an der Nase hoch und drückte Knöpfe an dem Gerät, das er in der Hand hielt, so daß kleine Lämpchen aufleuchteten. Er hatte also endlich neue Batterien für seinen Schachcomputer aufgetrieben

und nahm trotz seiner alkoholischen Umnebelung den Kampf mit dem Ding auf. Manchmal fragte ich mich, was für ein Genie er sein mochte, wenn er jemals nüchtern würde. »Nein, danke«, sagte ich. »Ich muß ein bißchen schlafen.«

2

Mich kann man mit verbundenen Augen in ein abhörsicheres Gebäude führen, und ich werde wissen, wo ich bin. Werner sagte einmal, sie röchen nach Elektrizität, er dachte dabei an den Geruch des Staubs, den die statische Elektrizität in den Fensterläden, Vorhängen und Teppichen solcher trostlosen unbewohnten Räume festhält. Mein Vater sagte, kennzeichnend für sie sei nicht irgendein Geruch, sondern die Abwesenheit von Gerüchen. Sie riechen nicht nach Essen oder nach Kindern, nach frischen Blumen oder nach Liebe. Sichere Häuser, sagte mein Vater, röchen nach nichts. Aber Reflexe, die auf solche Umweltreize eingespielt sind, verraten einem in dieser Atmosphäre das diskrete Parfüm der Angst, einen Duft, den alle, die für diesen auf die Eingeweide wirkenden Schrecken empfänglich sind, sofort erkennen. Irgendwo hinter dem schwachen und schwebenden, aus abgestandenem Urin, Erbrochenem und Kot gemischten Bouquet ist da eine beißende und täuschend moschusartige Süße. Ich roch die Angst jetzt in diesem schönen alten Haus in Charlottenburg.

Vielleicht roch auch dieser junge Bursche Teacher irgendwas davon, denn sein Geplauder blieb stecken, als wir das elegant verspiegelte Treppenhaus betraten und an dem stummen Pförtner vorübergingen, der aus dem hölzernen Verschlag getreten war, von dem aus jeder Besucher inspiziert wurde. Der Pförtner war ein rundlicher älterer Mann mit grauen Haaren, einem großen Schnurrbart und schwerfälligen Zügen. Er trug einen schwarzen Sonntagsanzug mit Weste aus schwerer Serge, die an den Ärmeln schon ziemlich fadenscheinig war. Irgendwie wirkte seine Erscheinung anachronistisch. Er gehörte zu jener Sorte bessergestellter Berliner, die man auf verblaßten sepiafarbenen Fotos dem Kaiser zujubeln sieht. Jetzt folgte ihm ein ausgewachsener deutscher Schäferhund aus der Loge. Er knurrte uns an.

Teacher ignorierte Hund und Herr und stieg die mit einem Läufer belegten Stufen hinauf. Seine Schritte machten kein Geräusch. Er redete über die Schulter. »Sind Sie verheiratet?« fragte er, als ginge ihm die Frage schon seit einer ganzen Weile durch den Kopf.

»Getrennt«, sagte ich.

»Ich bin verheiratet«, sagte er auf jene endgültige Weise, die Fatalismus ahnen läßt. Er hielt die Schlüssel so fest umklammert, daß seine Knöchel weiß wurden.

Das schmiedeeiserne Treppengeländer, ein zartes Gewebe aus Blättern und Blüten, wand sich hinauf bis zu einem großen Oberlichtfenster im Dach des Gebäudes. Durch sein Glas fiel das farblose, blendende Licht des schneebedeckten Himmels und füllte das oval geschwungene Treppenhaus bis hinab zu den Mustern des marmornen Fußbodens im Entree, ließ aber den Treppenlauf selbst im Schatten.

Ich war nie zuvor hier gewesen, hatte nicht einmal von der Existenz des Hauses gewußt. Als ich Teacher in eine Wohnung auf der zweiten Etage folgte, hörte ich das gleichmäßige Klappern einer mechanischen Schreibmaschine. Nicht den schweren Anschlag einer großen Büromaschine, sondern das leichte Geklapper einer kleinen Reiseschreibmaschine, wie Vernehmungsbeamte sie im Gepäck haben.

Zuerst dachte ich, die Vernehmung – oder das Debriefing, wie es taktvoll hieß – sei schon zu Ende und unser Besucher warte nur noch darauf, seine Aussage zu unterzeichnen. Aber da irrte ich mich. Teacher führte mich den Korridor entlang in ein Wohnzimmer mit hohen Fenstern, von denen sich eins auf einen kleinen Balkon mit schmiedeeisernem Gitter öffnete. Man hatte hier eine Aussicht auf die kahlen Bäume des Parks und erblickte über den Dächern die goldene Fortuna, die auf der Kuppel des Schlosses aus dem 18. Jahrhundert steht, von dem dieser Stadtteil seinen Namen hat. Die meisten sicheren Häuser sind schäbig, ordentlich, aber vernachlässigt und

schmucklos, dieses Vorzimmer jedoch war in tadellosem Zustand, Tapeten, Teppiche und Holzwerk offensichtlich mit dem Stolz und der Andacht gepflegt, die nur Deutsche ihren Wohnungen zuwenden.

Eine schlanke, robuste Frau von ungefähr fünfunddreißig Jahren betrat das Zimmer durch eine andere Tür. Sie begrüßte Teacher lässig und betrachtete dann erhobenen Hauptes und kurzsichtig mich, wobei sie laut schniefte. »Hallo, Pinky«, sagte ich. Sie hieß Penelope, war aber immer nur Pinky genannt worden. Einst in London war sie Assistentin meiner Frau gewesen, aber meine Frau hatte sie gefeuert. Fiona sagte, Pinky habe Mühe mit der Rechtschreibung.

Ein Lächeln des Wiedererkennens erhellte Pinkys Gesicht, und sie sagte: »Hallo, Bernard. Lange nicht gesehen.« Sie trug ein Cocktailkleid und Perlen. Man hätte sie leicht für eine der deutschen Angestellten halten können, die immer angezogen waren, als seien sie zu einer schicken Party unterwegs. Zu dieser Jahreszeit trugen britische weibliche Angestellte meist abgewetzte Cardigans und unförmige Tweedjacken. Vielleicht hatte sie sich in Schale geworfen, weil Sonntag war. Pinky schwenkte ihr Scheinwerferlächeln, bis es sich auf Teacher richtete, und sagte in ihrer schneidigen Sprechweise: »Na schön, Jungs, muß jetzt weiter, muß jetzt weiter.« Als sie zu der anderen Tür hinaus auf den Korridor ging, rieb sie sich die Hände, um die Durchblutung anzuregen. Das war auch charakteristisch für sichere Häuser: Es war immer eisig kalt dort.

»Er ist da drin«, sagte Teacher und nickte in Richtung des Raums, aus dem Pinky gekommen war. »Die Stenographin ist noch drin. Sie sagen uns Bescheid, wenn's soweit ist.« Bisher hatte er mir nichts anvertraut, außer, daß ein Mann namens Valeri vernommen werden sollte – offensichtlich ein Deckname – und daß ich während der Vernehmung den Mund zu halten hätte, weder mit Valeri direkt sprechen noch mich an

einer allgemeinen Diskussion beteiligen durfte. Ich ließ mich auf die Couch sinken und schloß für einen Moment die Augen. Das konnte noch lange dauern. Teacher schien die schlaflose Nacht unbeschädigt überstanden zu haben, aber ich war müde. Ich gab es nicht gerne zu, aber ich war zu alt, das Leben in einem Slum zu genießen. Ich brauchte regelmäßige heiße Bäder mit teurer Seife und dicken Handtüchern und ein Bett mit sauberem Laken und ein Zimmer mit einem Schloß an der Tür. Bis zu einem gewissen Grade identifizierte ich mich vielleicht mit dem Überläufer nebenan, der zweifellos all diese Annehmlichkeiten ebenfalls begehrte.

Ich saß dort fast eine halbe Stunde lang und nickte ein- oder zweimal ein. Vom Lärm eines Streits wachte ich auf. Er kam nicht aus dem Zimmer, in dem die Vernehmung stattfand, sondern aus dem Raum mit der Schreibmaschine. Das Klappern hatte aufgehört. Es waren Frauenstimmen, die stritten, ruhig und beherrscht auf die Weise, in der die Engländer ihrer tiefsten Verbitterung Luft machen. Ich konnte nicht verstehen, was gesagt wurde, aber der Wortwechsel hatte den resignierten Ton, der auf vertraute Gewohnheit schließen ließ. Als die Tür sich erneut öffnete, kam eine ältliche Sekretärin, die man die Duchess nannte, ins Zimmer. Sie erblickte mich und lächelte, dann stellte sie zwei Teller, Besteck und eine braune Papiertüte, in der man Brötchen ausmachen konnte, auf einen kleinen Tisch. Die Herzogin war eine dünne, zerbrechlich anmutende Waliserin, aber die Erscheinung täuschte, denn sie hatte Mut, Ausdauer und Zähigkeit eines Preisboxers. Weiß Gott, wie alt sie war: Schon seit unzähligen Jahren arbeitete sie im Berliner Büro. Ihr Gedächtnis war fabelhaft, und sie behauptete, auch die Zukunft vorhersagen zu können durch Handlesen, Horoskope und so weiter. Sie war unverheiratet und wohnte in Dahlem mit hundert Katzen, Mondtabellen und Büchern über das Okkulte. Jedenfalls erzählte man das. Manche Leute hatten Angst vor

ihr. Frank Harrington machte Witze über ihr hexenhaftes Wesen, aber ich merkte, daß sogar Frank sich eine Auseinandersetzung mit ihr gut überlegen würde.

Die Teller waren ein schlechtes Zeichen. Irgend jemand schien die Vernehmung bis zum Abend dauern lassen zu wollen. »Sie sehen gut aus, Mr. Samson«, sagte sie. »Sehr fit.« Sie betrachtete meine verbeulte Lederjacke und die zerknitterte Hose und schien zu dem Schluß zu gelangen, daß meine amtlichen Pflichten dafür verantwortlich seien.

»Danke«, sagte ich. Ich nehme an, sie redete von meinem ausgehungerten Körper, müden Gesicht und den Sorgen, die ich mir machte und zweifellos auch zeigte. Gewöhnlich war ich füllig, nicht fit und glücklich. Eine zornige Katze kam ins Zimmer, das Fell gestäubt, die Augen geweitet und völlig aufgeregt. Sie funkelte das Zimmer an, als sei sie ein plötzlich in diese kätzische Gestalt verzauberter Besucher. Aber ich erkannte Jackdaw in der ältlichen Kreatur. Die Duchess nahm die Katze überall mit hin, sie schlief in ihrem Schoß, während die Duchess am Schreibtisch arbeitete. Jetzt, auf den Fußboden gesetzt, war sie entrüstet. Sie ging und schlug die Krallen ins Sofa. »Jackdaw! Hör auf!« sagte die Duchess, und die Katze hörte auf.

»Möchten Sie eine Tasse Tee?« fragte sie mit unverändert hartem walisischen Akzent.

»Ja, danke«, sagte ich, dankbar, daß sie mich nach so langer Abwesenheit wiedererkannt hatte.

»Zucker? Milch?«

»Beides bitte.«

»Und Sie, Mr. Teacher?« fragte sie meinen Gefährten. Ihn fragte sie nicht, wie er seinen Tee wollte. Vermutlich wußte sie das schon.

Da wir nun mit der Duchess Tee tranken, hatte ich Gelegenheit, mir diesen Teacher etwas genauer anzusehen, als mir das am Abend zuvor möglich gewesen war. Er war

ungefähr dreißig Jahre alt, ein schwächtiger, nicht zum Lächeln geneigter Mann mit dunklem Haar, das kurz geschnitten und sorgfältig gescheitelt war. Die Weste seines dunkelblauen Anzugs war auffällig geschnitten, zweireihig geknöpft, mit Elfenbeinknöpfen und breitem Revers. War das ein Relikt vergangener Junggesellenherrlichkeit oder der cri de coeur eines Mannes, der einer Laufbahn unendlicher Anonymität bestimmt ist? Sein Gesicht zeichneten tiefe Furchen, dünne Lippen und Augen, die starr blickten, ohne irgendwelche Gefühle zu verraten, außer vielleicht untröstliche Traurigkeit.

Während wir unseren Tee tranken, sprach die Duchess von den alten Zeiten im Berliner Büro und erwähnte dabei, auf welche Weise Werner Volkmann ein Hotel Nähe Kurfürstendamm zu einem »gemütlichen Unterschlupf für ein paar alte Kameraden« hergerichtet habe. Sie wußte, daß ich eng mit Werner befreundet war, und deswegen erwähnte sie's vermutlich. Obwohl sie Werners Unternehmen zweifellos hatte rühmen wollen, bezweifelte ich, daß ihre Beschreibung dem wirtschaftlichen Gedeihen viel Gutes verhieß, denn die »alten Kameraden« waren laut und anspruchsvoll. Nicht die Sorte Kunden, aus denen man Gewinn ohne Verluste ziehen konnte. Wir plauderten, bis die Duchess eine jener wohlbedachten Mutmaßungen äußerte, denen sie den Ruf einer Hexe verdankte. Sie sagte, man würde mich in zehn Minuten hineinbitten. Das stimmte dann ziemlich auf die Minute.

Ich ging leise hinein. Zwei Männer saßen einander an einem prächtigen Mahagonitisch gegenüber. Seine Oberfläche wurde durch eine Glasscheibe geschützt. Um ihn herum standen acht imitierte Hepplewhite-Stühle, sechs davon leer, bis auf den einen, über den ein formloses blaues Jackett gehängt war. Ein billiger Kristallkronleuchter hing über einem Ende des Tisches, woran sich zeigte, daß der Tisch vom Fenster abgerückt worden war, da auch hier in Charlottenburg Fenster gefährlich sein konnten. Einer der Männer rauchte. Er war hemdsärmelig

und hatte die Krawatte gelockert. Das Fenster war einen Spaltbreit geöffnet, so daß der Zug sanft den Vorhang bewegte, ohne den blauen Dunst des Zigarettenrauchs zu vertreiben. Der unverkennbare beißende Gestank des ordinären ostdeutschen Tabaks kratzte mich im Hals. Das Rauchen war einer der wenigen Genüsse, die im Osten noch zu haben waren, und stieß da drüben weder auf offizielle Mißbilligung noch gesellschaftliche Ächtung.

Der Mann namens Valeri war ziemlich alt für einen Agenten im aktiven Dienst. Die hohen Backenknochen und schmalen Augen gaben ihm ein fast asiatisches Aussehen, das in Osteuropa nicht selten ist. Seine Gesichtsfarbe glich der von poliertem rotem Jaspis – mit dunkleren Flecken und glänzend wie ein am Strand gefundener nasser Kiesel. Sein dichtes braunes Haar – dunkler und glänzender gemacht durch eine Pomade – war lang.

Er hatte es nach hinten gekämmt, so daß es wie ein glänzender Helm die oberen Ränder seiner Ohren verdeckte. Seine Augen flackerten in meine Richtung, als ich ins Zimmer kam, aber sein Kopf bewegte sich nicht, und die hohe Stimme fuhr ohne Stocken fort.

Ihm gegenüber saß, die Beine schlaff übereinandergeschlagen, ein junger Mann mit frischem Gesicht. Er hieß Larry Bower und hatte in Cambridge studiert. Sein Haar war blond und wellig; er trug es lang in einem Stil, den ich »byronesk« habe nennen hören, obwohl das einzige Bild des Dichters, das mir erinnerlich ist, diesen mit hinten und an den Seiten kurzgeschnittenem Haar zeigt. Im Kontrast zu Valeris groben, schlechtsitzenden Kleidern trug Bower einen gutgeschnittenen Anzug aus rehbraunem Karostoff, ein weiches gelbes Baumwollhemd, eine Wykehamist-Krawatte und einen gelben Pullover. Sie sprachen Deutsch, das Larry fließend sprach, wie man das erwarten durfte von einem Mann mit deutscher Ehefrau und einem rheinischen Brauerei-Baron

namens Bauer als Großvater. In einem Sessel in der Ecke beugte sich eine grauhaarige Angestellte über ihren Notizblock.

Bower hob die Augen zu mir, als ich hereinkam. Sein Gesicht veränderte sich kaum, aber ich kannte ihn gut genug, um an einem flüchtigen Blick zu erkennen, daß er seine Müdigkeit und Gereiztheit ausdrückte. Ich setzte mich in einen Polstersessel, von dem aus ich beide Männer sehen konnte. »Also noch einmal«, sagte Bower, »dieser neue Moskauer Verbindungsmann.« Als dächte er über ihre Unterhaltung nach, drehte er sich auf seinem Stuhl, um aus dem Fenster zu schauen.

»Nicht neu«, sagte Valeri. »Er ist schon seit Jahren da.«

»Ach, wie viele Jahre?« sagte Bower mit gelangweilter Stimme, noch immer aus dem Fenster sehend.

»Sagte ich Ihnen doch schon«, sagte Valeri. »Vier Jahre.« Bower beugte sich vor und berührte den Heizkörper, als wollte er prüfen, ob er warm sei.

»Vier Jahre.«

»Ungefähr vier Jahre«, erwiderte Valeri mit Nachdruck. All das gehörte zu dem Spiel: Bowers einstudierte Apathie und seine Unfähigkeit, sich die Tatsachen zu merken, sollten den Vernommenen womöglich provozieren, sich in Widersprüche zu verwickeln. Valeri wußte das, und das Mißtrauen, das diese Methoden mit sich brachten, war ihm nicht gerade angenehm. Uns auch nicht. »Würden Sie's mir noch mal zeigen?« fragte Bower und schob eine zerbeulte Pappschachtel über den Tisch. Valeri öffnete die Schachtel und blätterte einen Packen eselsohriger Fotos in Postkartenformat durch. Er ließ sich Zeit dabei, und ich wußte, daß er sich für einen Augenblick entspannte. Selbst bei so einem Mann – einem von unseren eigenen Leuten, soweit wir wußten – konnte die andauernde Belastung eines Verhörs die Saiten des Geistes bis zum Zerreißen anspannen. Er war mit dem ersten Packen Fotos durch und begann mit dem zweiten. »Lassen Sie sich ruhig

Zeit«, sagte Bower, als wüßte er nicht, wie willkommen dem anderen die Atempause war. Bis vor vier Jahren hatte man solche Identifikationsfotos in große ledergebundene Alben geklebt. Dann aber hatte der KGB Besorgnis und Verwirrung in unseren Reihen ausgelöst, indem er drei seiner Doppelagenten instruierte, auf das gleiche Bild an der gleichen Stelle auf der gleichen Seite zu weisen und einen Mann namens Peter Underlet als Spion zu identifizieren, einen Oberst beim KGB. Tatsächlich gehörte Underlets Foto zu denen, die man nur zu Kontrollzwecken in die Sammlung aufgenommen hatte. Der arme Underlet. Sein Bild hätte zu einem derartigen Zweck nie benützt werden sollen. Er war Führungsoffizier bei der CIA, und da Führungsoffiziere von jeher für beide Seiten die begehrtesten Ziele waren, wurde Underlet in die Mangel genommen. Selbst nachdem sie das Manöver des KGB durchschaut hatten, bekam Underlet seine leitende Stellung nicht zurück. Er wurde auf einen lausigen Posten nach Djakarta abgeschoben. Das alles war zu der Zeit passiert, als meine Frau Fiona zur anderen Seite überlief. Wenn das Manöver dazu dienen sollte, Wut und Verachtung der CIA auf ein anderes Ziel zu lenken, war es erfolgreich. Ich vermute, dieses Täuschungsmanöver war uns genauso nützlich wie dem KGB. Ich hatte mich damals gefragt, ob es nicht Fionas Idee war. Wir beide kannten Peter Underlet und seine Frau. Fiona schien sie zu mögen.

»Dies hier«, sagte Valeri und wählte ein Foto, das er sorgfältig etwas entfernt von den anderen auf den Tisch legte. Ich stand auf, um es besser sehen zu können.

»Das ist er also«, sagte Bower, Interesse heuchelnd, als hätten sie das Ganze nicht schon mal durchgezogen. Er nahm das Foto und betrachtete es. Dann reichte er es mir. »Ein gutaussehendes Scheusal, was? Kennen Sie ihn zufällig?«

Ich sah es mir an. Ich kannte den Mann gut. Er nannte sich Erich Stinnes. Er war ein leitender KGB-Mann in Ostberlin. Es

hieß, er sei der Verbindungsmann zwischen dem Moskauer und dem ostdeutschen Sicherheitsdienst. Das Foto mußte neueren Datums sein, denn er war feister geworden, seit ich ihn zuletzt gesehen hatte. Aber noch hatte er den Rest seines spärlichen Haares nicht verloren, und die harten Augen hinter den kleinen Gläsern seiner Brille waren so wild wie eh und je.

»Den Mann habe ich nie gesehen«, sagte ich und reichte Bower das Bild zurück. »Ist es jemand, mit dem wir schon mal Kontakt gehabt haben?«

»Meines Wissens nicht«, sagte Bower. Zu Valeri sagte er: »Beschreiben Sie die Lieferungen noch mal.«

»Am zweiten Donnerstag jeden Monats ... Der KGB-Kurier.«

»Und Sie haben gesehen, wie er's öffnete?«

»Nur das eine Mal, aber jeder weiß ...«

»Jeder?«

»In seinem Büro. Ich meine, ganz Karlshorst redet davon.« Bower lächelte spöttisch. »Daß sich der KGB-Verbindungsmann am zweiten Donnerstag jeden Monats ins Reich der Träume schnüffelte? Und Moskau schaut zu?«

»Die Zeiten haben sich geändert«, sagte Valeri hartnäckig, mit unbewegtem Gesicht.

»Hört sich ganz so an«, sagte Bower, ohne seinen Unglauben zu verbergen.

»Glauben Sie's oder nicht«, sagte Valeri. »Aber ich habe gesehen, wie er sich das weiße Pulver in die Hand schüttete.«

»Und daß er's schnüffelte?«

»Ich ging aus dem Raum. Sagte ich Ihnen doch. Ich habe schnell die Tür hinter mir zugemacht. Ich wollte keinen Ärger kriegen.«

»Und doch konnten Sie sehen, daß es ein weißes Pulver war?«

»Ich wünschte, ich hätte das verdammte Zeug nie erwähnt.« Ich wußte jetzt, wo ich den Mann einzuordnen hatte. Er war ein

typischer Kommunist alter Schule, einer von denen, die den Krieg als Emigranten in Moskau verbracht hatten. Viele von ihnen waren für wichtige Stellungen in dem von Stalin eroberten Deutschland ausgebildet worden. Welche Geschichte steckte hinter diesem hier? Weshalb hatte er sich entschlossen, für uns zu arbeiten? Erpressung? Hatte er ein – politisches oder gewöhnliches – Verbrechen begangen? Oder war er nicht aus dem Holz geschnitzt, aus dem man Führer macht? Oder war er einfach eins von diesen unbequemen Individuen, die nicht für sich denken lassen?

»Kein Kommentar«, sagte Bower mit müder Stimme und sah auf seine Uhr.

Valeri sagte: »Nächste Woche werde ich genauer hinsehen.« Ich merkte, wie Bower erstarrte. Für einen aktiven Agenten war die Bemerkung verdammt unvorsichtig. Ich hatte nicht mitkriegen sollen, daß dieser Valeri ein Doppelagent war, der regelmäßig hin und her wechselte. Es war die Sorte Versprecher, die Leuten den Kopf kosten kann. Valeri war müde. Ich tat, als hätte ich die Entgleisung nicht bemerkt.

Bower machte es genauso. Er hätte es festhalten und den Mann verwarnen sollen, aber er wandte sich mit einem fast unmerklichen Kopfschütteln an die Stenografin, ehe er mich ansah. In ruhigem Ton fragte er: »Bringt das was?« Das war das Stichwort für mich, aus dem Zimmer zu gehen.

»Nicht, soweit ich es beurteilen kann.«

»Frank wollte, daß Sie Bescheid wissen«, setzte er hinzu für den Fall, daß ich das Signal verpaßt hätte, abzuhausen und ihn seine schwierige Arbeit weitermachen zu lassen.

»Wo ist er?«

»Er mußte weg.« Bower nahm den Telefonhörer ab und sagte, in dreißig Minuten sei Mittagspause. Ich fragte mich, ob auch das ein Trick war. Vernehmungsbeamte machten so etwas manchmal, um die Zeit lang werden zu lassen und so die Spannung zu erhöhen.

Ich sprang auf. »Sagen Sie ihm Dank«, sagte ich. Er nickte. Ich ging in das Vorzimmer, wo Teacher auf mich wartete. Er sagte nicht »Na denn« und stellte auch keine der üblichen höflichen Fragen. Vernehmungen sind von einer Art Beichtgeheimnis umgeben. Sie finden statt, und man sieht, daß sie stattfinden, spricht aber nie von ihnen. »Bringen Sie mich nach Kreuzberg zurück?« fragte ich ihn.

»Wenn Sie da hinwollen«, sagte Teacher.

Wir verabschiedeten uns von der Duchess und gingen nach unten, wo uns der Wächter die doppelt verschlossene Tür öffnete.

Die Straßen waren leer. Das deutsche Ladenschlußgesetz – das, weil die Gewerkschaften es so wollen, alle Läden die meiste Zeit geschlossen hält – kann einen gemütskrank machen, und landauf, landab sind Wochenenden in Deutschland eine den Geist lähmende Erfahrung. Touristen streunen ziellos. Einwohner, denen Speis und Trank ausgegangen sind, suchen die Straßen ab in der Hoffnung, einen Tante-Emma-Laden zu entdecken, wo ein Ladeninhaber gewillt ist, gegen das Gesetz zu verstoßen und ein Brot, eine Tafel Schokolade oder einen Liter Milch an der Hintertür zu verkaufen.

Während wir durch die verödeten Straßen fahren, sagte ich zu Teacher: »Sind Sie mein Aufpasser?« Teacher sah mich ausdruckslos an.

Ich fragte ihn noch mal: »Sind Sie als mein Wärter eingeteilt?«

»Ich weiß nicht, was ein Wärter ist.«

»Es gibt welche im Zoo. Die kümmern sich da um die Tiere.«

»Brauchen Sie das denn, einen Wärter?«

»War das Franks Idee?«

»Frank?«

»Verarschen Sie mich nicht, Teacher. Ich habe diese Stadt

schon auf den Kopf gestellt, als Sie noch kurze Hosen trugen.«

»Frank weiß nichts davon, daß Sie hergekommen sind«, sagte er mechanisch. Das widersprach allem, was er mir vorher gesagt hatte, aber er wollte die Unterhaltung beenden, indem er mir zu verstehen gab, daß er nur seinen Anweisungen folgte: Franks Anweisungen.

»Und Frank hält sich zurück, damit er wahrheitsgetreu nach London berichten kann, er hätte mich nicht gesehen.« Teacher schaute angestrengt umher und schien nicht genau zu wissen, wie er zu fahren hatte. Er fuhr langsamer, um die Hinweisschilder zu lesen. Ich ließ ihn machen. Schließlich sagte er: »Und das ärgert Sie?«

»Und warum sollte es nicht?«

»Weil, wenn Frank vernünftig wäre, er Sie in ein Flugzeug nach London setzen und es Ihnen und London überlassen würde, alles ins reine zu bringen«, sagte Teacher.

»Ist es das, was Sie machen würden?«

»Verdammt noch mal, genau das«, sagte Teacher. Wir fuhren auf der Heerstraße, wo an einem Wochentag dichter Verkehr wäre. Immer mal wieder hatte grauer Glanz die Luft gefüllt, wenn ein Schauer eine Probe versprochenen Schnees lieferte. Jetzt fing es ernsthaft an. Große, spitzige Flocken wirbelten herab. Wieder und wieder war der letzte Schnee gekommen, und noch immer hielt die Kälte an und erinnerte Gäste aus anderen Klimazonen, daß Berlin am Rande von Asien lag. Entweder aus Versehen oder in einem Versuch, mich mit seiner Kenntnis der Stadt zu beeindrucken, bog Teacher ab und suchte eine Abkürzung um das Messegelände herum. Zweimal geriet er dabei in Sackgassen. Schließlich erbarmte ich mich seiner und lotste ihn nach Halensee. Dann, als wir auf den Kurfürstendamm kamen, lehnte er sich in seinen Sitz zurück, seufzte und sagte: »Ich nehme an, ich bin Ihr Wärter.«

»Und?«

»Frank würde vielleicht gerne Ihre Meinung hören.«

»Berlin ist die Heroin-Hauptstadt der Welt«, sagte ich.

»Ja, das habe ich in der Welt gelesen«, sagte Teacher. Ich ignorierte den Sarkasmus.

»Das Zeug kommt über den Flughafen Schönefeld herein. Diese Bastarde vergewissern sich, daß es auch auf dieser Seite der Mauer ankommt.«

»Wenn alles hierher kommt, könnte es schließlich doch sein, daß jemand versuchte, ein bißchen davon zurückzuschicken«, sagte Teacher. »Stinnes ist inzwischen ein ganz großes Tier. Er hätte eine Menge zu verlieren. Es will mir einfach nicht in den Kopf, daß er sich Heroin – oder was auch immer – durch einen Armee-Kurier aus dem Westen mitbringen läßt.«

»Aber?«

»Ja, aber. Stinnes weiß, wie der Laden läuft. Er ist lange im Westen gewesen. Er ist ein großer Frauenheld, und gewisse harte Drogen werden in Verbindung mit Sex gebraucht.«

»In Verbindung mit Sex? Wie denn?«

»Eine Menge Leute nehmen Drogen nur, wenn sie Gesellschaft im Bett haben. Und daß Stinnes in diese Kategorie fällt, halte ich für möglich.«

»So erzähle ich Frank also, daß Sie's für möglich halten?«

»Nur für möglich, nicht für wahrscheinlich.«

»Ein feiner Unterschied«, sagte Teacher.

»Einst vor langer Zeit hat dieser Stinnes sich auf meine Kosten vergnügt ... Er erzählte mir, er wolle zu uns überkommen.«

»KGB? Rekrutiert?«

»Das war's, was er sagte.«

»Und Sie haben's geschluckt?«

»Ich riet zur Vorsicht.«

»Das ist immer das Beste: alle Ausgänge überwachen«, sagte Teacher. Er war nicht einer meiner glühendsten Bewunderer.

Ich vermutete, Frank hatte mich zu golden gemalt.

»Jedenfalls: Gebranntes Kind scheut das Feuer.«

»Ich werde Frank genau mitteilen, was Sie gesagt haben«, versprach er.

»Hier geht's aber nicht nach Kreuzberg.«

»Keine Angst. Ich dachte, ich könnte Sie noch zum Mittagessen mitnehmen, ehe ich Sie in Ihren Slum zurückbringe.« Vielleicht war auch das Franks Idee, überlegte ich. Mr. Teacher schien mir kein Mann spontaner Gesten zu sein.

»Danke.«

»Ich wohne in Wilmersdorf. Meine Frau hat immer zuviel Essen im Haus. Paßt Ihnen das?«

»Ja, danke«, sagte ich.

»Ich habe diesen Monat über meine Verhältnisse gelebt. Wir hatten Hochzeitstag.«

Als wir in Wilmersdorf ankamen, lagen die Straßen in ein zartes Gewebe von Schnee gehüllt. Teacher wohnte in einem eleganten neuen Apartmenthaus. Er parkte den Wagen in der Tiefgarage, die zum Haus gehörte. Diese war gut beleuchtet und geheizt: Luxus, verglichen mit Kreuzberg. Wir nahmen den Aufzug zu seiner Wohnung in der vierten Etage.

Er klingelte, während er die Wohnungstür aufschloß. Drinnen rief er seine Frau: »Clemmie? Clem, bist du da?«

Ihre Stimme antwortete aus einem höhergelegenen Raum. »Wo zum Teufel bist du gewesen? Weißt du, wie spät es ist?«

»Clemmie.«

Noch immer kam sie nicht. »Ich habe schon Mittag gegessen. Du wirst dich mit einem Ei oder dergleichen begnügen müssen.«

Unbeholfen im Korridor stehend, blickte er auf den leeren Treppenabsatz, dann auf mich und lächelte bekümmert. »Dann Eier? Clemmie wird uns Omeletts machen.«

»Na prima.«

»Ich habe einen Kollegen mitgebracht«, rief er laut. Nun kam seine Frau die Treppe herunter, nervös und lächelnd. Sie lohnte das Warten: jung, langbeinig und wohlgeformt. Sie berührte ihr sorgfältig frisiertes Haar und strahlte mich an. Sie sah aus, als hätte sie sich eben frisch geschminkt. Ihr Lächeln erfor, als sie ein paar Schneeflocken auf seinem Mantel bemerkte. »Mein Gott, wann wird es denn endlich Sommer in dieser verdammten Stadt?« sagte sie, als wäre er dafür verantwortlich.

»Clemmie«, sagte Teacher, nachdem er ihre zu diesem Zweck dargebotene Wange geküßt hatte, »das ist Bernard Samson, aus dem Büro.«

»Der berühmte Bernard Samson?« fragte sie mit einem kehligen kleinen Lachen. Ihre Stimme war jetzt leiser und ihr freundlicher Spott nicht unattraktiv.

»Ich nehme an«, sagte ich. Die unschuldige Frage, ob ich verheiratet sei, hätte sich der gute Mr. Teacher sparen können. Selbst seine Frau wußte alles über mich.

»Ziehen Sie den Mantel aus, Bernard«, sagte sie in dem spaßend flirtenden Ton, der ihr natürlich zu sein schien. Vielleicht fühlte sich der biedere Teacher aus diesem Grund zu ihr hingezogen. Sie nahm meinen alten Mantel, hängte diesen auf einen hölzernen Kleiderbügel mit der Aufschrift »Disneyland Hotel Anaheim, California« und sodann in einen antiken Walnußschrank. Sie war stark parfümiert und trug ein durchgeknöpftes Kleid von hellgrüner Wolle, große Ohrringe und eine goldene Halskette. Nichts, was man zum Kirchgang anziehen würde. Sie mochte sechs oder acht Jahre jünger sein als ihr Mann, und ich fragte mich, ob sie versuchte, sich diese anmaßende Bestimmtheit anzutrainieren, die junge Gattinnen brauchten, um den gesellschaftlichen Anforderungen des Berliner Milieus gewachsen zu sein.

»Bernard Samson: Geheimagent! Ich habe noch nie einen richtigen Geheimagenten gesehen.«

»Das ist schon lange her«, sagte Teacher warnend.

»So lange kann das noch gar nicht her sein«, sagte sie schelmisch. »Er ist doch noch so jung. Also, wie ist das, wenn man Geheimagent ist, Bernard? Sie haben doch nichts dagegen, daß ich Sie Bernard nenne, nicht wahr?«

»Natürlich nicht«, sagte ich verlegen.

»Und Sie sagen Clemmie zu mir.« Sie griff mit theatralisch verschwörerischer Gebärde nach meinem Arm. »Erzählen Sie mir, wie es ist. Bitte.«

»Es ist ungefähr so, als wäre man ein heruntergekommener Privatdetektiv«, sagte ich. »In einem Land, wo es einem dreißig Jahre Knast einbringt, Privatdetektiv zu sein. Oder Schlimmeres.«

»Mach uns was zu essen, Clemmie«, sagte Teacher in einem Ton, dem anzuhören war, daß seine momentane Verlegenheit langsam in Wut umschlug. »Wir sind halb verhungert.«

»Darling, es ist Sonntag. Laß uns feiern. Machen wir diese wunderbare Büchse Sewruga auf, die dir jemand geschenkt hat, nach dem ich dich nicht befragen darf«, sagte sie.

»Fabelhafte Idee«, sagte Teacher und schien erleichtert. Nicht daß er direkt glücklich ausgesehen hätte. Aber das tat er wohl nie. Clemmie ging in die Küche, den Kaviar zu holen, während Teacher mich ins Wohnzimmer führte und fragte, was ich trinken wolle.

»Haben Sie Wodka?« fragte ich.

»Stolitzschnaja oder Zubrowka oder eine deutsche Marke?«

»Zubrowka.«

»Ich hole ihn aus dem Eisschrank. Machen Sie sich's bequem.« Kaum war er aus dem Zimmer, sah ich mich um. Ich weiß, daß sich das für einen Gast eigentlich nicht schickt, aber ich kann der Neugier nie widerstehen. Es war ein kleines, aber bequemes Apartment mit einem riesigen Sofa, einer großen Hi-Fi-Anlage und einem langen Regal voller CDs, größtenteils Popgruppen von gestern, die, vermutete ich, wohl Clemmie

gehörten. Auf dem Beistelltisch lag ein Fotoalbum, in Leder gebunden und mit Troddeln dran, die Sorte Album, in der die Leute prächtige Hochzeiten dokumentieren. Es war mit zusätzlichen Bildern und Programmen vollgestopft, daß es die Seiten spreizte. Ich schlug es auf. Auf jeder Seite Bilder von Clemmie: Clemmie auf dem Sportfeld, beim 1000-Meter-Lauf, Hürdenlauf, Clemmie mit Medaillen ausgezeichnet, silberne Pokale schwenkend. Alle Bilder waren liebevoll mit gestochen geschriebenen Titeln versehen. Hinten eingelegt waren schon vergilbende Sportseiten aus Lokalzeitungen, die große Anzeigen für Schönheitssalons und Seniorenheime brachten, auf denen sie gleichfalls abgebildet war. Auf all diesen Bildern sah sie so jung aus: sehr, sehr jung. Sie hatte sich diese Bilder wohl gerade angesehen, als sie die Tür hörte und nach oben lief, ihr Make-up aufzufrischen. Arme Clemmie.

Das Apartmenthaus war neu und hatte dünne Wände. Als Teacher in die Küche kam, hörte ich seine Frau mit lauter Stimme sagen: »Jesus Christus, Jeremy! Warum hast du ihn bloß mitgebracht?«

»Ich hatte das Geld nicht, sonst hätten wir alle in einem Restaurant essen können.«

»Restaurant? Wenn das im Büro bekannt wird, kriegst du bestimmt Ärger.«

»Frank hat gesagt, ich soll ihn zum Essen einladen. Frank mag ihn.«

»Frank mag jeden, bis es kracht.«

»Ich bin für ihn zuständig.«

»Darauf hättest du dich niemals einlassen dürfen.«

»Es gab keinen anderen.«

»Du hast mir gesagt, daß er ein Ausgestoßener ist, und so wirst du auch enden, wenn du dir das Schwein nicht vom Leibe hältst.«

»Bitte, laß mich tun, was ich für richtig halte.«

»Weil ich dich das habe machen lassen, sitzen wir jetzt in

dieser beschissenen Stadt.«

»In sechs Monaten haben wir einen schönen, langen Urlaub.«

»Noch sechs Monate hier mit diesen Scheiß-Krauts, und ich bin reif für die Klapsmühle«, sagte sie.

Ich hörte die Tür des Eisschranks zuschlagen und das Geräusch von Eiswürfeln, die in einen Krug geschüttet wurden.

»Du mußt schließlich nicht mit ihnen klarkommen«, sagte sie. Ihre Stimme war jetzt schrill. »Wie sie sich zum Beispiel an der Kasse immer vordrängeln. Ich hasse diese Deutschen. Und dieses ekelhafte Winterwetter, das nie aufhört! Ich halte es einfach nicht mehr aus!«

»Ich weiß, Liebling.« Seine Stimme blieb leise und zärtlich. »Aber bitte, versuche es trotzdem.«

Als er zurückkehrte, goß er uns beiden reichlich Wodka ein, den wir schweigend tranken. Ich nehme an, er wußte, wie dünn die Wände waren.

Es war eine mühsame Mahlzeit. Wir verzehrten 250 Gramm russischen Kaviar in fast vollkommenem Schweigen. Es gab Roggenbrot und Wodka dazu. »Aus dem Frühjahrsfang«, sagte Teacher, den Kaviar kostend, kennerisch. »Der ist immer der beste.«

Da ich nicht genau wußte, wie eine derartige Bemerkung zu quittieren war, sagte ich nur, er sei köstlich.

Clemmies Mascara war verschmiert. Sie trug kaum zum Smalltalk ihres Mannes bei. Sie wollte auch keinen Wodka, sie trank Wasser. Beide taten sie mir leid. Ich wollte ihnen sagen, sie sollten das alles nicht so tragisch nehmen. Ich wollte ihr sagen, das sei nur der Berliner Blues, die Klaustrophobie, an der alle Frauen, die ihren dorthin versetzten Männern auf »die Insel« folgten, erst mal litten.

Aber ich war zu feige. Ich beteiligte mich also nur an Mr. Teachers zähem Geplauder und tat so, als merkte ich nicht, daß die beiden unterdessen in aller Stille ihren ganz persönlichen

und privaten Krach miteinander hatten.

3

»Fahren Sie weiter«, sagte ich zu Teacher, als er die Fahrt verlangsamte, um mich aussteigen zu lassen.

»Was?«

»Fahren Sie weiter, fahren Sie weiter, fahren Sie weiter!«

»Was ist denn mit Ihnen?« sagte er, fuhr aber weiter und an dem Wagen vorbei, der mir aufgefallen war. Dieser parkte genau vor meiner Haustür.

»Biegen Sie rechts ab, und fahren Sie einmal ums Karree.«

»Was haben Sie gesehen? Einen Wagen, den Sie kennen?«

Ich machte ein ausweichendes Geräusch.

»Was denn?« beharrte er.

»Einen Wagen, den ich nicht kannte.«

»Welcher?«

»Der schwarze Audi ... zu schick für diese Straße.«

»Sie werden nervös, Samson. Ich möchte wetten, daß der Wagen vollkommen harmlos ist ...«

Noch während er das sagte, fuhr ein Polizeiwagen langsam an uns vorbei, aber Teacher ließ sich nicht anmerken, daß er ihn bemerkte. Vermutlich hatte er andere Sorgen. »Vielleicht haben Sie recht«, sagte ich. »Ich bin wohl ein bißchen nervös. Mir fällt jetzt ein, daß der Wagen dem Bruder meiner Wirtin gehört.«

»Na bitte«, sagte Teacher. »Habe ich doch gesagt, daß er ganz harmlos ist.«

»Ich muß mich endlich mal richtig ausschlafen. Lassen Sie mich an der Ecke raus. Ich brauche Zigaretten.«

Er hielt vor dem Laden. »Geschlossen«, sagte er.

»Sie haben einen Automaten am Eingang.«

»Na gut, denn.«

Ich öffnete die Wagentür. »Danke für die Einladung zum Kaviar. Bestellen Sie auch Clemmie meinen Dank. Und entschuldigen Sie meine Aufdringlichkeit.« Er hatte mich eine

heiße Dusche nehmen lassen. Ich fühlte mich besser danach, fragte mich aber, ob der abgespülte Dreck nicht den Abfluß verstopft hatte. Ich war dankbar. »Und schöne Grüße an Frank«, trug ich ihm zuletzt noch auf.

Er nickte. »Ich habe mit ihm telefoniert. Frank sagt, Sie sollten Rudi Kleindorf lieber aus dem Weg gehen.«

»Also keine schönen Grüße.«

Er gestattete sich ein düsteres, kleines Lächeln, gab Gas und fuhr ab, kaum daß ich die Tür zugeschlagen hatte. Er machte sich Sorgen wegen seiner Frau. Ich atmete tief durch. Die Luft war dick vom Gestank aus den Braunkohlekraftwerken, die rings um die Stadt in der DDR stehen. Sie erstickte die Bäume, verbrannte einem den Rachen und füllte einem die Nase mit Ruß. Es war die Berliner Luft.

Ich wartete, bis Teachers Wagen um die Ecke war, ehe ich vorsichtig die Straße ein Stück zurückging und ans Fenster des roten VW Golf klopfte. Werner griff herüber und öffnete die Tür. Ich setzte mich auf den Rücksitz. »Gott sei Dank. Alles in Ordnung, Bernie?«

»Warum denn nicht?«

»Wo bist du gewesen?« Werner konnte seine Gefühle gut verbergen, aber jetzt war er unverkennbar erregt.

»Ist das wichtig?« sagte ich. »Was ist denn los?«

»Spengler ist tot. Irgend jemand hat ihn ermordet.« Mir kam die Galle hoch. Ich war zu alt für so was, zu alt, zu teilnehmend, zu verheiratet, zu weich. »Ermordet? Wann?«

»Das wollte ich dich fragen«, sagte Werner.

»Was soll das heißen, Werner? Glaubst du etwa, ich würde dieses Häufchen Elend umbringen?« Werners Ton ärgerte mich. Ich hatte Spengler gern gehabt.

»Ich habe Johnny gesehen. Er hielt Ausschau nach dir, um dich zu warnen, daß die Bullen hier sind.«

»Und was ist mit Johnny?«

»Johnny ist auf dem Polizeipräsidium und wird

vernommen.«

»Er hat keine Papiere«, sagte ich.

»Eben. Also werden sie ihn in die Mangel nehmen.«

»Mach dir keine Sorgen. Johnny ist ein guter Junge«, sagte ich.

»Wenn er zwischen der Ausweisung nach Sri Lanka und einem umfassenden Geständnis zu wählen hat, wird er ihnen erzählen, was er weiß«, sagte Werner mit störrischer Logik.

»Er weiß nichts«, sagte ich.

»Er könnte einige schädliche Mutmaßungen anstellen, Bernie.«

»Scheiße!« Ich rieb mir das Gesicht und versuchte, mich zu erinnern, was Johnny etwa Kompromittierendes gesehen oder mit angehört haben könnte.

»Duck dich, die Bullen kommen raus«, sagte Werner. Ich ging auf dem Boden in Deckung. Da unten roch es stark nach dem Gummi der Fußmatten. Werner hatte die Vordersitze vorgerückt, um mir hinten genug Platz zu schaffen. Werner dachte an alles. Unter seinen ruhigen, logischen und konventionellen Äußerungen verbarg sich eine verzehrende Leidenschaft – um nicht zu sagen Besessenheit – für Spionage. Werner folgte den veröffentlichten und unveröffentlichten Sagas des kalten Krieges mit der Hingabe, die andere Männer an die schwankenden Geschicke von Fußballmannschaften wandten. Werner wäre der perfekte Spion gewesen. Nur daß perfekte Spione wie perfekte Ehemänner zu berechenbar sind, in einer Welt zu überleben, in der das Glück den Impulsiven begünstigt. Zwei uniformierte Polizisten gingen vorbei zu ihrem Wagen. Einer von ihnen sagte: »Mit der Dummheit kämpfen Götter selbst vergebens.«

»Schiller«, sagte Werner in einem Ton, in dem sich Stolz und Bewunderung mischten.

»Vielleicht studiert er für den Aufstieg in den gehobenen Dienst«, sagte ich.

»Irgend jemand hat Spengler eine Plastiktüte über den Kopf gezogen und ihn erstickt«, sagte Werner, nachdem die Polizisten in ihren Wagen gestiegen und abgefahren waren. »Ich nehme an, er war betrunken und hat sich nicht sehr gewehrt.«

»Die Polizei wird sich seinetwegen keine grauen Haare wachsen lassen«, sagte ich. Ein toter Junkie in dieser Gegend von Kreuzberg war nicht die Sensation, zu der sich Pressefotografen drängten. Spengler kriegte bestenfalls ein paar Zeilen im Lokalteil.

»Spengler schlief in deinem Bett«, sagte Werner. »Irgend jemand hat dich umzubringen versucht.«

»Wer will mich umbringen?« sagte ich.

Werner schneuzte sich sehr sorgfältig mit einem großen weißen Taschentuch. »Du hast in letzter Zeit unter erheblicher Anspannung gestanden, Bernie. Ich weiß nicht, ob ich damit fertig geworden wäre. Du brauchst dringend ein bißchen Erholung.«

»Versuch nicht, mich zu schonen«, sagte ich. »Was willst du mir sagen?«

Er runzelte die Stirn in dem Bemühen, die richtige Formulierung dessen, was er mir sagen wollte, zu treffen. »Du machst eine komische Zeit durch. Du denkst nicht mehr gerade.«

»Erzähl mir nur, wer mich umbringen will.«

»Ich wußte, daß ich dich beunruhigen würde.«

»Du beunruhigst mich nicht, aber sag es mir.« Werner zuckte die Achseln.

»So ist es«, sagte ich. »Jeder erzählt mir, daß ich in Lebensgefahr bin, aber niemand weiß, durch wen.«

»Du hast ein Hornissennest aufgescheucht, Bernie. Deine eigenen Leute wollen dich verhaften, die Amerikaner dachten, du wolltest ihnen Ärger machen, und Gott weiß, was Moskau sich zusammenreimt.«

Jetzt fing er an zu reden wie Rudi Kleindorf, genaugenommen wie eine Menge Leute, die der Versuchung, mir gute Ratschläge zu geben, nicht widerstehen konnten. Ich sagte: »Würdest du mich zur Wohnungstür des Langen fahren?« Für einen Augenblick überlegte er.

»Da ist niemand zu Hause.«

»Woher weißt du das?« fragte ich.

»Ich habe jeden Tag angerufen, genau wie du's mir gesagt hast. Außerdem Briefe geschrieben.«

»Ich werde an die Tür hämmern. Vielleicht hatte ja der Große recht. Vielleicht stellt der Lange sich taub. Vielleicht ist er die ganze Zeit zu Hause.«

»Und geht nicht ans Telefon und liest nicht seine Post? Das würde dem Langen aber gar nicht ähnlich sehen.«

Der Lange war ein Amerikaner, der in Berlin lebte, seit es Berlin gab. Werner konnte ihn nicht leiden. Allerdings gab es kaum jemanden, der den Langen mochte, außer vielleicht seiner geduldigen Frau, und die besuchte mehrmals im Jahr Verwandte. »Vielleicht macht auch er gerade eine komische Zeit durch«, sagte ich.

»Ich komme mit.«

»Setz mich einfach vor der Haustür ab.«

»Und wie willst du wieder nach Hause kommen?« fragte Werner in dem klagenden, gequälten Ton, den er immer anschlug, wenn er mich bei einer katastrophalen Dummheit gewähren lassen mußte.

Als wir in die Straße kamen, wo der »Lange« John Koby wohnte, dachte ich, Werner würde wegfahren und mich mir selbst überlassen, aber sein Zögern war nur vorübergehend, und er wollte schließlich nichts davon wissen, daß ich alleine hinaufging.

Es war eines der für Berlin typischen Mietshäuser der Gründerzeit. Seit meinem letzten Besuch hier waren die Haustür und die Eingangshalle frisch gestrichen worden, auch

hatte man dort eine Reihe von Hausbriefkästen angebracht, die jeder mit dem Namen eines Mieters gekennzeichnet waren. Doch bis zur ersten Etage hinauf war die Renovierung nicht gekommen. Auf jeder Etage mußte die Treppenbeleuchtung neu angeknipst werden, deren trübes Licht dann kurzfristig den Anblick der an die Wände gesprühten Graffiti gewährte, die Fußballmannschaften oder Popgruppen rühmten oder sich in den gegenstandslosen Kringeln und Zickzackmustern ergingen, die proklamieren, daß Graffiti kein Monopol der Schriftkundigen zu sein brauchen.

Der Lange wohnte im obersten Stock. Die Tür war alt und abgestoßen, das Namensschild über der Klingel war abgerissen worden, vielleicht weil der Name da nicht mehr stehen sollte. Mehrmals drückte ich ausdauernd auf den Klingelknopf, hörte es drinnen aber nicht läuten. Dann klopfte ich, erst mit den Knöcheln, dann mit einer Münze, die ich in meiner Tasche gefunden hatte.

Die Münze brachte mich auf eine Idee. »Gib mir ein bißchen Geld«, sagte ich zu Werner.

Gefällig wie immer öffnete Werner seine Brieftasche und reichte sie mir. Ich nahm einen Hundertmarkschein, riß ihn vorsichtig entzwei. Mit Werners dünnem silbernen Drehbleistift schrieb ich auf eine der Hälften: Langer mach endlich auf, du Bastard und schob sie dann unter der Tür durch.

»Er ist nicht da«, sagte Werner, verständlicherweise befremdet von meiner launenhaften Verfügung über sein Geld. »Es ist kein Licht an.«

Werner meinte, daß keins durch die Türspalten zu sehen war. Ich wies ihn nicht daraufhin, daß der lange John Koby schon seit einer kleinen Ewigkeit im Spionagegeschäft war. Wie immer man ihn auch einschätzte – und meine eigenen Gefühle waren gemischt –, ein bißchen verstand er vom Geschäft. Er war nicht der Typ, der so tun würde, als sei er weggefahren, und gleichzeitig Licht aus den Ritzen seiner

Wohnungstür dringen ließ. Ich legte einen Finger auf meine Lippen, und kaum hatte ich das getan, klickte die Zeitschaltung, und wir standen wieder mal im Dunkeln. Stundenlang, jedenfalls kam's mir so vor, obwohl es tatsächlich wohl kaum mehr als drei Minuten waren. Plötzlich wurde die Türverriegelung zurückgeschlagen, knallend wie Schüsse. Werner schnappte nach Luft: Er war erschrocken, ich auch. Der Lange bemerkte das und lachte. »Kommt rein, Leute«, sagte er. Er streckte die Hand aus, und ich gab ihr den Klaps, den der Lange als Begrüßung erwartete. Nur ein schwacher Lichtschimmer fiel aus der Tür. »Bernard! Du vieräugiger Hundesohn!« Über meine Schulter sehend, sagte er: »Und wer ist dieser gutgekleidete Herr mit falschem Schnurrbart und großer roter Pappnase? Kann das Werner Volkmann sein?« Ich merkte, wie Werner vor Ärger erstarrete. Der Lange fuhr fort, ohne eine Antwort abzuwarten: »Ich dachte, ihr Brüder wärt von den Zeugen Jehovas. Diese Halleluja-Fritzen waren diese Woche so ziemlich jeden Abend hier. Dann habe ich gedacht, ›heute ist doch Sonntag, da haben sie sicher frei‹.« Er lachte. Er las meine Botschaft noch einmal und steckte die halbe Banknote in die Tasche seines Hemdes, während wir in die Wohnung gingen. Im Entree war eine walnußfurnierte Flurgarderobe mit Spiegel, Kleiderhaken, Hutbrett und einem Ständer für Regenschirme und Spazierstöcke. Er nahm Werners Hut und Mantel und zeigte uns, wie man das Möbel benutzte. Es nahm fast die ganze Breite des Korridors ein, und wir mußten uns daran vorbeidrücken. Mir fiel auf, daß der Lange das Licht erst anknipste, nachdem er die Wohnungstür geschlossen hatte. Er wollte keinen Schatten auf die Treppe werfen. Hatte er vor irgend jemandem oder irgend etwas Angst? Nein, nicht der Lange: Dieser streitlustige alte Bastard war furchtlos. Er schlug einen schweren Vorhang zurück, der mit dicken Ringen an einer Stange befestigt war. Tatsächlich war es eine alte graue

Wehrmattsdecke, komplett mit Streifen, der einem sagte, welches Ende man über die Füße zu legen hatte. Jetzt hielt sie hier den Zug ab und verhinderte auch, daß Licht aus dem Wohnzimmer in den Korridor fiel.

Sie hatten nur ein großes, bequemes Zimmer, in dem sie sitzen und fernsehen konnten, deshalb benutzte der Lange es auch als Arbeitszimmer. Vom Boden bis zur Decke reichende Bücherregale füllten eine der Wände, darin standen die Bücher in Doppelreihen und ließen, über den Reihen quergelegt, keine Lücke. Auf einem alten Schulpult am Fenster stapelten sich weitere Bücher und stand eine große altmodische Büroschreibmaschine, auf der deutsche Zeitungen und eine Tasse mit Untertasse schwankend das Gleichgewicht hielten.

»Sieh mal, wer endlich doch entdeckt hat, wo wir wohnen«, sagte der Lange in jenem kehligen Bogart-Ton, der zu seinem amerikanischen Englisch paßte. Er war ein hagerer Typ, hatte Kugelschreiber und Bleistifte in der Tasche seines verblichenen Plaid-Hemdes und ausgebeulte Flanellhosen an, die von einem alten US-Army-Leinengürtel gehalten wurden. Seine Frau erschien zu unserer Begrüßung. Das Gesicht sorgfältig geschminkt, das Haar kurz und ordentlich gekämmt, war Gerda noch immer hübsch auf eine strenge, altjüngferliche Art. »Bernard, Lieber! Und Werner auch! Wie schön, euch zu sehen.« Sie war winzig, insbesondere neben ihrem hochgewachsenen Mann. Gerda war Deutsche, durch und durch. Die beiden hatten sich hier 1945 in den Ruinen kennengelernt. Damals war sie Opernsängerin, und ich erinnere mich, daß noch Jahre später Leute sie auf der Straße ansprachen, die sich ihrer erinnerten und um ein Autogramm baten. Das war lange her, und inzwischen war ihre Karriere Sache der Geschichtsbücher. Doch selbst in diesem billigen schwarzen Kleid strahlte sie einen undefinierbaren Zauber aus, und manchmal konnte ich mir vorstellen, wie sie die Sophie im »Rosenkavalier« sang an jenem Abend im Jahre 1943, als ihr

das Publikum der Staatsoper zu Füßen lag und sie über Nacht berühmt wurde.

»Wir haben versucht anzurufen«, erklärte Werner entschuldigend.

»Du siehst gut aus«, sagte Gerda, Werner mit großem Interesse betrachtend. »Du siehst richtig vornehm aus.« Sie sah mich an. »Du auch, Bernard«, fuhr sie höflich fort, obwohl ich den Eindruck hatte, daß mein langes Haar und verwahrloster Aufzug sie beunruhigten.

»Hättet ihr lieber Tee oder Kaffee?« fragte sie. »Oder Wein?« sagte der Lange.

»Tee oder Kaffee«, sagte ich eilig. Jeden Herbst machte Gerda Pflaumenwein, genug für das ganze Jahr, und ich schauderte bei dem Gedanken an die Menge, denn der Lange trank das Zeug literweise. Es schmeckte wie Abbeizer.

»Pflaumenwein«, sagte der Lange. »Gerda macht ihn selber.«

»Wirklich, Gerda?« fragte ich. »Wie schade. Aber ich kriege von Pflaumenwein immer Ausschlag.«

Der Lange verzog das Gesicht. Gerda sagte: »Der Lange trinkt zuviel davon. Das ist nicht gut für ihn.«

»Er sieht dabei aber sehr fit aus«, gab ich zu bedenken, und wenn ich in Betracht zog, daß dieser riesige, aggressive Bursche schon mindestens Mitte Siebzig, wenn nicht drüber war, reichte das fast, mich zu Gerdas Dschungelsaft zu bekehren. Wir nahmen auf dem durchgesessenen Sofa Platz, während Mrs. Koby in die Küche ging, um Tee zu kochen. Der Lange überragte uns. Er hatte sich kaum verändert, seit ich ihn zuletzt gesehen hatte. Genaugenommen war er sogar noch immer ziemlich genau der fürchterliche Tyrann, für den ich vor langer Zeit mal gearbeitet hatte. Er war ein Mann wie ein Fels. Ich erinnere mich, wie einmal jemand im Büro sagte, er würde es lieber mit der Eiger-Nordwand aufnehmen als mit dem Langen, wenn er schlechter Laune ist, und daß Frank

Harrington erwiderte, da sei nicht viel drin. Seit dem Tag hatte ich mir den Längen immer als ein gefährliches Stück Granit vorgestellt: scharf und unnachgiebig und längst von keiner Humusschicht mehr bedeckt, so daß die kantige Erscheinung nackt und mitleidlos war. »Und was kann ich für euch tun, Jungs?« sagte er mit der eiligen Höflichkeit, mit der ein Kaufmann einen Kunden begrüßen mag, der kurz vor Ladenschluß sein Geschäft betritt.

»Ich brauche Rat, Langer.«

»Ach, Rat. Jeder braucht ihn. Niemand nimmt ihn an. Was darf ich dir erzählen?«

»Erzähl mir was über die Mauer.«

»Was willst du wissen?«

»Wie man rüberkommt, von drüben. Ich bin nicht mehr auf dem neuesten Stand.«

Er starrte mich einen Augenblick an, als überlegte er sich meine Anfrage. »Glasnost kannst du vergessen«, sagte der Lange. »Für den Fall, daß du danach fragen wolltest. Den Grenzposten hat von Glasnost noch keiner was gesagt. Da wird noch immer Geld ausgegeben für die Verbesserung der Minenfelder und Stacheldrahtzäune. Da drüben hat sich nichts geändert. Noch immer wird auf jeden armen Teufel geschossen, der so aussieht, als wollte er aus ihrem Teil der Stadt abhauen.«

»Das habe ich schon gehört«, sagte ich. »Wo soll ich also anfangen?«

»Am Anfang.«

»Berliner Mauer. Etwa 70 Kilometer davon umschließen Westberlin. Erbaut Sonntagmorgen, 13. August 1961 ... Aber was soll das, Bernard, du warst schließlich dabei!«

»Macht nichts! Erzähl's mir einfach so, wie du's den ausländischen Journalisten erzählst. Ich muß die ganze Geschichte noch mal durchgehen.« Der Anflug eines Lächelns gab mir zu verstehen, daß der Spott angekommen war. »Also

dann: Zuerst war die in aller Eile hochgezogene Mauer noch nicht vollkommen dicht, so daß es für jemanden, der jung, fit und entschlossen genug war, nicht allzu schwierig war, durchzukommen.«

»Wie?«

»Unter anderem durch die Kanalisation. Die Abwasserkanäle konnten nicht ohne aufwendigste Bauarbeiten zugemauert werden. Einer von meinen Jungs kam durch die Kanalisation aus Klein-Machnow herüber, eine Woche nach dem Mauerbau. Die im Osten hatten Drahtgitter benutzt, die den Durchfluß nicht beeinträchtigten. Meine Leute von dieser Seite gingen mit Drahtscheren rein, schnitten ein Loch in das Gitter, und so kam er raus. Später wurde es allmählich schwieriger. Sie wurden heimtückisch: Statt der Drahtgitter installierten sie Stahlstangengitter, dazu Alarmanlagen und Tretminen – die auf dem Boden der Abflüsse lagen, so daß man sie nicht sah. Die einzigen, von denen ich gehört habe, daß ihnen während der letzten Jahre die Flucht durch die Abwasserkanäle gelungen ist, waren beide ostdeutsche Kanalarbeiter, die so Gelegenheit hatten, die Gitter im voraus zu lockern.«

»Dann kamen also die Tunnels«, sagte ich.

»Nein, zuerst wurde mal geklettert auf Teufel komm raus. Mit Leitern und Matratzen über die Stacheldrahthindernisse. Und dann gab's die Leute, die aus den Fenstern der Häuser gerade an der Grenze sprangen – in die hilfreich ausgebreiteten Sprungtücher der Westberliner Feuerwehr. Das gab phantastische Fotos und trieb die Auflagen in die Höhe, hat aber nicht lange gedauert.«

»Und Autos«, sagte Werner.

»Na klar, Autos: jede Menge Autos. Erinnert ihr euch an den Kabinenroller ... an den armen Kerl, der in den Raum für den Tank gequetscht war? Aber sie kamen den Erfindern schnell auf die Schliche. Und dann wurden alle Berliner, die

bei den Grenztruppen dienten, durch sture Jungens aus den Provinzen ersetzt, schießfreudige Landburschen, die die Berliner sowieso nicht leiden konnten. Die machten solche Tricks bald unmöglich.«

»Falsche Papiere?«

»Darüber solltest du eigentlich mehr wissen als ich«, sagte der Lange. »Aber ich erinnere mich, daß die Leute sich ein paar sehr komische Tricks ausdachten. Ihr Briten habt ja Pässe für Ehepaare, und das hat ein paar Amateuren erlaubt, die eine und andere Person rauszuschleusen, bis die Vopo daraufkam, ›Reist allein‹ in diese Pässe zu stempeln und die Leute bei der Einreise zu fotografieren, um zu verhindern, daß jemand anders ausreiste.«

»Dann sind die Leute in Segelflugzeugen, Flugdrachen, sogar mit Heißluftballons abgehauen«, sagte Werner hilfreich. Er sah mich neugierig an und versuchte offenbar herauszukriegen, weshalb ich wohl den Längen auf eines seiner Lieblingsthemen gebracht hatte.

»Allerdings«, sagte der Lange. »Immer wieder diese verrückten komischen Apparate – und einige funktionierten sogar. Aber nur die wirklich billigen Ideen waren sicher und zuverlässig.«

»Billig?« sagte ich. Diese Theorie war mir neu.

»Je mehr Geld in eine Flucht investiert wurde, desto mehr Leute wurden in das Unternehmen verwickelt, und desto größer wurde auch das Risiko. Eine Methode, die Kosten zu decken, bestand darin, die Geschichte an Zeitungen, Zeitschriften oder Fernsehsender zu verkaufen. Manchmal kam das Geld auf diese Weise rein, aber dann lungerten immer Kameraleute an den Straßenecken herum oder lehnten irgendwo aus dem Fenster. Und manche von diesen jungen Reportern konnten ihren Hintern nicht von ihrem Ellbogen unterscheiden. Profis würden nie bei einer Flucht mitarbeiten, an der Medien beteiligt sind.«

»Am besten waren die Tunnels«, erklärte Werner, der sich wider Willen für den Vortrag des Langen zu interessieren anfang.

»Bis die DDR einen Streifen von hundert Metern innerhalb der Mauer zur verbotenen Zone erklärte, waren Tunnels okay. Aber danach wurde der Weg lang, und man brauchte Ventilation und Tiefbauingenieure, die wußten, was sie taten. Und sie mußten eine Menge Erde bewegen. Es durfte nicht zu lange dauern, oder sie flogen auf. Also brauchte man pro Tunnel zwei, manchmal drei Dutzend Schaufel- und Transportarbeiter. Viele Tüten zu füllen: eine Menge Handlanger. Also mußten entschieden zu viele Leute dichthalten. Und je mehr Leute etwas wissen, wächst nach dem Schneeballprinzip die Gefahr, daß einer quatscht. Und Berliner klatschen gerne.«

Ich sagte nichts. Mrs. Koby brachte den Tee. Auf dem Tablett standen eine silberne Teekanne und vier blaue Tassen und Untertassen mit Goldrand. Das Geschirr hätte ebensogut ein Erbstück sein können wie eine Neuerwerbung vom Flohmarkt auf dem ehemaligen Hochbahnhof Nollendorfplatz. Gerda goß den Tee ein und reichte den Zucker herum sowie den kleinen blauen Teller, auf dem vier Schlotfeger lagen. Der Lange ließ sich Pflaumenwein nachschenken. Den bevorzugte er. Er nahm einen Schluck davon und wischte sich den Mund mit einem großen weinbefleckten Taschentuch.

Er war mit seinem Bericht noch lange nicht fertig. »Da drüben ist jetzt die Mauer ein großes Geschäft. Ein Amt voller hochbezahlter Bürokraten hat nichts weiter zu tun, als sie zu verwalten. Ihr wißt ja, wie das läuft. Gib einem Bürokraten den Auftrag, sich um eine Hundehütte zu kümmern, und binnen kurzem hast du einen aufwendigen kompletten Zoo mit Verwaltungsgebäude. So wurde die Mauer dauernd größer und besser, und mehr und mehr Leute wurden dafür abgestellt. Männer, die sie bewachen, Männer, die sie kontrollieren und

reparieren, Männer, die Berichte über sie schreiben, Berichte mit Kostenvoranschlägen, Fotos, Plänen und Zeichnungen. Und nicht nur Grenzer, sondern überdies Architekten, Zeichner, Gutachter und jede Menge Büropersonal, das Pensionsanspruch hat und so weiter.«

»Man versteht, was du sagen willst, Langer«, sagte ich. Er gab nicht zu erkennen, ob er mich gehört hatte. Er goß sich Wein ein und trank. Der Wein roch wie ein ausgefallener Hustensirup. Ich war froh, dagegen allergisch zu sein. Er sagte: »Eine Riesenverschwendung, ja, aber die Mauer wurde von Woche zu Woche unbezwinglicher.«

»Noch Tee, Bernard«, sagte Gerda Koby. »Es ist so lange her, daß du zum letztenmal hier warst.«

Wenn Gerda meinte, das sei genug, um das Thema zu wechseln, hatte sie sich schwer geirrt. Der Lange sagte: »Frank Harrington hat Agenten durch die U-Bahn-Tunnel reingeschickt und rausgeholt. Wie er das gemacht hat, weiß ich nicht genau. Angeblich hat er einen kleinen Verbindungstunnel von einer Strecke zur anderen graben lassen, der in Stadtmitte herauskam, wo die Westzüge unter dem Ostsektor durchfahren. Das war schlau von Frank«, sagte der Lange, der selten etwas billigte, was das Department tat.

»Ja, Frank ist schlau«, sagte ich. Er sah mich an und nickte. Er schien zu wissen, daß Frank mich durch gerade diesen Tunnel in den Osten rübergeschickt hatte.

»Ärger gab es, als die andere Seite Wind davon kriegte. Sie überwachten die Stelle und schmissen eine Eierhandgranate in den Gully, als zwei von Franks Leuten gerade aussteigen wollten. Den Stationsvorsteher hat der Luftdruck umgehauen ... obwohl er hundert Meter tief im Tunnel war! Frank war nicht da: Der ist damals in London herumscharwenzelt und hat mit seiner baldigen Erhebung in den Ritterstand angegeben, die dann nie stattfand.«

Ich hatte keine Lust, Frank Harrington zu diskutieren. Nicht

mit dem Lagen. »Diplomatenwagen sind also die einzige Möglichkeit«, sagte ich.

»Das waren sie eine Zeitlang«, sagte der Lange mit frostigem Lächeln. »Ich könnte dir von afrikanischen Diplomaten erzählen, die eine Menge Geld verdient haben bei einem Tarif von zehntausend Dollar für eine Fahrt mit einem Flüchtling im Kofferraum. Aber vor ein paar Jahren haben sie einen großen schwarzen Mercedes mit CD-Nummer am Checkpoint Charlie angehalten und ausgeräuchert, angeblich wegen eines ›Ausbruchs von Viehseuche‹. Was immer sie zu diesem Zweck benutzten, es hat jedenfalls dem zweiunddreißigjährigen Kranführer aus Rostock, der im Kofferraum eingeschlossen war, den Atem verschlagen, für immer. Es heißt, daß Verwandte von ihm in Toronto, Kanada, für seine Flucht bezahlt hatten.«

»Wie, sie haben den Kofferraum eines Diplomatenwagens geöffnet?«

»Nein, brauchten sie doch gar nicht«, sagte der Lange finster. »Vielleicht sollte das Giftgas dem mutmaßlichen blinden Passagier nur Kopfschmerzen machen. Aber als der Kofferraum hier aufgemacht wurde, war der Mann darin tot. Hast du das damals gehört, Bernd?«

»Nicht so, wie du es erzählst«, räumte ich ein.

»Genauso war es aber. Ich habe den Wagen gesehen. In den Kofferraum waren von unten Luftlöcher gebohrt, damit der Flüchtling nicht erstickte. Die Grenzposten müssen das gewußt haben und auch, wo sie waren.«

»Und wie ging die Geschichte weiter?«

»Der gewitzte afrikanische Diplomat machte kehrt und nahm die Leiche wieder mit nach Ostberlin in seine Botschaft. Da wurde mittels vordatierter Papiere der Tote zum afrikanischen Staatsbürger. Verstorben in der Botschaft: Totenschein von einem afrikanischen Arzt ausgestellt, deshalb keine Ermittlungen der Volkspolizei. Stille Beerdigung auf

dem Friedhof in Marzahn. Aber jetzt kommt der Witz. Irgendein Idiot im Ausschuß für Auswärtiges der Volkskammer meint, eine Geste des Beileids sei angebracht. Und so schicken sie – im Namen der Regierung und des Volkes der DDR – einen riesigen Kranz, auf dem, aus winzigen Röschen gebildet, die Worte ›Frieden, Vertrauen und Freundschaft‹ zu lesen waren. Der Kranz lag da ein oder zwei Tage auf dem Grab, bis irgend jemand vom Stasi ihn diskret entfernte.« Der Lange lachte laut. »Sei nicht so griesgrämig, Bernie«, sagte er und lachte noch mehr.

»Ich dachte, du hättest bessere Neuigkeiten für mich, Langer. Ich dachte, die Verhältnisse hätten sich ein bißchen entspannt.«

»Ich glaube ja nicht, daß es auf dem Weg über Ungarn oder die Tschechoslowakei leichter geht. Der Zaun ist überall dicht. Und wenn du liest, wie viele Leute bei dem Versuch, über die Mauer zu kommen, getötet worden sind, mußt du die Hunderte noch dazuzählen, die irgendwo außer Sicht auf der anderen Seite in aller Stille verblutet sind.«

»Das ist guter Tee, Gerda«, sagte ich. Ich war noch immer ein bißchen verlegen, wenn ich sie beim Vornamen nannte. Sie war eine von diesen altmodischen Deutschen, denen Höflichkeitsformen noch wichtig sind. Andererseits war sie mit dem Langen verheiratet.

»Willst du jemanden rüberbringen, Bernie?« fragte der Lange. »Hoffentlich ist er reich und kann ordentlich was zahlen.«

»Werners Schwager aus Cottbus«, sagte ich. »Kein Geld, kein gar nichts.«

Werner, der von einem Schwager in Cottbus nichts wußte, sah verdutzt aus, erholte sich aber sofort und stand mir bei. »Ich hab's versprochen«, sagte Werner und lehnte sich zurück und lächelte wenig überzeugend.

Der Lange sah uns einen nach dem anderen an. »Kann er

nach Ostberlin kommen?«

»Er wird in diesem Sommer dort sein«, improvisierte Werner. »Mit seinem Sohn, zum Fest der Freien Deutschen Jugend.« Der Lange nickte. Werner war ein weitaus besserer Lügner, als ich gedacht hatte. Ich fragte mich, ob er sich diese Kunst während seiner Ehe mit der zänkischen Zena angeeignet hatte.

»Dann hast du ja nicht mehr viel Zeit«, sagte der Lange.

»Es muß einen Weg geben«, sagte Werner. Er sah auf seine Uhr und stand auf. Er wollte gehen, ehe ich ihn noch tiefer in dieses Märchen verwickelte.

»Ich werde es mir mal überlegen«, sagte der Lange, als er Werners Mantel und Hut holte. »Hattest du keinen Mantel, Bernie?«

»Nein«, sagte ich.

»Ist dir nicht kalt, Bernard?« sagte Gerda.

»Nein, niemals«, sagte ich.

»Laß ihn«, sagte der Lange. Er öffnete die Tür, aber ehe sie weit genug offen war, daß wir hindurchgehen konnten, sagte er: »Wo ist die andere Hälfte dieses Geldscheines, Bernard?« Ich reichte sie ihm.

Der Lange steckte sie in die Tasche und sagte: »Ein halber Geldschein nützt niemandem was. Stimmt's, Bernie?«

»Das stimmt, Langer«, sagte ich. »Ich wußte, daß du schnell daraufkommen würdest.«

»Ich komme schnell auf eine Menge Sachen«, sagte er bedeutungsvoll.

»Ach, was denn noch?« fragte ich im Hinausgehen. »Na etwa, daß in diesem Sommer kein Fest der Freien Deutschen Jugend in Berlin stattfindet.«

»Vielleicht hat Werner irgendwas falsch verstanden«, sagte ich.

»Vielleicht war's ja die Gesellschaft für Sport und Technik, die diesen Sommer in Ostberlin ihr Fest feiert.«

»Ja«, rief uns der Lange in seiner rauhen Stimme nach.
»Und vielleicht hat ja auch der CIA ein Schnüffler-Festival in Westberlin diesen Sommer.«

»Berlin ist herrlich im Sommer«, sagte ich. »Da trifft sich hier fast alles.«

Ich hörte den Langen knallend die Tür schließen und die Riegel vorlegen mit jenem zusätzlichen Energieaufwand, der oft ein Zeichen schlechter Laune ist.

Als wir die Treppe hinuntergingen, sagte Werner: »Ist es deine Frau Fiona? Versuchst du, sie herauszuholen?« Ich antwortete nicht. Die Treppenbeleuchtung erlosch, und wir setzten den Weg treppab im Dunkeln fort. Gereizt, weil ich seine Frage nicht beantwortet hatte, sagte Werner etwas verdrießlich: »Das war mein Hundertmarkschein, den du dem Langen gegeben hast.«

»Na und«, sagte ich, »es geht doch schließlich um deinen Schwager, oder?«

4

Manche Leute sind geborene Hoteliers, andere bemühen sich, Hotels zu erwerben, aber Werner Volkmann war einer von den seltenen Vögeln, denen ein Hotel aufgezwungen wird. Man könnte sich nicht leicht einen Mann vorstellen, der zur Leitung eines Hotels weniger berufen gewesen wäre als mein guter Freund Werner Volkmann. Seine Fürsorglichkeit für Tante Lisl, die alte Frau, die ihn, den Waisen, großgezogen hatte, zwang ihn, die Leitung ihres Hotels zu übernehmen, als sie zu alt und krank wurde, ihr despotisches Regiment fortzusetzen. Es war kein luxuriöses Etablissement, konnte aber kaum zentraler gelegen sein. Vor dem Krieg war es das Wohnhaus von Lisls Familie im vornehmen Neuen Westen gewesen. Die Teilung Berlins zwischen den Russen und den West-Alliierten 1945 machte aus dieser Gegend das Zentrum des »kapitalistischen Berlin«.

Werner veränderte einiges, nahm aber dabei auf Lisls Gefühle Rücksicht, denn sie wohnte noch im Haus und überwachte jeden neuen Vorhang, jeden Farbtropfen, so daß die Veränderungen den Charakter dieses angenehmen alten Hauses, dessen Inneres zum großen Teil noch so war, wie es vor fünfzig Jahren gewesen, kaum berührten.

Nachdem wir an jenem Abend bei Koby gewesen waren, ließ ich mich von Werner überreden, in sein Hotel zu ziehen. Es hatte ja auch wenig Sinn, den Schmutz und die Unbequemlichkeit meines Kreuzberger Schlupfwinkels wieder aufzusuchen, nachdem Frank Harrington mir nun bewiesen hatte, daß er wußte, wo er mich jederzeit packen konnte, wenn er wollte. Ehe wir zu Bett gingen, lud Werner mich auf ein Glas ein. Wir gingen durch die aufpolierte Bar – es war außer uns niemand dort – in das kleine Büro dahinter. Er schenkte mir ein gutes Glas schottischen Whisky ein, ohne viel Wasser. Werner trank Sodawasser mit nur einem Spritzer Underberg.

Ich sah mich um. Eine erstaunliche Verwandlung hatte stattgefunden, erfreulich besonders für jemanden, der Werner von früher kannte. Der Raum hatte den Charakter einer Studentenbude angenommen, und da waren viele von Werners lang verschollenen Schätzen wunderbar wieder aufgetaucht. Ein Löwenkopf war da, ein von Motten zerfressener alter Bursche, auf dessen hölzernen Untersatz irgendein betrunkenen Angeber säuberlich geschrieben hatte: *felix leo venerabilis*. Daneben an der Wand hing eine alte Uhr. Auf die Vorderseite ihres hölzernen geschnitzten Gehäuses war eine bukolische Szene nicht sehr überzeugend gemalt. Sie tickte laut und ging acht Minuten nach, war aber praktisch Werners einziges Erbstück von seinen Eltern. Von der Decke hing das Modell eines Dornier-Flugboots, das Werner in langer Arbeit selbst gebaut hatte: zwölf Motoren, und wenn man die Verkleidung eines dieser Motoren zurückschlug, sah man drinnen deren Bau in allen Einzelheiten. Ich weiß noch, wie Werner an diesen winzigen Motoren arbeitete, über eine Woche lang war er schlechter Laune gewesen.

Wir hatten noch kaum mehr gesagt, als daß der Lange sich gut gehalten habe, und was für ein wilder alter Teufel er doch sei, als Ingrid Winter hereinkam.

»Bernie bleibt hier bei uns«, sagte Werner weniger begeistert, als mir lieb gewesen wäre; aber so war Werner eben. Ingrid war hereingekommen, ohne mich zu bemerken. »Ach, das ist schön«, sagte Ingrid. Man konnte Ingrid leicht für eine schüchterne alte Jungfer halten, denn sie gab sich gerne so. Ihr ergrauendes Haar, das sie nicht tönkte, ihre ruhige Stimme und der Stil ihrer wollenen Kleider mit Blumenmustern trugen zu diesem Bild bei. Aber obwohl ich sie noch nicht lange kannte, hatte ich doch Ingrid schon als eine tapfere, starke Frau kennengelernt. Werner hatte die gleiche Entdeckung gemacht, aber nicht nur die, denn die Beziehung zwischen ihnen war eng. »Diese Frau war wieder hier«, sagte

sie in mißbilligendem Ton zu Werner.

»Die Duchess?«

»Die Engländerin. Die Frau, von der du gesagt hast, daß sie gern ihre Nase in Sachen steckt, die sie nichts angehen.«

Werner blickte mich an und grinste selbstbewußt. »Was wollte sie?«

»Der Duchess gefällt es hier«, bemerkte ich. »Sie hofft, daß bei euch so was wie ein Club für ihre Bekannten entsteht.« Werners Gesicht spannte sich. Ingrid sah ihn an, während ich sprach, aber ihr Gesicht verriet keine Gemütsbewegung, spiegelte nicht mal diejenige meines Freundes. Werner sah mich an und sagte: »Ingrid glaubt, da steckt mehr dahinter.«

»Was denn?«

»Ich habe ihr von Frank erzählt«, sagte Werner, als erklärte das alles. Als ich darauf nicht reagierte, setzte er hinzu: »Frank will das Lokal benützen. Das ist offensichtlich.«

»Für mich nicht, Werner«, sagte ich. »Wie denn benützen?« Werner goß sich noch etwas Sodawasser ein, dem er nicht mehr als einen Tropfen Underberg zusetzte, der den Inhalt des Glases nur eben färbte. Er nippte daran und sagte: »Ich glaube, Frank hat seinen Leuten befohlen, hierher zu kommen. Dann gehen sie zu ihm ins Büro und berichten jedes Wort, das sie hier gehört, und alles, was sie hier gesehen haben. Und das kommt alles zu den Akten.« Diese leichte Paranoia – und die rührende Überschätzung von Franks Strenge und Tüchtigkeit bei der Führung seiner Geschäfte – bewies einmal mehr die tiefsitzende deutsche Denkweise meines Freundes. Tatsächlich war Frank typisch englisch; faul und gefällig, war Frank ein leichtlebiger Opportunist, dem weder die Energie noch die Neigung zuzutrauen war, eine derartige Operation zu organisieren.

Werner andererseits war provinziell und engstirnig, wozu die Deutschen neigen. Diese unterschiedlichen Lebenshaltungen waren die Ursache ihrer gegenseitigen

Feindschaft, aber das konnte ich keinem von beiden erklären. Werner wäre entsetzt gewesen. Er hielt sich nämlich für einen kosmopolitischen Liberalen. Aber dafür halten sich ja alle reichen und weitgereisten Fanatiker. »Solange sie ihre Drinks bar bezahlen ...«, sagte ich.

Dieser lockere Ton paßte Werner nicht. »Ich habe nichts dagegen, daß Franks Leute herkommen, aber ich will nicht, daß sie das Lokal in die Hand nehmen und versuchen, irgendeinen scheußlichen englischen Pub daraus zu machen. Und überhaupt, Bernie«, sagte er mit sehr ruhiger, gemessener Stimme, als spräche er mit einem kleinen Kind, »wenn du hier bist, werden sie dir nachschnüffeln.«

Die Schwierigkeiten, die ich vielleicht gehabt hätte, Werner etwas auf diese Erklärung zu erwidern, räumte Ingrid aus der Welt. Es kam mir so vor, als hörte sie uns nicht sehr genau zu. Vielleicht war ihr Werners Verdacht, daß das Department vorhabe, sich in seiner Bar zu installieren, ja schon sattsam vertraut. Während einer Pause in der Unterhaltung sagte sie: »Und noch etwas. Ich habe sie von Bernard reden hören. Und über seine Frau.«

Meine Frau! Meine Frau! Jetzt hatte sie meine ganze Aufmerksamkeit, und ich wollte alles haarklein erzählt haben. Sie sagte, die Duchess sei am frühen Abend in die Bar gekommen. Sie hatte Gin und Tonic bestellt und einen Daily Express gelesen. Werner sorgte seit kurzem dafür, daß in den hölzernen Zeitungshaltern des Hotels außer den deutschen auch französische und englische Tageszeitungen hingen. Wenig später seien zwei weitere Angehörige des Departments gekommen – ein Mann und eine Frau – und hätten die Duchess eingeladen, sich zu ihnen zu setzen.

Nach Ingrids Beschreibungen erkannte ich die zweite Frau dieses Trios. Die Stimme, der Burberry-Schal, die Diamantbrosche in Hufeisenform – das war Pinky. Und es gab, Gott sei Dank, nur eine Pinky. Ihr Papa hatte Rennpferde,

Mutti ritt auf die Fuchsjagd, und die nächtlichen Abenteuer ihres Bruders wurden regelmäßig in den Klatschspalten berichtet. Ich weiß noch, wie sie beim Department anfang. Damals hatte sie sich gerade von »Bum-Bum«-Canon scheiden lassen, einem Hauptmann der Horse Guards, der ins Versicherungsgeschäft gewechselt hatte. Sie sagte, sie könnte ihn in Zivil einfach nicht sehen, aber da sprach vielleicht nur ihr Sinn für Humor. Pinky nahm ihren Mädchennamen wieder an, als Bum-Bum wegen Betrugs im Knast landete.

Quer durch die Bar hatte Ingrid gehört, wie Pinky in ihrem schrillen Dialekt sagte: »Wenn ein Mann seine Frau verliert, sieht das ganz nach Unachtsamkeit aus, Liebling.« Und dann lachte sie laut und bestellte noch was zu trinken. »Aber was ist mit dem Telefon?« hatte der Mann gefragt. Langes, blondes, welliges Haar, hoch, fast in der Mitte gescheitelt. Anzug mit Karomuster und senffarbenes Hemd. Larry Bower, der nach einem anstrengenden Arbeitstag im sicheren Haus in Charlottenburg Pinky auf ein Glas eingeladen hatte. Pinky sagte: »Seine Telefone wurden sofort abgehört, als sie abgehauen war. Das ist so üblich. Die Protokolle gehen an Frank.«

»Schließlich werden sie ihn feuern«, sagte Bower. Pinky sagte: »Du weißt doch, wie das im Department läuft, Liebling. Sie müssen sich erst Gewißheit verschaffen. Das wird eine Weile dauern. Wenn sie ihn am Haken haben, beginnt der Drill. Man läßt den Fisch sich müde toben. Sie werden ihn feuern, wenn es ihnen paßt.«

»Ich bin ihr nie begegnet«, sagte Bower. »Wie war sie eigentlich?«

Die Duchess beantwortete diese Frage: »Sehr schön. Aber ich habe nie verstanden, weshalb sie ihn geheiratet hat. Jeder Mann, der sie zu Gesicht kriegte, wollte sie haben, sie hat eine magische Ausstrahlung, nehme ich an. Manche Frauen haben da einfach Glück.«

»Ich habe sie nie richtig kennengelernt«, sagte Pinky. »Das ist keiner gelungen. Sie war keine Frau für Frauen, wenn ihr versteht, was ich meine.«

»Ich glaube, daß sie viel Geld für ihre Kleider ausgegeben hat«, sagte die Duchess. »Aber gerechterweise muß ich sagen, daß sie einen alten Pullover und Jeans anziehen konnte und darin aussehen konnte wie ...«

»Ein Filmstar?« vermutete Bower.

»Nein«, sagte Pinky. »Niemand wie ein Filmstar. Sie war nicht hirnlos, Liebling! Männer ertragen die Vorstellung nicht, daß schöne Frauen intelligent sein können. Sie können aber.«

»Ja, aber was für eine Frau war sie wirklich?« fragte Bower.

»Jeder redet von ihr, aber niemand scheint sie wirklich zu kennen.«

»Eine absolute Kuh!« antwortete Pinky.

»Manchmal kann eine absolute Kuh eine gute Ehefrau sein«, sagte die Duchess.

»O nein!« sagte Pinky. »Sie hat ihm das Leben zur Qual gemacht. Jeder wußte das.«

»Er scheint ganz gut ohne sie auszukommen«, sagte Bower.

»Er ist ein ziemlicher Schauspieler«, sagte die Duchess traurig. »War er schon immer.«

»Er kann eine ganze Menge vertragen«, sagte Bower.

»Ich habe ihn noch nie betrunken gesehen«, sagte die Duchess.

»Wirklich nicht, Liebling? Wo denkst du hin? Natürlich. Aber er zeigt es nicht. Irgendwie hat er nie richtig zu uns gehört, stimmt's?« sagte Pinky.

»Er ist völlig abgebrannt«, sagte die Duchess. »Sind denn keine Papiere verschwunden?« fragte Bower. Pinky sagte: »Nicht, soweit bekannt ist ... aber wer weiß, was er kopiert hat?«

»Und du sagst, sie hat Frank angerufen?« fragte die Duchess. »Heute morgen in seiner Wohnung«, sagte Pinky, die

über alles Bescheid zu wissen schien. »Ich weiß nicht, woher sie die Nummer hatte. Sie wird doch immer wieder verändert.«

»Du meinst nicht, daß sie ... und Frank ...«, sagte Bower. »Was miteinander haben, meinst du?« Pinkys Lachen endete in einem Kichern. »Guter alter Frank! Nicht mein Typ, Liebling, aber es ist erstaunlich, wie die Damen auf diesen armen alten Kerl anspringen.«

Dann in ernsterem Ton: »Nein, ich glaube nicht, daß sich's um so was handeln könnte.«

»Nicht mal in irgendeiner grauen Vorzeit?« sagte Bower. »Nein, nicht einmal in grauer Vorzeit.« Diesmal antwortete die Duchess in einem Ton abschließender Gewißheit. »Hat Frank es ihm also erzählt?« sagte Bower. »Ihrem Gatten?« sagte Pinky. »Über den Anruf ... Nein. Und niemand weiß, was sie gesagt hat. Alles, was wir wissen, ist, daß Frank all seine Termine absagte und sich seinen Wagen bringen ließ ... den er dann selbst fuhr. Niemand weiß, wohin. Möglicherweise hat Franks plötzlicher Aufbruch gar nichts damit zu tun. Ihr wißt ja, wie Frank ist. Vielleicht ist ihm einfach eingefallen, daß er den Tag mit seinen Kumpels vom Militär verbringen oder Golf spielen oder sonstwas wollte.«

»Ich hoffe nur«, sagte die Duchess, »daß nicht alles wieder von vorne anfängt.«

»Drinky für Pinky, Darling«, sagte Pinky zu Bower. Bower sagte: »Was soll alles wieder anfangen?«

»Du wirst es bald merken«, sagte die Duchess. »Das Leben wird einem zur Hölle gemacht, wenn erst diese Sicherheitsüberprüfungen anfangen. Die Innere Sicherheit tritt in Aktion und fragt einem Löcher in den Kopf.«

»Drinky für Pinky, Darling. Drinky für Pinky.«

»Noch dreimal das gleiche«, rief Bower Ingrid zu. Dann betraten fünf muntere Australier die Bar. Sie waren auf irgendeiner von der Regierung finanzierten Spritztour, zum Ankauf von zehntausend Krankenhausbetten oder irgendwas in

dem Genre. Den ganzen Tag hatten sie in einem riesigen Neubauviertel verbracht, wo international namhafte Architekten miteinander gewetteifert hatten, die häßlichsten Wohnanlagen der Welt aus dem Boden zu stampfen. Die Australier brauchten was zum Trinken, und entzückt, nach dem langen Tag Englisch sprechen zu hören, gesellten sie sich zu der Duchess und ihren Freunden für einen feuchtfröhlichen Abend. Die Unterhaltung wandte sich weniger gewichtigen Themen zu, wie etwa der Frage, warum die Deutschen Polen überfallen hatten. Ich dankte Ingrid für ihren Bericht über die Unterhaltung, die sie mit angehört hatte. Dann kippte ich einen weiteren großen Whisky und ging zu Bett.

Ich hatte mein übliches Zimmer. Eine winzige Dachkammer von der Art, die Puccini zur Orchestration von Mimis Hinscheiden inspiriert hat. Zum Badezimmer hatte man da einen weiten Weg. Die großen Blumen und sich windenden Akanthusblätter der Tapete waren mit dem Alter dunkelbraun geworden, so daß das Muster kaum noch zu sehen war, und da in der Ecke war die kleine Kommode, die einst meine Briefmarkensammlung enthalten hatte, meine selbstgemachten Dietriche und den geheimen Schatz von Nazi-Insignien, die zu sammeln mir mein Vater streng verboten hatte.

Das Bett war frisch bezogen, und um die Wärmflasche fand ich einen Schlafanzug gewickelt. Es war ganz so, als hätte Werner gewußt, daß es nicht mehr lange dauern konnte, bis ich zur Vernunft käme.

Ich zog mich aus und legte mich ins Bett, meine Pistole steckte ich in einen Schuh, wo ich sie leicht erreichen konnte, dann schlief ich ein. Ich muß sehr müde gewesen sein, denn ich hatte allen Grund, wach zu bleiben und zu grübeln.

5

In Lisls Hotel – aber vielleicht sollte ich mich jetzt daran gewöhnen, von Werner und Ingrids Hotel zu sprechen – gab es noch kein Telefon auf jedem Zimmer. Am nächsten Morgen um acht wurde an die Tür geklopft. Es war Richard, einer von Lisls Angestellten, den Werner übernommen hatte. »Herr Bernd«, sagte er. »A gentleman phoned, Herr Bernd. Herr Teacher. He comes here. Twelve hours sharply.« Richard war ein nervöser junger Mann, der, wie viele junge Deutsche, aus dem Bundesgebiet nach Berlin gekommen war, um der Wehrpflicht zu entgehen. Bei Lisl bekam er einen Job, lernte hier ein Mädchen kennen und hatte nun nicht vor, zu seinen Eltern nach Bremen zurückzukehren. Ab und zu rief sein Vater an und erkundigte sich, ob der Sohn auch nichts anstelle. Diese Anrufe kamen meist zu später Stunde, und gewöhnlich hörte sich der Vater betrunken an.

Manchmal wünschte ich, daß Richard endlich aufhörte, sein Englisch an mir auszuprobieren, aber er wollte unbedingt seine Sprachkenntnisse verbessern. Er hatte den Ehrgeiz, an der Rezeption eines großen Luxushotels zu arbeiten, was ich Lisl aber nicht verraten sollte. Ich wahrte also sein Geheimnis und antwortete ihm auf englisch und sagte, ich würde unten zu Mittag essen, und wenn mein Besucher, Mr. Teacher, vorher käme, solle er ihn in die Bar führen und ihn einladen, mit mir zu essen. Richard sagte: »It is exactly as you say, Herr Bernd.« Er blinzelte nervös. Er hatte einen umfassenden Vorrat an Sätzen, die er in ganz passablem Englisch vorbringen konnte. Seine Schwierigkeit bestand darin, diese Bruchstücke so zusammenzusetzen, daß die Fugen nicht auffielen.

»Thank you, Richard.«

»You are hotly welcome, Herr Bernd. Have a nice day.«

»You too, Richard«, sagte ich.

Da ich nun wach war, verspürte ich ein überwältigendes

Bedürfnis nach einer Tasse heißem, starkem Kaffee. So saß ich schon Viertel nach neun im Speisesaal – das Frühstückszimmer wurde gerade renoviert – mit Lisl, die Klara winkte, uns Kaffee zu bringen. Die treue Klara trug eine altmodische, gestärkte weiße Schürze mit Spitzenborten am Brustlatz. Lisl bezeichnete sie stets als »das Dienstmädchen«, aber Klara war schon ein sehr altes Mädchen. Sie war dünn und drahtig, ein vogelartiges Geschöpf mit hellen, kleinen Augen, das graue Haar trug sie zu einem festen Knoten geschlungen im Nacken, wie das in ihrer Jugend Mode gewesen war. Man sah ihr an, daß sie ihr Leben lang schwer gearbeitet hatte, geschuftet für Lisl, schon lange bevor das Haus in ein Hotel verwandelt wurde. »Und diesmal«, wies Lisl Klara nachdrücklich an, »tun Sie weniger Kaffee in die Kanne.«

»Manche Leute mögen starken Kaffee«, sagte ich, aber Lisl winkte Klara zu, nicht auf mich zu hören. Als Klara außer Hörweite war, erklärte Lisl mir mit lauter, ernster Stimme: »Sie verschwendet Kaffee. Dabei ist der so teuer. Weißt du, was ich für diesen Kaffee bezahle?« Aus dem Augenwinkel sah ich, wie Klara den Kopf wandte, um besser zu hören, was Lisl sagte. Ich wollte gerade erwidern, es sei doch allmählich Zeit, daß Lisl aufhörte, sich über solche Sachen den Kopf zu zerbrechen, und die Buchhaltung Werner und Ingrid zu überlassen. Aber das letzte Mal, als ich so etwas gesagt hatte, hatte ich damit eine entrüstete Tirade entfesselt, in der mir mit Nachdruck versichert wurde, daß sie noch nicht zu alt sei zu wissen, wie das Hotel geführt werden müsse. Ich nehme an, Werner und Ingrid hatten irgendeinen Weg entdeckt, mit Lisl umzugehen, denn ich hatte nicht den Eindruck, daß sie ihnen die Veränderungen, die sie vorgenommen hatten, übelnahm. Dieser Speisesaal zum Beispiel war vollkommen neu eingerichtet. Man hatte die hölzerne Täfelung abgebeizt und die banalen Drucke durch Aquarelle eines zeitgenössischen Künstlers ersetzt. Sie zeigten Berliner Straßenszenen und

vertrugen sich gut mit einer grausamen Zeichnung von George Grosz, die als einziges Stück des früheren Wandschmucks übernommen worden war. Diese Zeichnung hatte immer neben diesem Tisch gehangen, der an dem Fenster zum Hof stand, und an diesem Tisch saß Lisl zum Mittagessen am liebsten. Einer von Lisls gehässigeren Kritikern sagte einmal, sie sei wie eine Zeichnung von George Grosz: schwarz-weiß, ein Mensch der Extreme, eine ausgezackte Karikatur der dreißiger Jahre. Und heute sah die korpulente Frau im langärmeligen schwarzen Kleid mit ihren schwarz von Mascara umrandeten, durchbohrenden Augen tatsächlich so aus.

Der Kaffee kam, und Klara goß mir welchen in die Tasse. Es war ein dünnes Gebräu, ohne Aroma oder Farbe. Ich sagte nichts dazu, und Lisl tat so, als habe sie nicht mal gemerkt, daß er gebracht worden war. Lisl trank ein wenig Milch. Sie mochte dieser Tage keinen Kaffee. Langsam arbeitete sie sich durch einen roten Apfel, ein Stück Emmentaler und eine Scheibe Schwarzbrot. Ihre arthritische alte Hand – blaß und fleckig, mit Diamantringen bestückt – hielt ein scharfes Küchenmesser und schnitt von dem Apfel ein sehr kleines Stück. Sie nahm es zwischen Finger und Daumen und aß vorsichtig, so daß sie ihren leuchtendroten Lippenstift nicht verschmierte. »Werner hat seine eigenen Ideen«, sagte Lisl plötzlich. Sie sagte das, als redeten wir schon von ihm und als antwortete sie auf eine Frage. »Werner hat seine eigenen Ideen, und er ist fest entschlossen.«

»Was für Ideen?«

»Er hat die Bücher durchgesehen und schreibt mit diesem Textcomputer Briefe an alle Leute, die während der letzten fünf Jahre oder mehr hier gewohnt haben. Er führt auch Buch über die Gäste, ihre Namen, die Namen ihrer Frauen und was sie gerne aßen und welche Schwierigkeiten wir mit ihnen hatten.«

»Ausgezeichnet«, sagte ich. Sie verzog das Gesicht, und so

sagte ich: »Du glaubst, das ist nicht die richtige Methode?«

»Jahrelang habe ich das Hotel geführt ohne diese Sachen«, sagte Lisl. Sie sagte nicht, daß Werner es nicht richtig machte. Lisl würde abwarten, bis Werner seine neuen Ideen ausprobiert hatte. So machte Lisl das immer. Sie riskierte nicht gerne, ins Unrecht gesetzt zu werden.

»Werner versteht was von Geschäften«, sagte ich.

»Und die Bridge-Abende«, sagte Lisl. »Frank Harringtons Leute kommen zu diesen Bridge-Abenden. Die Engländer lieben Bridge, nicht?«

»Manche«, sagte ich.

Lisl lachte grausam. Gewöhnlich konnte sie mich beim Bridge schlagen. Wenn sie lachte, wabbelte ihr massiger Leib und wellte ihr glänzendes Satinkleid. Sie erhob die Hand und berührte den Augenwinkel mit dem kleinen Finger. Es war eine anmutige Gebärde, mit der sie den Sitz ihrer großen falschen Wimpern prüfte. »Werner ist wie ein Sohn für mich.«

»Er hat dich sehr gerne, Lisl«, sagte ich. Ich nehme an, ich hätte sagen sollen, daß Werner sie liebte, denn die Opfer, die er brachte, indem er sich des Hotels annahm, ließen daran keinen Zweifel.

»Und er liebt das Haus«, sagte Lisl. Sie nahm ein weiteres kleines Stück von dem Apfel und zermalmte es geräuschvoll, wobei sie wieder auf ihren Teller sah, als interessierte meine Reaktion sie nicht.

»Ja«, sagte ich. Daran hatte ich bisher nie gedacht, aber Werner war während des Krieges hier geboren worden. Er war in diesem Haus aufgewachsen. Seine gefühlsmäßige Bindung an diese Räume mußte also noch stärker sein als meine, und doch hatte er von solchen Gefühlen mir nie ein Sterbenswort gesagt. Aber wie egoistisch von mir, daß ich nie gesehen hatte, was nun so offensichtlich war. »Und deine Nichte hast du auch hier«, sagte ich.

»Ingrid.« Lisl räusperte sich und nickte. »Sie ist meine

Nichte.«

»Ja«, sagte ich. Da Lisl wiederholt jedem, der es hören wollte, erzählt hatte, daß Ingrid die illegitime Tochter ihrer Schwester und also nicht ihre Nichte war, bedeutete dieses Zugeständnis eine Menge.

»Mußt du irgendwohin?« fragte sie gereizt. »Du siehst dauernd nach der Uhr.«

»Ich muß auf die Bank. Ich erwarte eine Überweisung, und ich schulde Frank Geld.«

»Frank hat haufenweise Geld«, sagte Lisl. Sie rückte auf ihrem Stuhl herum. Auf diese Weise drückte sie die Geringschätzung aus, mit der sie sowohl die Hilfsbereitschaft des Gläubigers als auch meine Ehrlichkeit als Schuldner bewertete. Als ich aufstand, sagte sie: »Und irgendwann muß ich dich bitten, dir dieses Zeug von deinem Vater mal anzusehen.«

»Was für Zeug?«

»Da ist eine Pistole und eine mottenzerfressene Uniform – er trug sie nur, wenn es ausdrücklich von ihm verlangt wurde – und das Kinderbettchen, das deine Mutter der Frau Grieben von gegenüber geliehen hatte, und englische Bücher – Dickens, glaube ich –, die Fußbank und eine Matratze. Außerdem ein dickes Bündel Papiere, Rechnungen und solches Zeug. Ich hätte das alles längst weggeschmissen, aber ich dachte, du würdest es dir lieber vorher noch mal durchsehen.«

»Was für Papiere?«

»Sie waren in diesem alten Schreibtisch, den dein Vater benützte. Er hat vergessen, ihn auszuräumen. Er mußte ja so schnell weg. Er sagte, er würde sie später abholen, und dann hat er's vergessen. Du weißt ja, wie geistesabwesend er sein konnte. Dann habe ich das Zimmer als Abstellraum benützt und die Sachen selbst vergessen.«

»Wo ist denn das jetzt alles?«

»Und Rechnungsbücher und Bündel von Briefen. Nichts

Wichtiges, sonst hätte er mir ja geschrieben und mich darum gebeten. Wenn du das Zeug nicht haben willst, werfe ich's weg, denn Werner will aus diesem Abstellraum ein Badezimmer machen.«

»Ich würde es mir gern erst mal ansehen.«

»Das ist alles, woran er denken kann. Badezimmer. Ein Badezimmer kann man nicht vermieten.«

»Ja. Ich würde es mir gerne mal ansehen, Lisl.«

»Am Ende wird er weniger Schlafzimmer haben als vorher. Wie aber soll da mehr Geld reinkommen?«

»Wann kann ich mir die Sachen ansehen?«

»Komm, sei nicht lästig, Bernd. Es ist alles weggeschlossen und vollkommen in Sicherheit. Dieser Raum ist voller Gerümpel, und ich wüßte jetzt nicht, wohin damit. Nächste Woche ... oder übernächste. Ich weiß nicht. Ich wollte nur wissen, ob du überhaupt daran interessiert bist.«

»Doch, Lisl«, sagte ich. »Danke.«

»Und kaufe mir den neuen Guide Michelin für Frankreich. Den neuen. Er ist eben erschienen. Merk dir, daß ich nicht den alten will.«

»Den Michelin-Hotel-Führer für Frankreich.« Schon seit Jahren war Lisl kaum noch aus dem Hause gekommen, außer wenn sie zu ihrer Bank ging. Seit ihrem Schlaganfall ging sie überhaupt nirgends mehr hin. »Fährst du nach Frankreich?« fragte ich. Ich dachte, daß sie vielleicht den verrückten Plan gefaßt hatte, ihre Schwester Inge zu besuchen, die dort lebte.

»Warum sollte ich wohl nicht nach Frankreich fahren? Werner schmeißt doch den Laden hier, oder nicht? Schließlich sagen sie mir doch dauernd, daß ich mir irgendwo ein bißchen Ruhe gönnen sollte.«

Werner wollte Lisl in einem Altersheim unterbringen, aber ich wußte nicht, wie ich ihr das hätte erklären können. »Der neue Frankreich-Michelin«, sagte ich. »Wird besorgt.«

»Ich will sehen, welche Restaurants die besten sind«, sagte

Lisl unschuldig. Ich fragte mich, ob sie scherzte, aber sicher sein konnte man bei ihr nie.

Den Rest des Vormittags bummelte ich über den Ku'damm. Der Schnee war weg, und die Sonne schien diamantenhart. In Fetzen gerissene Wolken entblößten zackige Stücke Blau, aber unter solchen Himmeln bleibt die Temperatur immer bitterkalt. Sowjetische Abfangjäger durchbrachen mit ohrenzerreißendem Knall die Schallmauer, Teil einer systematischen Schikane, der dieser östlichste Vorposten des Kapitalismus ausgesetzt war. Nachdem ich auf der Bank gewesen war, stöberte ich in ein paar Buchhandlungen herum und landete schließlich bei Wertheim. An den Lebensmitteltheken im Keller gab es alle möglichen leckeren Kleinigkeiten. Ich trank ein Glas Bier und aß ein paar Bismarckheringe. Für eine Stunde vergaß ich die Aussicht auf die Verabredung zu einem Mittagessen, das ziemlich ungemütlich zu werden drohte. Meine Probleme verflüchtigten sich. Ringsum waren die immer fröhlichen Stimmen der Berliner. Für meine Ohren waren ihre schlechten Witze und Schimpfwörter Musik, denn in Berlin fühlte ich mich zu Hause. Ich war wieder ein Kind; wenn ich den Ku'damm entlang zurückrannte, würden meine Mutter am Herd und mein Vater am Mittagstisch auf mich da oben in dem komischen alten Haus warten, wo wir zu Hause waren.

Die Zeit vergeht schnell, wenn man in so zufriedener Stimmung ist. Ich mußte mich schließlich beeilen, um rechtzeitig wieder bei Lisl zu sein. Als ich die Bar betrat, war da von Teacher keine Spur. Ich setzte mich und las die Zeitung. Um halb eins kam ein Mann herein und sah sich nach mir um, aber es war nicht Teacher. Es war der Berliner Resident, Frank Harrington. Er nahm den Hut ab. »Bernard! Wie schön, dich zu sehen.« Seine Art und die herzliche Begrüßung verrieten nichts von dem Grund für diese Änderung des Plans, und ich war sofort überzeugt, daß seine Anwesenheit irgendwas mit der rätselhaften Unterhaltung zu tun hatte, die Ingrid mit angehört

hatte. Vielleicht war es Franks väterliche Einstellung zu mir, die sein Benehmen so unveränderlich machte. Ich glaube, wenn ich Frank jemals damit überraschte, unerwartet auf seiner Seite des Mondes zu landen, würde das ihn nicht aus der Ruhe bringen. Lässig würde er sagen: »Bernard! Wie schön, dich zu sehen«, und mir was zu trinken anbieten oder mir sagen, daß ich mir nicht genug Bewegung verschaffte. »Ich habe gehört, du seist verreist, Frank.«

»Nur über Nacht nach London. Ein Stück dienstlicher Trott.«

»Natürlich.« Ich versuchte, in seinem Gesicht zu lesen, was ich zu erwarten hatte, aber Franks runzliges Gesicht war so freundlich wie immer. »Ich bin heute morgen auf der Bank gewesen«, sagte ich. »Ich habe hier einen Scheck über die tausend Pfund, die du mir geliehen hast.« Ich gab ihm den Scheck. Er faltete ihn und steckte ihn in die Tasche, ohne ihn zu lesen. Er befeuchtete seine Lippen und sagte: »Glaubst du, dein Freund Werner könnte uns was zu trinken herbeizaubern?« Seine Stimme verriet das Gefühl, daß dies Werners Fähigkeiten übersteigen könnte oder daß Werner geneigt sein möchte, ihn daran zu hindern, was zu trinken.

Noch im Mantel, den Hut in der Hand, sah er sich auf eine Weise im Lokal um, die fast verstohlen wirkte. Frank hatte nie viel übrig gehabt für Lisl, Werner oder das Hotel. Sein Unbehagen, hier zu sein, schien sich noch verstärkt zu haben, seitdem Werner das Hotel führte.

»Klara«, sagte ich. Ich brauchte nicht laut zu rufen, denn die alte Frau stand schon bereit, Frank Mantel und Hut abzunehmen. »Einen doppelten Gin Tonic für meinen Gast.«

»Plymouth Gin mit Schweppes?« sagte Klara, die offensichtlich besser als ich wußte, was Frank trank. Sie nahm Franks Trenchcoat, Filzhut und gerollten Regenschirm.

»Ja, Plymouth mit Tonic«, sagte Frank. »Kein Eis.« Er setzte sich nicht gleich auf den Stuhl, den ich ihm

herangezogen hatte, sondern blieb gedankenverloren stehen, als könnte er sich nicht erinnern, weswegen er eigentlich mit mir sprechen wollte. Er seufzte, ehe er sich auf die mit neuem Chintz bezogene Sitzbank sinken ließ. »Ja, nur ein Stück dienstlicher Trott«, sagte er. »Und von der Sorte, auf die ich gegenwärtig von Herzen gerne verzichten würde.« Er sah müde aus. Frank war Mitte Sechzig. Das war vielleicht noch nicht so alt, aber sie hatten ihn zu bleiben gebeten, als er selbst sich schon vorgenommen hatte, in Pension zu gehen. Seitdem hatte sein Eifer etwas nachgelassen. Aber vielleicht bildete ich mir das auch nur ein, denn heute war Franks Erscheinung fast geeignet, meinen Glauben an das britische Public-School-System wiederherzustellen. Er strahlte Treue, Zuverlässigkeit und gute Erziehung aus. Sein Haar war wellig und wurde grau, aber nicht so wellig, daß er wie ein Herzensbrecher ausgesehen hätte, und nicht so grau, als könnte er keiner mehr sein. Sogar die Runzeln seines Gesichts trugen dazu bei, ihm das Aussehen eines kernigen Naturburschen zu verleihen. Und natürlich hatte Frank einen Diener, der ihm seine an der Savile Row geschneiderten Anzüge bügelte, ihm seine handgenähten Schuhe wienerte und dafür sorgte, daß die Kragen seiner Hemden aus der Jermyn Street genau richtig gestärkt waren.

»Hast du gehört, was meinem Sohn passiert ist?« Er kramte in seinen Taschen. Die Frage war in jenem beiläufigen Ton gestellt, der bei einem gewissen Typ von Engländern verrät, daß es sich um eine Sache von schwerwiegender Bedeutung handelt.

»Nein«, sagte ich. »Was denn?« Frank hatte nie ein Geheimnis aus seiner Hoffnung gemacht, daß sein Sohn eine Stellung im diplomatischen Dienst finden würde. Er hatte schon im voraus alle Weichen dafür gestellt. Als der Junge dann nach Abschluß seiner Studien in Cambridge erklärte, er wolle Verkehrspilot werden, hatte Frank das nicht sonderlich ernstgenommen. Sein Sohn flog schon seit Jahren auf

internationalen Strecken, als sich Frank endlich mit der Tatsache abfand, daß er offenbar seinen eigenen Weg gehen wollte.

»Er ist bei der ärztlichen Untersuchung nicht durchgekommen.«

»Frank, das tut mir aber leid.«

»Ja, für einen Verkehrspiloten ist das ein Todesurteil. Das hat er auch am Telefon zu mir gesagt: ›Das ist ein Todesurteil, Papa.« Ich glaube, ich habe erst in diesem Augenblick begriffen, was ihm diese verdammte Fliegerei bedeutete.« Frank befeuchtete sich nervös die Lippen; ich wußte, daß ich der erste war, dem er sich anvertraute. »Fliegen. Das muß doch langweilig sein. Immer wieder das gleiche.« Das natürlich war genau die überhebliche Einstellung, die ihm sein Sohn so übelgenommen hatte und die eine unbezwingbare Wand zwischen ihnen geschaffen hatte. »Keine großartige Karriere für einen Jungen mit einem guten Universitätsabschluß, würde ich sagen.« Er sah mich fragend an, und dann fiel ihm ein, daß ich keinerlei Universitätsabschluß hatte.

»Was wird er nun machen?« fragte ich schnell, um ihm aus seiner Verlegenheit zu helfen.

»Er ist vollkommen fassungslos«, sagte Frank mit einem kleinen Lachen, das die Traurigkeit verbergen sollte, die er angesichts des plötzlichen Endes der beruflichen Laufbahn seines Sohnes empfand.

»Es wird schon alles wieder werden«, sagte ich aufs Geratewohl. »Sie werden einen Job am Boden für ihn finden. Und am Ende sitzt er dann im Verwaltungsrat.« Ich wußte, daß ein solcher öder Verwaltungsposten genau das war, was Frank sich für seinen Sohn wünschte.

»Es gibt zu viele«, sagte Frank. »Zu viele stellungslose Piloten, die nichts können als einen Airbus fahren. Hinter einem Schreibtisch würde er zu nichts taugen, Bernard, das weißt du doch selbst.« Frank hatte weiter zerstreut in seinen

Taschen gekramt; endlich brachte er einen Tabaksbeutel aus gelbem Öltuch zum Vorschein. Aus der Brusttasche zog er seine Kirschholzpfeife und blies prüfend hinein, ehe er den Tabaksbeutel öffnete. »Ich weiß nicht, ob das Rauchen hier noch gestattet ist, Frank«, sagte ich.

»Unsinn«, sagte Frank. Er setzte sich und begann, Tabak in den Kopf seiner Pfeife zu stopfen und mit dem Daumen fest anzudrücken.

Klara brachte Franks Gin Tonic. Als sie das Glas auf den Tisch vor ihn stellte, sah sie die Pfeife und sagte: »Hier darf nicht geraucht werden, Herr Harrington.«

»Ach Unsinn!« sagte Frank.

Trotz Franks betörendem Lächeln drohte Klara mit dem Finger und sagte: »Die Pfeife. Die Pfeife ist streng verboten.« Frank lächelte weiter und sagte nichts. Klara sah mich an und zog ein Gesicht, das mich zornig fragte, was wohl Lisl in so einer Klemme tun würde. Dann zuckte sie die Achseln und ging weg. Ich glaube nicht, daß Klara persönlich was dagegen hatte, daß Gäste im Speisesaal rauchten. Sie hatte ihre Pflicht getan, wie Lisl diese bestimmte. Das reichte.

Vielleicht wirkte Klaras Warnung, denn Frank spielte weiter mit seinen Rauchtensilien, zündete sich die Pfeife aber nicht an. Zuerst dachte ich, daß er in Gedanken noch ganz mit dem Mißgeschick seines Sohnes beschäftigt sei, aber es gab da noch was anderes. »Aber ich habe eine gute Nachricht für dich, Bernard«, sagte er.

»Was für eine, Frank?« sagte ich.

»Du bist frei.« Vielleicht zeigte mein Gesicht nicht die Freude, die er erwartet hatte, denn er fügte hinzu: »Frei, nach England zurückzukehren. Man hat alle Anklagepunkte gegen dich fallengelassen. Es wird kein Verfahren gegen dich geben, nicht mal ein Verhör.«

»Ich verstehe«, sagte ich.

»Ich glaube nicht, daß du verstehst, was ich dir sagen will.

Man wird alle Anklagepunkte gegen dich fallenlassen.«

»Ich dachte, du sagtest, man habe sie schon fallenlassen.«

»Du bist aber ganz spitzfindig heute.«

»Vielleicht. Aber wie ist es nun?«

Er hustete. War das ein Zeichen von Nervosität, wie die Vernehmungsexperten es deuten würden, oder kam das von dem verdammten Pfeifentabak?

»Es sind nur noch ein paar Formalitäten zu erledigen. Weiter nichts, das kann ich dir versichern.«

»Entweder oder«, sagte ich. »Hat London dich geschickt, mir die Pistole auf die Brust zu setzen?« Ich schaute aus dem Fenster. Der blaue Himmel war nur ein kurzes Zwischenspiel, eine Täuschung gewesen. Es hatte sich wieder bezogen und sah nach noch mehr Schnee aus oder, wenn das Thermometer stieg, Regen.

»Ach komm, Bernard. Nichts dergleichen.«

»Was für Formalitäten?«

Er klopfte mit der Pfeife auf den Tisch. »Na ja, wir möchten nicht, daß du deine Memoiren an eins von den Sonntagsblättern verkaufst.« Er lächelte, als beträfe diese Einschränkung etwas vollkommen Unerhörtes, wie mit einem Regenschirm in der Hand von der höchsten Spitze des Big Ben zu springen. »Wir wollen nicht, daß du Klage beim High Court erhebst.« Wieder ein breites Lächeln.

»Augenblick mal, Frank. Klage beim High Court? Ich könnte doch gar nicht klagen, solange ich beim Department angestellt bin.« Ich sah ihn an; er verzog keine Miene. Ich sagte: »War dieser Haftbefehl eine bizarre Methode, mich loszuwerden? Wollten sie, daß ich flüchte? Hat irgend jemand insgeheim gehofft, ich würde mich nach Osten absetzen?«

»Bei Gott, nein!« Ein Windstoß rüttelte an den Fenstern wie ein Dämon, der einzubrechen versuchte. Trotz der Doppelfenster setzte sich das Geräusch des Windes fort, leise und wogend summte er ein Klagelied.

»Aus der Sicht des Departments würde das meinen Fall stark vereinfachen, nicht? Wenn ich in den Osten ginge, könnte ich als Überläufer bezeichnet werden ... Für ihren Ruf wäre das doch eine Kleinigkeit besser, als mich vor ein englisches Gericht oder sogar vor ein Militärgericht in Berlin stellen zu müssen.«

»Bitte, Bernard. Alles, was sie verlangen, ist deine Unterschrift unter einer zusätzlichen Vereinbarung in betreff solcher Dinge wie Vertraulichkeit, Vertragstreue, Amtsgeheimnis und so fort. Formalitäten, genau wie ich gesagt habe.«

»Heißt das, daß sie mich gefeuert haben? Ist das die ›Endlösung‹ des Samson-Problems? Soll ich mundtot gemacht werden und dann mein Gnadensbrot kriegen?«

»Halt deine Pferde an, Bernard.«

»Dann sag du mir's, Frank. Aber genau, wie es ist.«

»Sie wollen, daß du kündigst ... Sie denken dabei an eine Kündigungsfrist von einem Jahr. Dieses Jahr wirst du normal weiterarbeiten.«

»Abfindung? Pensionsanspruch?«

»Soll gewährt werden.«

»Ach, da erkenne ich Morgans Methoden. Ich soll also ein Jahr lang auf einen entlegenen Posten abgeschoben werden, wo nie eine Geheimsache über meinen Schreibtisch geht. Wenn ich mich benehme und den Mund halte und hundert Formulare unterschreibe, die sicherstellen, daß ich kein Wort zu irgend jemandem sagen kann ohne schlimme Folgen für mich, dann kann ich mich in die Kulissen schleichen und eine Pension kassieren. Wenn ich aber irgendwann während dieser zwölf Monate irgendwelchen Krach schlage, wird man mich ohne den sprichwörtlichen Pfennig fortjagen.«

»Diese Sachen haben immer zwei Seiten, Bernard.«

»Aber habe ich nicht recht?«

»So kann man das natürlich sehen. Ich hoffe aber, daß du

einsiehst, daß es auch für dich das Beste ist. Man gibt dir die Möglichkeit, aus einer unmöglichen Situation herauszukommen.«

»Die Antwort ist nein«, sagte ich.

»Augenblick, Bernard.«

»Ich habe nichts Unehrenhaftes getan. Das wissen sie. Jesus! Als Fiona abgehauen ist, haben das Verteidigungsministerium und das Cabinet Office mich auf Herz und Nieren geprüft. Ohne Befund. Und daran hat sich seitdem nichts geändert. Ich bin sauber. Deshalb haben sie den idiotischen Plan, mich zu verhaften, fallengelassen. Die Anwälte haben ihnen klargemacht, daß gegen mich nicht mal Anklage erhoben werden kann. Nicht mal hier im besetzten Berlin, wo sie sich die Gesetze praktisch selber machen können. Wenn sie mich in England verhaftet hätten, wäre das sofort in die Schlagzeilen gekommen, und inzwischen würde das Department ganz schön dumm dastehen.«

»Naja«, sagte Frank mit so etwas wie einem Seufzer. »Ich habe tatsächlich gehört, daß der Deputy über dich und den Haftbefehl gegen dich mit jemandem von der Generalstaatsanwaltschaft gesprochen hat.«

»Und danach ging ihm der Arsch auf Grundeis, stimmt's?«

»Ich weiß nicht, was gesagt wurde.« Er senkte den Blick und schien seine Aufmerksamkeit ganz auf seinen Tabaksbeutel zu konzentrieren. Franks Stellung als Berliner Resident hatte ihm schon viele Kontroversen mit der Londoner Zentrale eingebracht. Und so konnte er nicht ganz das Vergnügen verbergen, das er angesichts des Durcheinanders empfand, das London aus der ganzen Geschichte gemacht hatte. Daß man ausgerechnet ihn gebeten hatte, die Kohlen aus dem Feuer zu holen, gab sicherlich dem Vergnügen noch einen zusätzlichen Reiz.

»Ich kündige nicht«, sagte ich. »Ich werde während des kommenden Jahres weiterarbeiten, wie sie mir vorschlagen,

aber nur, wenn sie mir den Job lassen, den ich jetzt habe. Und wenn das Department nach zwölf Monaten noch immer hinter meinem Skalp her ist, können wir uns über eine angemessene Entschädigung immer noch unterhalten.«

»Ich sehe da keinen Unterschied, Bernard.«

»Wirklich nicht, Frank? Der Unterschied ist der: Wenn ich jetzt kündige, kommt das dem Eingeständnis irgendeiner Schuld gleich, gebe ich praktisch zu, daß ich an eine fremde Macht Staatsgeheimnisse verscherbelt oder Bürobleistifte mit nach Hause genommen habe. Wenn sie mich ein weiteres Jahr lang normal beschäftigen, kommt das dem Eingeständnis gleich, daß ich zu Unrecht beschuldigt worden bin.«

»Die Antwort wird ihnen nicht gefallen«, sagte Frank. »Sie wollen die Sache so schnell wie möglich vom Tisch haben.« Wieder stieß der Wind zu, diesmal heftiger. Wenn er nachließ, würde es anfangen zu regnen.

»Darauf wette ich. Also schön, wenn's denn unbedingt sein muß, können wir die Sache im Handumdrehen bereinigen. Ich faxe einfach meine Story an die New York Times.«

Franks Reaktion ließ einen Augenblick auf sich warten. Dann rieb er sich das Gesicht und sagte: »Mach nicht solche Witze, Bernard. Mich schaudert bei dem Gedanken an den Schaden, den du uns allen zufügst, wenn du so was Dummes machst.«

»Meinetwegen, Frank. Ich höre auf, solche Witze zu machen, und du bestellst in London, daß der Handel zu meinen Bedingungen geht oder gar nicht.«

Seine Stimme blieb leise und gemessen. »Ich kenne niemanden mit deiner Kenntnis der hiesigen Verhältnisse und deinem Gespür für das, was hier läuft. Deine Erfahrung als Agent im Außendienst im Verein mit der beim Deutschland-Referat in London macht dich zu einer Schlüsselfigur und auch zu einer erstklassigen Zielscheibe. Du hast die Arbeit des Departments schließlich schon kennengelernt, als du noch auf

den Knien deines Vaters geritten bist. Du wirst also doch wohl verstehen können, weshalb sie sich solche Sorgen machen.«

»Ja, Frank. Also sag in London Bescheid, daß es so läuft, wie ich sage, oder gar nicht.«

»Die lassen sich nicht drohen, Bernard.«

»Das klingt ganz schön drohend, Frank.«

»Wirklich? Dann tut es mir leid, nichts lag mir ferner, als dir das zu vermitteln. Ich wollte dir nur zu verstehen geben, daß ich dein Vorgehen für unklug halte. Das Angebot, das sie dir machen, ist ehrlich gemeint. Meinst du wirklich, daß du es ihnen vor die Füße werfen solltest?«

»Ich kündige nicht.«

»Geh nach London zurück. Ich werde alles arrangieren. Geh ins Büro und mach deine Arbeit wie gewöhnlich. Lassen wir die Frage der Kündigung auf sich beruhen, bis ich mit dem Alten gesprochen habe.«

»Da bleibt noch die Frage nach Fiona«, sagte ich. Frank zuckte zurück, als hätte ich ihn geschlagen.

»Wir können nicht über deine Frau diskutieren.«

»Ich muß einfach wissen, ob Fiona übergelaufen ist oder ob sie da drüben noch immer für das Department arbeitet.« Frank starrte mich an. Sein Gesicht war wie Stein, verriet mit keinem Schimmer Empfindung.

Ich sagte: »Na gut, amtlich kannst du's mir nicht geben, und das verstehe ich, Frank. Aber sie ist meine Frau. Ich muß Bescheid wissen.«

Ich ließ ihm Zeit, eine Antwort zu formulieren, die seinem Gefühl für das Schickliche und Mögliche entspräche, wartete aber vergebens.

»Fiona ist rübergeschickt worden, stimmt's? Sie arbeitet noch immer für uns?« Franks Gesicht war das desselben Frank, den ich seit meiner Kindheit kannte, aber diese mitleidlosen Augen offenbarten einen Frank, dessen Existenz ich immer bestritten hatte. Dieser zähe, unnachgiebige Widerstand gegen

mein Fragen machte ihn mir nicht verhaßt. Ganz im Gegenteil wünschte ich mir deswegen seine Hilfe und Unterstützung nur um so mehr. Das war natürlich das Geheimnis von Franks Erfolg über so viele Jahre hinweg; es hatte nur lange gedauert, bis ich dahinterkam. »Stimmt's?« Ich glaubte, Zustimmung in seinen Augen zu lesen. Ich war überzeugt, daß Frank mir nicht gestatten würde, den gefährlichen Glauben an Fionas Unschuld weiter zu kultivieren, wenn sie wirklich unsere entschiedene Gegnerin wäre.

Nach einer Weile, die mir wie eine Ewigkeit vorkam, sagte Frank: »Ich verbiete dir, dich mit mir oder sonst jemandem über Fiona zu unterhalten. Ich habe dir schon versprochen, mein Bestes zu tun, um aufzuklären, was du wissen willst. Inzwischen mußt du striktes Stillschweigen bewahren. Schlage sie dir aus dem Kopf.«

»Okay.«

»Es ist mir ernst.«

»Ich sagte, okay.«

Frank entspannte sich ein wenig. Er sagte: »Ich nehme an, du willst so schnell wie möglich nach London, nicht?« Ich nickte. »Du wirst dort eine Menge zu erledigen haben.« Er sah mich einen Augenblick an, ehe er die Hand in die Tasche steckte und einen großen weißen Umschlag vor mich auf den Tisch legte.

Ich sah ihn an und lächelte. Er hatte mich geschlagen und war seines Erfolges so sicher gewesen, daß er mir das Flugticket gleich mitgebracht hatte. »Schach matt in drei Zügen, was, Frank?« Ich lächelte und bemühte mich, meine Erbitterung zu verbergen.

»Ich dachte, du würdest Gloria und die Kinder so schnell wie möglich wiedersehen wollen.« Er berührte das Ticket und schob es ein kleines Stückchen näher an mich heran. »Du wirst schon heute abend bei ihnen sein. Geh morgen ins Büro und arbeite wie gewöhnlich. Ich rufe dich zu Hause an und erzähle

dir, wie es weitergeht.« Sorgfältig vermied er jeden Ausdruck von Selbstzufriedenheit. Wer ihn sah und reden hörte, mußte uns für Leidensgefährten halten, die das gleiche Mißgeschick ertrugen.

»Danke, Frank«, sagte ich und nahm das Ticket. »Was ist unserem Kollegen Teacher heute dazwischengekommen?«

»Du wirst es nicht bereuen, Bernard. Ich gebe dir gute Ratschläge, die dein Vater dir hätte geben können.« Eine Pause, in der er tief Luft holte und sich zweifellos zu der Gelegenheit gratulierte, endlich das Thema zu wechseln.

»Teacher. Ja. Dumme Sache«, sagte Frank, nahm seine Pfeife und führte sie an die Lippen. »Seine Frau ist abgehauen. Furchtbar nettes Mädchen. Außerordentlich intelligent. Clementine, ein hinreißend aussehendes Geschöpf. Wunderbare Figur. Kennst du sie?«

Ich nickte. Frank hatte ein scharfes Auge für begehrenswerte junge Weiblichkeit mit wunderbarer Figur. Seine Augen schweiften in die Ferne, während er sich ihrer erinnerte. »Sie ist mit einem großspurigen Yankee-Filmproduzenten weg. Hatte ihn erst vor zehn Tagen kennengelernt. Frauen sind so impulsiv, findest du nicht? Wie kommt eine jungverheiratete Frau zu einer solchen Tollheit?« Der Wind hatte sich gelegt, der Himmel war dunkler geworden. Jeden Augenblick konnte es anfangen zu regnen.

»Der arme alte Teacher«, sagte ich. »Er schien sie sehr gern zu haben.« Jetzt verstand ich, weshalb die schöne Clemmie sich so aufgeregt hatte, als mich am Sonntag ihr Mann zum Essen mitbrachte. Ein Ausgestoßener sei ich, hatte sie geschrien, schön und gut, aber jetzt vermute ich, daß sie dachte, das Department hätte Wind von ihren Plänen gekriegt und mich geschickt, ihr nachzuspionieren.

»Dieser elende Amerikaner hat sie zu einem Filmfestival nach Warschau mitgenommen. Warschau! Hat das einen Alarm ausgelöst! Ich kann dir sagen. London hat überreagiert. Der

Telex lief heiß. »Tu dies; laß das; Kommando zurück; melde gegenwärtigen Aufenthalt«. So in der Art. Glücklicherweise scheint es Mrs. Teacher bewußt gewesen zu sein, daß sie uns einigen Ärger machte. Sie rief mich aus ihrem Hotel in Warschau an und erklärte mir in vorsichtigen Wendungen, daß sich's nur um ein Ehedrama handle. Sie habe sich, sagte sie, zum erstenmal in ihrem Leben wirklich verliebt. Tiefe Seufzer und alles. Sagt, sie wird nie zu ihrem Mann zurückkehren. Sie planen, zu irgendwelchen Filmfestspielen in Japan weiterzufliegen und dann nach Amerika. Sie möchte in Beverly Hills wohnen. Sie sagte, ich solle mir keine Sorgen machen.« Frank blies seine Pfeife durch und lächelte mich besorgt an. »Also mache ich mir keine Sorgen.«

Das war's also, was die Duchess und ihre Freunde so aufgeregt hatte. Sie hatten von den Teachers geredet, nicht von mir und Fiona. »Und London?«

»Die Londoner Zentrale hat Leute, die sich von Amts wegen über alles Sorgen machen. Aber wir können schließlich doch von unseren Leuten nicht verlangen, daß sie ihre Frauen in die Besenkammer einsperren, während sie ihrer Arbeit nachgehen, oder?« Er begann, seine Pfeife zu stopfen. »In gewisser Hinsicht ist's ja ein Jammer, daß wir's nicht können.« Sanft begann jetzt der Regen ans Fenster zu klopfen. Anfänglich waren es nur große Tropfen, die in gemessenen Abständen kamen, aber bald tröpfelten sie heftiger, vermischten sich, bildeten Bäche und verbogen die Bäume und verzerrten die Welt draußen zur Unkenntlichkeit.

6

Ich leide nicht an Verfolgungswahn. Das heißt, nicht in dem Grade, jedem Menschen in meiner Umgebung zu mißtrauen. Nur einigen. Als ich am nächsten Morgen ins Büro ging, schien da alles normal zu sein: zu normal. Als ich mir angesehen hatte, was auf meinem Schreibtisch lag, wurde ich nach oben zitiert. Dicky Cruyer, der Chef des Deutschland-Referats und mein unmittelbarer Vorgesetzter, war in einer seltsamen Stimmung, die ich fast als leutselig charakterisieren könnte. »Guten Morgen, Bernard!« sagte er und lächelte. Er war ein schlanker, knochiger Mann mit blasser Haut und wild gelocktem Haar, das er sich, wie ich vermutete, regelmäßig in Dauerwellen legen ließ.

Während der paar Wochen rauhen Lebens in Berlin hatte ich mich mit der Vorstellung abgefunden, daß ich dieses Büro nie wiedersehen würde. Daß ich England nie wiedersehen würde. Also sah ich mich jetzt in Dickys Büro um und staunte es an, als sähe ich's zum erstenmal. Von neuem betrachtete ich den prachtvollen Tisch aus Rosenholz, den Dicky anstatt eines Schreibtischs benützte, und die Fotos an der Wand dahinter, die größtenteils Dicky zeigten. Ich musterte den mit weichem schwarzem Leder bezogenen Eames-Stuhl, die dazu passende Fußbank und das leicht rüdiges Löwenfell am Boden, das er, wie ich bemerkte, an eine weniger auffällige Stelle verschoben hatte. All das sah ich mir mit Staunen an.

»Ich hoffe, du bist aufgelegt zu harter Arbeit«, sagte Dicky. »Jetzt, wo dein Urlaub vorbei ist, gibt es eine Menge zu tun.« Er lehnte sich vor, die Ellbogen auf dem Tisch mit sich berührenden Fingerspitzen. Er war in Hemdsärmeln mit leuchtendroten Hosenträgern und trug eine geblümete Fliege. Der Deputy hatte an Dickys Jeans und Lederklamotten Anstoß genommen, und jetzt trug Dicky im Dienst Anzüge. Doch die schreienden Farben der neuerworbenen Krawatten und die

leuchtenden Hosenträger waren eine subtile Unterwanderung dieser amtlichen Beschränkung.

Ich sah ihn an. »Ja, durchaus.« Er lächelte. Glaubte er wirklich, ich hätte Urlaub gemacht? Von seinem warmen, entspannten, freundlichen Lächeln konnte ich nichts ablesen. Doch verrieten die rasch aufeinanderfolgenden Stakkatoschläge, mit denen er seine Fingerspitzen aneinanderstieß, mir durchaus seine unterdrückte Nervosität.

»Der Deputy Controller Europe hat für zehn Uhr dreißig ein Palaver angesetzt. Du solltest vielleicht auch dabeisein. Mach dir Notizen.«

»Worüber?« Der Deputy Controller Europe war ein Australier namens Augustus Stowe. Dicky wußte seinen Neid auf Stowe nur unvollkommen zu verbergen und nannte ihn gewöhnlich bei seinem vollen Titel in einem sarkastischen Ton, der zu verstehen gab, daß natürlich die Fähigkeiten des Mannes der Stellung, die er innehatte, gänzlich unangemessen waren. Diese Einstellung zu Stowe, die sich auch in geflüsterten Zweifeln an dessen Eignung äußerte, teilten einige von Dicky's näheren Vertrauten. Stowe war ein Wunderkind gewesen und hatte dann an der Universität von Perth Logik gelehrt, weshalb er jetzt von manchen auch stets »Doktor« Stowe genannt wurde, so als sei ein Mann mit einem akademischen Grad selbstverständlich zu weltfremd für das Department.

»Es liegen eine Reihe von Sachen an«, sagte Dicky unbestimmt. Auf diese Weise pflegte er einzuräumen, daß er von der fraglichen Sache keine Ahnung hatte. Ich vermutete, daß Dicky Angst vor Stowe hatte, der sehr ungemütlich werden konnte, wenn irgendwelche Schlampereien ans Licht kamen, weshalb Dicky's Treffen mit ihm nicht immer sehr behaglich für ihn waren. »Kaffee?« – »Ja, bitte.« Woran immer es Dicky fehlen mochte, ein Überlebenskünstler war er jedenfalls, und an gutem Kaffee fehlte es ihm nie. Chagga aus dem neuen

Laden von Mr. Higgins in der Duke Street. Dicky ließ ihn sich dort von Motorradkurieren holen. Eines Tages würde jemand wissen wollen, welche dringenden geheimen Meldungen in aromatisch duftenden braunen Päckchen zwei- bis dreimal wöchentlich von Mr. Higgins kamen.

»Fabelhaft!« sagte Dicky, als seine Sekretärin auf einem polierten hölzernen Tablett die dampfende Glaskanne, das Spode-Porzellan und das Sahnekännchen brachte. Die Tassen enthielten heißes Wasser. Dicky sagte, vorgewärmte Tassen seien für die völlige Entfaltung des Aromas unerlässlich. Er schüttete das heiße Wasser in eine Schale und goß sich selbst zuerst Kaffee ein. Beim Schmecken runzelte er mit halbgeschlossenen Augen die Brauen und hielt die Kanne in der Schwebel. »Sogar noch besser als die letzte Lieferung«, urteilte er.

»Will Stowe mich abschießen?«

»Irgend jemand will er abschießen«, sagte Dicky. Dicky sah aus dem Fenster, während er trank. Der Tiefdruckausläufer, der Berlin noch mit winterlichen Temperaturen zusetzte, war von England ostwärts gewandert. Hier hatte eine Reihe von Hochdruckgebieten für genügend Wärme gesorgt, die Knospen aus den Bäumen zu locken und die Straßen in trügerisch goldene Morgensonne zu tauchen. Es war ein falscher Sommer, einer von jenen Tagen, an denen man ohne Mantel aus dem Hause geht und mit einer Lungenentzündung zurückkommt.

Um zehn Uhr dreißig begab ich mich in den Raum des Deputy Europe. Ich erinnerte mich dieses Raums, als er nach Bret Rensselaers kostspieligem und etwas avantgardistischem Geschmack eingerichtet gewesen war – Chrom, Glas, schwarzes Leder und schwerer Teppich –, aber damit war es jetzt vorbei. Kahl war gar keine Bezeichnung für diesen Raum in seinem jetzigen Zustand. Es gab nicht mal Auslegware. Die Wände waren noch immer so grau-grün vorgestrichen wie gleich nach Brets Weggang. Wo einst ein erlesener Dürer

gehangen hatte, sah man jetzt das Standardporträt der Königin. Stowes Schreibtisch war aus Metall, einer von denen, die unseren Schreibkräften zur Verfügung standen, und sein Stuhl war ein Exemplar des rückgratbrechenden Modells, das vom Ministerium für öffentliche Arbeiten eingesetzt wird, um Besucher davon abzuhalten, allzu lange im Empfangsraum unten herumzusitzen. Dicky Cruyer war schon da. Er hatte sein Jackett über die leuchtendroten Hosenträger gezogen, was ich als eine Gebärde der Unterwerfung deutete. Vielleicht hatte ihr Treffen schon früher angefangen. Dicky organisierte sich gern Gelegenheit zu einem vertraulichen Gespräch, ehe man zur Tagesordnung kam. Er hockte auf einem Metallstuhl mit ungleichen Beinen, der jedesmal wackelte, wenn Dicky sein Gewicht verschob. Alle drei Besucherstühle in diesem Raum hatten den gleichen Defekt. Irgend jemanden habe ich sagen hören, daß der Deputy Controller die Stühle eigens so habe herrichten lassen, aber ich hielt es für unwahrscheinlich, daß Stowe auf so billige psychologische Tricks angewiesen war, es seinen Besuchern unbehaglich zu machen.

Augustus Stowe hatte glänzend schwarzes Haar. Wie es ihn mit einem üppigen Schnurrbart ausstattete, wuchs ihm dieses schwarze Haar auch aus den Ohren und Nasenlöchern. Es erschien in Büscheln auf seinen Wangen, und große Dickichte davon bedeckten die Rücken seiner Hände. Seltsam also, daß er so kahl war. Das sorgfältig gekämmte Haar und die langen Koteletten betonten nur die glänzende rosa Kuppel seines Kopfes.

»Sie brauchen gar nicht da rumzusitzen und sich den Arsch zu kratzen, Dicky. Irgendein Scheißkerl wird hinmüssen«, sagte Stowe mit der antipodischen Direktheit, mit der er sich im Department nicht viele Freunde gemacht hatte. »Sie können selbst gehen«, schlug er in einem Ton vor, der andeutete, daß das nur als letzte und verzweifelte Ausflucht in Frage kam. »Überlassen Sie es nur mir, Gus«, sagte Dicky. Obwohl es

nicht seinem Stil entsprach, so etwas zur Sprache zu bringen, hatte ich das Gefühl, daß es Stowe nicht gefiel, »Gus« genannt zu werden. Ich fragte mich, ob Dicky das nicht merkte oder ob es eine absichtliche Provokation war. »Nein, Dicky«, sagte Stowe. »Wenn ich eine Sache Ihnen überlasse, habe ich sie sechs Wochen später wieder auf meinem Schreibtisch mit dem Vermerk Eilt sehr.«

Dicky preßte die Finger an seine dünnen, blutleeren Lippen, als unterdrückte er die Versuchung, einen so guten Scherz zu belächeln. »Bernard könnte fahren«, bot Dicky an. »Er könnte es deichseln.«

»Deichseln!« schimpfte Stowe in seinem klanglosen australischen Knurren. »Natürlich. Genau, was ich sage. Jeder Vollidiot könnte es deichseln.«

»Bernard kennt Wien«, sagte Dicky.

Das war keineswegs die Wahrheit, aber ich widersprach Dicky nicht, und er wußte, daß ich es nicht tun würde. Es gehörte sich einfach nicht, seinem Chef in Anwesenheit eines Vorgesetzten zu widersprechen. »Wirklich, Bernard?« fragte Stowe. Eine fette, alte Fliege brummte um seinen Kopf. Er verjagte sie mit einer ziemlich königlichen Gebärde. »Ich war da mit Harry Lime«, sagte ich.

Stowe bedachte mich mit einem kurzen geringschätzigen Lächeln. »Wien ist nur ein Teil der Sache.« Er war nicht leicht hinters Licht zu führen, obwohl jemand, der ihm zum erstenmal begegnete, das wohl nicht gleich gemerkt hätte. Stowe trug einen dreiteiligen grauen Anzug aus einem seltsam gewebten Stoff, eine formlos gestrickte Krawatte und hohe Stiefel mit Reißverschlüssen an den Schäften. Alle seine Kleider sahen aus, als kämen sie aus dem Fundus eines schon vor langer Zeit bankrott gegangenen Provinztheaters. Sogar seine Armbanduhr war von ungewöhnlicher trapezoider Form, das Glas so braun verfärbt, daß er sich das Handgelenk bis dicht vor die Augen führen mußte, um nach der Zeit zu sehen.

Um auf seine Uhr zu sehen, hatte er die schwere Schildpattbrille abgenommen. Die modische Brille paßte eigentlich nicht zu Stowe. Eigentlich hätte er kleine, goldgeränderte Augengläser tragen sollen, mit verbogenem Gestell, das vielleicht mit einem Stück fleischfarbenem Heftpflaster geflickt war. Diese Brille war teuer und modern, und nachdem er auf die Uhr gesehen hatte, schwang er sie, als wollte er darauf hinweisen. »Bernard kann auch gut Russisch«, sagte Dicky.

»Die werden alle Englisch sprechen«, sagte Stowe und sah noch einmal auf seine Uhr.

»Nicht untereinander«, sagte Dicky. »Bernard wird verstehen, was sie miteinander reden.«

»Hmm«, sagte Stowe. »Wie spät ist es?« Er drehte am Schräubchen, um die Zeiger zu verstellen.

»Zehn Uhr zweiundfünfzig«, sagte Dicky.

»Sie sind nicht bevollmächtigt, irgendwelche Zugeständnisse zu machen«, belehrte mich Stowe feierlich. »Hören Sie sich an, was diese Ganoven zu sagen haben. Wenn Sie meinen, daß es alles Quatsch ist, kommen Sie zurück und sagen es uns. Aber lassen Sie sich auf nichts ein. Und kommen Sie sofort zurück. Keine Dampferfahrten auf der blauen Donau und kein Heuriger in Grinzing, verstanden?«

Selbst Stowe konnte der Versuchung nicht widerstehen, uns wissen zu lassen, daß er Wien kannte.

»Natürlich«, sagte Dicky. Die Fliege brummte jetzt um Dicky herum. Dicky ließ sich nicht anmerken, daß er sie bemerkte, und sie flog weg.

»Und schließlich will ich nicht, daß irgendwelche von Ihren verdammten Yankee-Freunden in die Sache verwickelt werden«, sagte Stowe, öffnete einen Aktendeckel und blätterte die Seiten um. Dicky sah mich an und lächelte flüchtig. Ich merkte nun, daß Dicky sich von Stowe weniger eingeschüchtert als vielmehr aus der Fassung gebracht fühlte.

Er wußte nicht, ob er ihm im gleichen vulgären Ton antworten oder ihn mit Höflichkeit und guten Manieren auf Distanz halten sollte.

»Wie sollten sie darin verwickelt werden?« fragte Dicky. Stowe blickte in seine Notizen. Die Fliege landete auf einer Seite und spazierte frech quer über den Titel. »Sie werden sich an jeden von unseren Leuten hängen, der in Wien auftaucht. Und zwar sofort.« Mit überraschender Geschwindigkeit schoß seine Hand vor. Seine Finger krümmten und schlossen sich fest um die Fliege, doch als er sie wieder öffnete, war da keine Fliege. »Meinen Sie, Gus?« fragte Dicky.

Er lächelte listig. »Da bin ich verdammt sicher. Ich habe mit den Yanks in Korea zusammengearbeitet. Im Corps-Hauptquartier. Ich weiß, wie die sind.« Er wischte sich die Hand am Hosenbein ab, als ob die Reste der Fliege daran geklebt hätten. Vielleicht juckte sie.

»Wie sind sie denn?« fragte Dicky, pflichtschuldig das Stichwort liefernd, auf das Stowe wartete.

Stowe sah Dicky an und schniefte in der verächtlichen Art des geübten Vortragsredners. »Es gehört zu den Eigenarten des durchschnittlichen Amerikaners, als Aspekt seiner Geschichte, daß er von Natur aus neugierig ist, aufgrund seiner Erziehung sich zu helfen weiß und seine Erfahrungen anwenden kann«, sagte Stowe. »Mit anderen Worten: Yanks sind Leute, die dauernd die Nase in anderer Leute Angelegenheiten stecken, verdammt störende Bastarde, die man sich vom Leibe halten muß.« Er griff vergeblich nach der Fliege und winkte ihr zornig nach, als sie wegflog. »Und ich will nicht, daß einer von euch großen Verschwendern mit dunkler Brille im Wiener Hilton aufkreuzt und den Mann an der Rezeption fragt, ob sie da einen Nachtsafe und Telexanschluß haben. Kapiert?« Dicky, der Luxus auf Spesen ohnedies mehr im Imperial zu suchen geneigt war, nickte beifällig.

Stowe muß mir am Gesicht angesehen haben, daß Dicky mir

über das, was zur Debatte stand, nicht viel gesagt hatte. Tatsächlich hatte er mir nichts gesagt. Stowe sagte: »Sie fahren zu einem Geheimgespräch mit Leuten von der anderen Seite.« Angesichts meines verständnislosen Blicks fügte er hinzu: »Ich meine Russkis. Fragen Sie nicht, wen oder wie oder wo, denn das darf ich Ihnen nicht verraten.«

»Jawohl, Sir«, sagte ich.

»Äußerst dringend, wir dürfen also annehmen, daß sie irgendeine Scheißbeschwerde vorzubringen haben. Drohungen wird es auch geben, falls ich irgendwas davon verstehe, wie diese Bastarde vorgehen. Bleiben Sie eisern, und lassen Sie sich nicht aus der Fassung bringen.«

»Ist das etwas, das die Wiener Einsatzgruppe machen könnte?« fragte ich so schüchtern, wie ich konnte. »Ich habe nie erlebt, daß einer von denen auch nur im geringsten aus der Fassung gebracht worden wäre.«

Stowe berührte seinen kahlen Kopf sehr zart, fast so, als glätte er sich das Haar. Er muß gedacht haben, daß die Fliege sich auf seinem Kopf niedergelassen hätte, tatsächlich aber marschierte sie über seinen Tisch. Für einen Augenblick schien er die Unterhaltung zu vergessen, die wir führten, dann sah er mich an. »Ich sagte es schon: Wir müssen den Yanks aus dem Weg gehen.« Seine Augen fixierten mich, und dann setzte er hinzu: »Wien ist voller Yanks ... ich meine, CIA.«

Nicht Touristen oder Lexikonverkäufer machten ihm also Sorgen. »Weshalb sollte die CIA interessiert sein?« fragte ich. »Oder meinen Sie, daß wir von jetzt an zu jedem Geheimkontakt eigens jemanden nach Wien schicken?«

Langsam kam ein Lächeln in Stowes Gesicht. Kein besonders gelungenes, aber was es an Fröhlichkeit vermissen ließ, machte es mit List wett. »Sehr gut, Bernard!« sagte er, und seine Stimme hatte einen beifälligen Ton, den ich bei ihm noch nicht gehört hatte. »Sehr gut.« Er wandte den Kopf, um den Spaß mit Dicky zu teilen. Dicky raffte sich zu einem

pflichtgemäßen Grinsen auf, das verriet, daß er keine Ahnung hatte, was zum Teufel da gespielt wurde. Ich erkannte das sofort: Es war eine von Dickys Standardmienen.

Aber bald sah ich, daß Stowes Vergnügen vorgetäuscht war; seine Art, darauf zu reagieren, was er für impertinente Fragen eines Untergebenen hielt. Langsam sagte Stowe: »Ich weiß, daß die CIA interessiert ist, weil ein kleines Vögelchen es mir gesagt hat. Und wenn mir befohlen wird, dafür zu sorgen, daß solche Ereignisse zukünftig immer glatt über die Bühne gehen, werde ich vielleicht jedesmal jemanden nach Wien schicken. Und das könnten verdammt wohl jedesmal Sie sein. Wäre Ihnen das lieb, Bernard?«

Ich antwortete nicht. Dicky lächelte, um zu zeigen, daß er nun wußte, wovon Stowe redete. Hilfsbereit sagte er: »Sie glauben also, daß die Wiener CIA versuchen wird, sich einzumischen, Gus?«

»Ich weiß verdammt genau, daß sie genau das machen werden«, sagte er. »Brody, der Wiener Resident, ist ein alter Sparringpartner von mir. Er wird uns diesmal die Tour vermasseln, wenn er auch nur die kleinste Chance dazu kriegt.«

»Und er weiß, daß was läuft?« fragte ich. »Joe Brody ist ein abgebrühter alter Hund«, sagte Stowe. »Und hat eine prima Nase.«

Stowe starrte mich an und nickte mit dem Kopf. Ich fragte mich, ob das eine besondere Warnung für mich sein sollte. »Wie spät haben Sie's jetzt?« fragte Stowe und klopfte auf seine Uhr. Dicky sagte es ihm nach einem Blick auf seine aufwendige Armbanduhr, die einen Tachometer hatte, einen ewigen Kalender, der bis ins Jahr 2100 auch für die Schaltjahre programmiert war, sowie einen kleinen Mond, der ab- und zunahm. Stowe knurrte und schlug mit der flachen Hand auf sein altes Chronometer, als wollte er es für sein Versagen bestrafen. Dicky erhob sich. »Okay, Gus. Ich komme morgen mit ein paar Ideen wieder zu Ihnen.« Als Stowe den Mund

öffnete, um zu widersprechen, sagte Dicky: »Oder vielleicht heute nachmittag.«

»Jesus Christus«, sagte Stowe. »Ich weiß, wie eifersüchtig Sie Ihr kleines Reich hüten, und kenne die überentwickelte Eigenliebe, die jeden, der es mit der Deutschland-Abteilung zu tun hat, erwischt. Aber wenn Sie denken, ich wüßte nicht, daß Sie letzte Woche beim Deputy D-G waren und Bernards Rückkehr verlangt haben, weil er der einzige Mann für diesen Auftrag sei, dann denken Sie noch mal darüber nach.« Dicky wurde feuerrot vor Ärger oder vor Verlegenheit oder einer Kraftmischung dieser Emotionen, die der englische Gentleman stets unter Kontrolle haben sollte. Zweifellos trug meine Anwesenheit zu seinem Unbehagen bei. »Hat Sir Percy Ihnen das erzählt?« stammelte Dicky.

»Das hat mir ein kleiner Spion erzählt«, sagte Stowe beißend. Dann: »Ja, was meinen Sie denn, was Sir Percy und ich bei unseren Besprechungen besprechen außer dem, was all ihr Scheißabteilungsleiter ihm vorzujammern habt?« Dicky stand nun und hielt sich an der Lehne des Stuhls fest, auf dem er gegessen hatte wie ein Angeklagter vor Gericht. Verwirrt sagte er: »Ich habe bloß gesagt, das heißt bestätigt ... Ich habe Sir Percy nicht mehr gesagt als Ihnen ... daß ...«

»Daß Bernard es deichseln könnte? Ja, stimmt. Aber warum kommen Sie dann hier rein und tun so, als wären Sie nicht schon über meinen Kopf gegangen?« Die Fliege erschien, flog eine Runde und ging dann in Warteposition über Stowes Schädel.

»Ich versichere Ihnen, die Idee, Bernard zu schicken, kam nicht von mir«, sagte Dicky empört. Stowe lächelte grimmig. Das war es also. Dieses Treffen war also eigens zu dem Zweck anberaumt worden, einen Streit im Department auszutragen, und es war jetzt klar, daß es bei dem Krach nicht wirklich um die Frage ging, wer zu einem Geheimtreffen mit einer KGB-Delegation geschickt werden sollte. Dieser mit nackten Fäusten

ausgetragene Kampf sollte Dickys tollkühnen Vorstoß auf Stowes Territorium zurückschlagen. Mein Pech, daß ich der stumpfe Gegenstand sein sollte, den sich Stowe ausgesucht hatte, um damit Dicky über den Schädel zu hauen. Auf englische Art war Dickys Stimme, als er wütend wurde, leiser geworden. Jetzt begann er eine komplizierte Erklärung, bei der er jedes Wort sorgfältig wog. Dicky war so beleidigt, daß ich mich fragte, ob er nicht vielleicht die Wahrheit sagte. Das würde dann heißen, daß der Deputy meine Rückberufung arrangiert hatte und, um die Tatsache vor Stowe zu verbergen, behauptete, das sei auf Dickys Wunsch geschehen. Ich war entschlossen, mich aus diesem Streit herauszuhalten.

»Kann ich in mein Büro zurückkehren?« fragte ich. »Ich erwarte einen wichtigen Anruf.« Stowe gab mit der Hand ein Zeichen, das meiner Absicht, das Zimmer zu verlassen, Zustimmung signalisieren, doch auch etwas, das Dicky sagte, zurückweisen mochte. Vielleicht war auch die Fliege damit gemeint. Als ich das Zimmer verließ, überlagerten Stowes Worte Dickys, und Dicky sagte: »Also sehen Sie mal, Gus, ich gebe Ihnen feierlich mein Wort, daß von Bernard nicht die Rede war ...«, und dann setzte er sich wieder, als bliebe er noch lange dort. Mit einem Seufzer der Erleichterung trat ich in den Korridor hinaus. Die Fliege kam mit.

An diesem Abend war ich sehr froh, in mein kleines Haus in der Balaklava Road zurückzukehren. Bislang hatte ich für dieses enge und unbequeme Vororthaus nicht viel Zuneigung empfunden, aber nach meinem kalten und einsamen Bett in Berlin erschien es mir als Paradies. Meine unerwartete Ankunft am Abend zuvor zählte nicht. Heute sollte ich gebührend daheim willkommen geheißen werden.

Die Kinder hatten ein buntes Transparent gemalt: »Willkommen daheim, Papa«, und es hing jetzt über dem Kamin, in dem ein echtes Feuer flackerte. Obwohl ich zur Hälfte Berliner war, wußte ich angesichts eines Kohlefeuers

doch die vielen kleinen Freuden der Heimkehr zu schätzen. Meine wunderbare Gloria hatte ein wirklich zauberhaftes Essen zubereitet, so gut, wie es das Restaurant um die Ecke nicht hätte besser machen können. Sie hatte eine Flasche Bollinger gekühlt, und ich saß in unserem ordentlichen kleinen Vorderzimmer, die Kinder hockten auf dem Teppich und verlangten, von meinen Abenteuern in Berlin zu hören. Gloria hatte ihnen nur gesagt, daß ich dienstlich unterwegs sei. Nach ein paar auf leeren Magen genossenen Gläsern Champagner erfand ich eine verwickelte Geschichte über das Aufspüren einer Diebesbande und machte die Geschichte unwahrscheinlich genug, mein Publikum zum Lachen zu bringen.

Die Art und Weise, in der die Kinder heranreiften, überraschte mich von Mal zu Mal mehr. Bei ihren Ideen und Späßen – zum größten Teil verhältnismäßig erwachsen und weltklug – brach kindliches Vergnügen durch. Da wurde plötzlich ein albernes Spiel, eine Schatzsuche oder ein Kinderlied verlangt. Ich hatte Glück, bei ihnen zu sein und zu sehen, wie sie heranwachsen. Welches mißverständene patriotische Pflichtgefühl hatte bloß Fiona bewegt, anderswo zu sein? Waren etwa die Prioritäten, die sie setzte, verbindlich nur für das Bürgertum? Ich war unter Jungens aufgewachsen, die alle der Arbeiterklasse angehörten und aus Gemeinschaften kamen, in der keine Loyalität wichtiger war als die zur Familie. Fiona hatte mich und die Kinder in ihre moralischen Verpflichtungen eingespannt. Sie hatte uns gezwungen, zu ihrem Opfer beizutragen. Weshalb sollte ich da nicht empfinden, daß mir schweres Unrecht angetan worden war?

Ein Wecker klingelte. Ohne Aufhebens führte uns Gloria ins Eßzimmer, wo der Tisch mit unserem besten Porzellan und Glas gedeckt war. Als das Essen serviert wurde, war es köstlich. »Kann man nicht zu allen Gängen Champagner trinken?«

»Kann ein Fisch schwimmen?« Noch eine Flasche Bollinger und ein Risotto mit Steinpilzen. Danach gab es gebackenen Hummer. Dann einen weichen Brie mit französischem Baguette. Und zum Nachtsch riesige Bratäpfel mit Honig und Rosinen. Dazu gab es einen großen Krug leckerer Eiercreme. Das war ein krönender Abschluß für ein wunderbares Mahl. Sally suchte jede Rosine einzeln heraus und legte sie um den Rand ihres Tellers, aber das tat Sally immer. Billy zählte die Rosinen ab: »Bauer, Bürger, Edelmann ...« und ermittelte, daß Sally einen Bettelmann heiraten würde. Sally meinte, dieser Abzählvers sei ihr von jeher verhaßt gewesen, und Gloria – die Optimistin, Feministin und Mathematikerin – lehnte ihn grundsätzlich ab, weil er den Mädchen eine zu geringe Auswahl an Partnern präsentierte. Die Kinder lebten beide in dem Niemandsland zwischen Kindheit und Erwachsensein. Billy widmete sich Autos und einer schönen Handschrift. Sally war für die Rolle der Portia in Julius Caesar ausgewählt worden und trug uns ihre Lieblingsszene vor. Ihr Teddybär spielte Brutus.

»Ist's im Vertrag der Ehe, sag mir, Brutus, Bedingungen, kein Geheimnis sollt ich wissen, Das Euch gehört?«

Die eheliche Prophezeiung verwerfend, erklärten wir den Abend übereinstimmend zu einem denkwürdigen Familienereignis.

»Die Kinder sind jetzt alt genug, Freude an gemeinsamen Familienfeiern zu haben«, sagte Gloria, nachdem sie zu Bett gebracht worden waren. Sie stand vor dem Kamin und blickte in die Glut des heruntergebrannten Feuers.

»Ich werde diesen Abend nie vergessen«, sagte ich. »Niemals.« Sie wandte sich um. »Ich liebe dich, Bernard«, sagte Gloria, als hätte sie es noch nie zuvor gesagt. »Nun, ehe ich mich hinsetze, willst du noch was zu trinken oder sonstwas?«

»Und ich liebe dich, Gloria«, erwiderte ich. Allzulange hatte

ich mich gesträubt, meine Gefühle auszusprechen, weil ich noch immer so etwas wie Schuld empfand wegen des Altersunterschieds zwischen uns, aber meine Zeit fern von ihr hatte da etwas verändert. Jetzt war ich glücklich, ihr zu sagen, was ich fühlte. »Du bist wunderbar«, sagte ich, nahm ihre Hand und zog sie neben mich auf das Sofa. »Du tust Wunder für uns alle. Ich sollte dich fragen, was ich für dich tun kann.« Ihr Gesicht war sehr nahe. Sie sah traurig aus, als sie nun eine Hand auf meine Wange legte, als berührte sie eine Statue, eine kostbare Statue, aber trotzdem eine Statue. Sie schaute mir in die Augen, als sähe sie mich zum erstenmal, und sagte: »Manchmal, Bernard, wünschte ich, du sagtest mir, daß du mich liebst, ohne daß ich es zuerst zu dir sage.«

»Es tut mir leid, Liebling. Haben die Kinder dir für das wunderbare Essen gedankt?«

»Ja, die Kinder sind sehr lieb, Bernard.«

»Du bist zu uns allen gut«, sagte ich.

»Das Essen habe ich von Alonso kommen lassen«, gestand sie mit der Kleinmädchenstimme, die sie manchmal annahm. »Außer den Bratäpfeln. Die Äpfel habe ich selbst gemacht. Und die Eiercreme.«

»Die Bratäpfel waren das Beste an dem ganzen Willkommensmahl.«

»Ich hoffe, das Beste vom ganzen Willkommensmahl kommt noch«, sagte sie schelmisch.

»Na, mal sehen«, sagte ich. Sie knipste das Licht aus. Es war Vollmond, und der ganze hintere Garten war in das scheußliche Blau getaucht, das ihn aussehen ließ wie ein Bild im Fernsehen. Ich hasse Mondschein.

»Was ist?«

»Es ist schön, daheim zu sein«, antwortete ich und startete in den häßlichen kleinen Garten. Sie kam von hinten und legte den Arm um mich.

»Geh nicht wieder weg«, bat sie. »Nie wieder. Versprichst

du's?«

»Ich verspreche es.« Dies war nicht der Augenblick, von der kleinen Spritztour nach Wien zu sprechen, die Dicky und Stowe für mich organisiert hatten. Sie hätte vielleicht gedacht, daß ich mich darauf freute, während ich tatsächlich eine begründete Angst davor hatte. Wien war keine große Stadt, war es nie gewesen. Eine kleine Provinzstadt, wo engstirnige Bauern anstatt auf den Schweinemarkt in die Oper gehen, um böswilligen Klatsch auszutauschen. Jedenfalls war das mein Eindruck. In der Vergangenheit hatte ich in Wien immer Pech gehabt.

7

Ich erinnere mich, mal einem jungen Anfänger namens McKenzie erzählt zu haben, daß, je beiläufiger man instruiert wird, desto gefährlicher die Operation zu werden verspricht, auf die man zusteuert. Das war die Sorte oberflächliche Lebensweisheit, mit der man jungen Leuten wie diesem McKenzie, die einem an den Lippen hingen und alles genauso machen wollten, wie sie's in der Schule gelernt hatten, auf billige Weise imponierte. Ich sollte aber noch viel Zeit haben, die tiefe Wahrheit dieser Erklärung zu bedenken. Als ich mir später überlegte, wie ich in die Wiener Operation verwickelt worden war, neigte ich zu der Ansicht, daß Stowe keine Alternative gehabt hatte. Daß man ihn angewiesen hatte, mich zu schicken.

Diese Operation hieß »Fledermaus«, nicht »Operation Fledermaus«, weil man entschieden hatte, daß die Häufigkeit des Wortes »Operation« und die Weise, wie ihm stets ein Codename folgte, den mit Computern arbeitenden Codeknackern der Gegenseite zu gute Chancen gab.

Im Department wurde jedenfalls »Fledermaus« streng geheimgehalten. Diese IBA(Instruktionen bei Ankunft)-Jobs machten mich immer ein bißchen nervös, weil ich mich dabei auf die von mir erwartete Arbeit nicht vorbereiten konnte. Anscheinend hatte die Absicht, diese Aufgabe vor den Amerikanern geheimzuhalten, zu einer Informationsbeschränkung, Funkdisziplin und Behutsamkeit des Vorgehens geführt, die, wenn kein größeres Ziel angestrebt wurde, als die Sache vor dem KGB geheimzuhalten, nur selten gelangen.

Ich flog nach Salzburg. Das ist eine glitzernde Spielzeugstadt, überragt von einer Festung aus dem elften Jahrhundert, für deren Folterkammer viel Reklame gemacht wird. Die engen Straßen der Stadt sind zwölf Monate im Jahr

mit Rucksacktouristen vollgestopft, und Postkarten, Speiseeis und Andenken sind überall erhältlich. Mein Hotel – wie beinahe überall anderswo in Österreich auch – lag nicht weit von einem Haus, in dem der anscheinend rastlose Wolfgang Amadeus Mozart einst wohnte. Meine Ankunft war auf das Datum einer wichtigen philatelistischen Auktion gelegt worden, und gemeinsam mit einem Dutzend oder noch mehr Briefmarkenhändlern, die mit der gleichen Maschine gekommen waren, gelangte ich im Hotel an. Ihre Eintragungen im Hotelregister zeigten, daß sie an den verschiedensten Orten zu Hause waren, unter anderem in Chicago, Hamburg und Zürich. Auf dem Empfangspult stand eine Pappfigur der jugendlichen Julie Andrews mit ausgestreckten Armen, die singend für »Meine Lieder, meine Träume« Reklame machte: »Visit the places where the film was shot.« Hinter dem Empfangspult saß ein zerbrechlich aussehender alter Mann in schwarzem Anzug mit steifem Kragen. Er benutzte eine Feder, die in ein Tintenfaß getaucht werden mußte, und wiegte einen altmodischen Löscher nach jedem Eintrag. Das Hotel war düster, geräumig und bequem. Es war eines jener altmodischen Grandhotels, die in Österreich noch an vielen Orten zu finden sind, und der süße synthetische Geruch von Möbelpolitur hing in der Luft: ein Hinweis auf Handarbeit. Ein altertümlicher Aufzug, aus Messing und Mahagoni gearbeitet, rutschte mit einem keuchenden Geräusch und plötzlichem Klappern in einem Käfig aufwärts, was mich ermahnte, während meines Aufenthalts besser die Treppe zu benutzen. Es gab sogar einen Mann in schwarzer Weste und grüner Schürze, der mir den Koffer trug.

Ein Österreicher namens Otto Hoffmann hatte mich vom Flughafen abgeholt und dafür gesorgt, daß ich ein gutes Zimmer bekam. »Nach hinten mit Blick auf den Fluß«, pries er es mit hartem österreichischem Akzent, und ein kalter Luftzug fuhr mich an, als er das Fenster öffnete und hinaus sah, um sich

zu vergewissern, daß das Wasser noch da war. »Kein Verkehrslärm, keine Küchendüfte, kein Lärm aus dem Terrassencafé.

Geben Sie dem Dienstmann zehn Schilling Trinkgeld.« Ich gehorchte.

Hoffmann war ungefähr vierzig Jahre alt, ein kleiner hyperaktiver Mann mit fröhlichen kleinen Augen, Stupsnase und lächelndem Mund. Sein Benehmen und sein Aussehen – die hohe Stirn, die blasse, glatte Haut, die Art, wie seine Gesichtszüge in den kugelrunden Kopf eingepaßt waren, dazu das spärliche Haar – ließen ihn irgendwie den Eindruck eines betrunkenen Babys machen. Ich weiß nicht, wieviel man Hoffmann von »Fledermaus« erzählt hatte, aber er nannte diesen Namen nie. Er wußte, daß ich mich als Briefmarkenhändler ausgeben mußte, ohne von dem Geschäft die blasseste Ahnung zu haben, und war offensichtlich wegen seiner einschlägigen Kenntnisse ausgewählt worden.

»Und jetzt werde ich Ihnen was zu trinken bestellen«, sagte er, schloß das innere Fenster und prüfte mit der Hand die Temperatur des Heizkörpers. Er meinte eine Tasse schwachen Tee. Weil er sein Geld in der Gesäßtasche aufbewahrte, ein dickes Bündel Scheine, das von einem Gummiband zusammengehalten wurde, hatte er die verwirrende Angewohnheit, sich auf den Hintern zu klopfen, um zu prüfen, ob sein Geld noch da war. Er tat dies jetzt.

Während wir in der Halle des Hotels saßen, instruierte er mich. Es war ein höhlenartiger Raum mit einer Himmelskuppel, in der Engel umhertollten und ein imponierender Kristallkronleuchter hing. Entlang der Wände standen Topfpflanzen zwischen kleinen Tischen und weichen Sesseln, wo andere Gäste des Hauses, nicht gewillt oder nicht imstande, sich dem Gedränge auf den Straßen auszusetzen, saßen und aus hohen Gläsern Tee mit Zitrone tranken und dazu die üppigen Torten oder die gargantuesken Erfindungen aus

Sahneeis und Früchten verzehrten, die den langen österreichischen Tag gliedern. Er bestellte zwei Tee und eine Rumkugel. Sie seien hier ganz köstlich, erzählte er mir, aber ich bemühte mich, Rumkugeln seinzulassen.

»Bei der Auktion werden fast ausschließlich österreichische und deutsche Werte versteigert«, erklärte er mir. »Der größte Markt dafür ist natürlich in Österreich und Deutschland, aber es werden auch amerikanische Händler da sein und so hoch bieten, wie es ihnen der gegenwärtige Kurs des Dollars gestattet. Auch Landsleute von Ihnen aus London werden dasein. London ist ein bedeutender Umschlagplatz für philatelistisches Material, und es gibt noch immer viele bedeutende deutsche und österreichische Sammler dort. Die meisten sind Emigranten, die vor den Nazis flüchten mußten und später in England geblieben sind.« Die Kellnerin brachte uns umgehend das Bestellte. Der Tee wurde in einem Glas serviert, von dessen kunstvoll gestaltetem versilberten Halter an einer Klammer ein Löffel hing. Sie stellte zwei große Zitronenstücke auf den Tisch und goß großzügig eine alkoholische Flüssigkeit über den glänzenden Biskuitkuchen mit Sahnehaube. »Wollen Sie nicht vielleicht doch ...?« erkundigte Hoffmann sich noch einmal. Ich schüttelte den Kopf. Die Kellnerin schrieb eine Rechnung, legte diese auf den Tisch und eilte davon.

»Und was mache ich hier?« fragte ich, ohne die Stimme zu erheben.

Er runzelte die Brauen. Dann, als er verstand, zuckte er mit der Nase. Auf dem Tisch vor ihm lagen zwei schöne Kataloge. Einen davon reichte er mir. Er war einen Zoll dick und sah mit seinem farbigen Umschlag, dem ausgezeichneten Kunstdruckpapier und den vorzüglich gedruckten Illustrationen eher wie ein teures Kunstbuch aus als ein Verkaufskatalog. Seine Herstellung mußte ein Vermögen gekostet haben. Er schlug das Buch auf und zeigte mir Abbildungen von

Briefmarken und alten Briefumschlägen. Wenn irgend etwas seine Aufmerksamkeit erregte, klopfte er auf die Seiten. »Die meisten wirklich guten Sachen sind aus den alten deutschen Staaten. Württemberg, Braunschweig, dazu ein paar Raritäten aus Oldenburg, Hannover und so weiter. Hier sind auch ein paar ausgesuchte Dinge aus ehemaligen deutschen Kolonien: Post aus China, Marokko, Neuguinea, Togo, Samoa.«

Beim Durchblättern des Katalogs verlor Herr Hoffmann den Faden der Unterhaltung. Seine Augen hefteten sich auf eine Seite. »Einige dieser Togo-Umschläge scheinen wirklich wunderbar zu sein«, sagte er ehrfurchtsvoll und las die Beschreibungen mit so großer Konzentration, daß seine Lippen dabei bebten. Doch riß er sich schließlich von den wunderbaren Angeboten los und zeigte mir das auf die Innenseite des Katalogdeckels gedruckte Programm der Auktion. Darauf waren die Zeiten angegeben – acht Uhr früh bis gegen drei Uhr nachmittags, eine Stunde Mittagspause –, zu denen die verschiedenen numerierten Angebote aufgerufen werden würden. Mehrere tausend Objekte wurden angeboten, die Auktion sollte insgesamt fünf Tage dauern. »Manche reiche Sammler schicken Agenten auf die Auktionen, die den Auftrag haben, bestimmte Sachen für sie zu erwerben. Die Agenten erhalten eine anständige Provision. Sie werden ein solcher Agent sein.«

»Weshalb bieten sie nicht per Post?«

Er grinste flüchtig. »Manche Sammler mißtrauen diesen Auktionen. Wenn man per Post bietet, wird die Summe, die auszugeben man den Auktionator ermächtigt, als das höchste Angebot betrachtet, bis zu dem man mitzubieten willens ist. Das Auktionshaus verpflichtet sich, einem nicht mehr zu berechnen als eine Stufe über das nächsthöchste Gebot hinaus.« Er quetschte Zitrone in seinen Tee und jagte mit dem Löffel nach einem Kern, fand aber, nachdem er das Glas mit den Fingerspitzen geprüft hatte, den Tee noch zu heiß zum

Trinken.

»Und?«

Das listige Grinsen kehrte wieder. Sein Gesicht nahm diesen Ausdruck so mühelos an, daß nicht leicht zu sagen war, ob er wirklich belustigt war oder nicht. »Jedesmal, wenn ich per Post geboten habe, hat scheinbar auf geheimnisvolle Weise jemand bis auf eine Stufe unter meinem Höchstgebot mitgeboten. Ich stellte fest, daß ich immer mein Höchstgebot bezahlen mußte.« Er nahm seine Gabel und betrachtete seinen Kuchen mit der Konzentration eines Sprengmeisters, der überlegt, wo am besten die Dynamitladungen anzubringen seien. »So haben die Sammler Agenten, die überwachen, daß Bieter und Angebote nicht nur vorgetäuscht sind?« sagte ich. »Genau. Aber selbst auf die Weise ist es nicht leicht, jedem Schwindel auf die Spur zu kommen. Manchmal nimmt ein Bevollmächtigter des Auktionators Kaufgebote am Telefon entgegen, und dem Auktionator liegen die postalischen Gebote vor. Es ist nicht leicht festzustellen, was eigentlich vor sich geht.« Die bisherige Unterhaltung hatte immer wieder streckenweise sein kleines Lächeln begleitet, jetzt aber, als er seine Gabel ergriff und ein Stück seiner Rumkugel aß, wurde er ernst. »Der Chef der Konditorei ist Wiener«, vertraute er mir an, während er es genoß.

»Und was hat der Agent sonst noch zu tun?«

»Er sollte sich natürlich die Partien, für die er bieten wird, genau angesehen und sich vergewissert haben, daß sie nicht beschädigt, repariert oder gefälscht sind.«

»Gibt es denn viele Fälschungen?«

»Es gibt einige Stücke auf dieser Auktion, deren Schätzpreis um die hunderttausend US-Dollar liegt. Das ist jedenfalls eine ganze Menge Geld. Viele Leute bezahlen weniger Pacht für das Haus, in dem sie wohnen.«

»Ich sehe, was Sie meinen, Herr Hoffmann«, sagte ich. »Aber haben diese Auktionshäuser nicht Experten? Wissen sie

denn nicht genug über Briefmarken, um eine Fälschung zu erkennen?«

»Natürlich schon. Aber Auktionshäuser kriegen ihre Prozente vom Verkaufspreis. Welche Veranlassung haben sie also, Fälschungen zu entdecken? Und was sollen sie in dem Fall tun? Ihre Kunden der Unredlichkeit bezichtigen? Wenn eine Fälschung verkauft wird, kriegen sie einen schönen Batzen Geld. Weisen sie dieselbe aber zurück, verlieren sie einen Kunden und machen sich einen Feind, und ihre Prozente verlieren sie auch.« Er verstummte plötzlich und aß ein Stück Kuchen. Zwei Männer, die an einem Tisch in der Nähe gesessen hatten, standen auf und gingen hinaus. Sie waren Amerikaner, nach ihren Kleidern und Stimmen zu urteilen, sauber gekleidet, mit frischen Gesichtern und blankgeputzten Schuhen.

»Sie lassen sie alle als einen Haufen Gauner erscheinen«, sagte ich.

»Das wollte ich nicht. Ich kenne Händler, denen ich mein Leben anvertrauen würde. Aber es ist ein risikoreiches Geschäft«, sagte Hoffmann und lächelte, als sei es ihm gerade deshalb lieb. Ich hatte das Gefühl, daß die Vorstellung, Fälschungen zu verkaufen, ihn nicht so abstieß, wie es eigentlich hätte der Fall sein sollen. Ich fragte mich, ob er irgendwas mit den Fälschungen zu tun hatte, die das Department von Zeit zu Zeit in Auftrag gab. Er bedachte mich mit einem weiteren listigen Lächeln, als läse er meine Gedanken.

»Sind die Leute hier alle von der Branche?«

Er sah sich in der grabesfeierlichen Halle um. Kellnerinnen in strengen, schwarzen Kleidern und weißen, gestärkten Schürzen gingen mit Tablett voller Teegläser und Kuchenteller auf dem weißen Marmorboden schweigend hin und her. Die Männer, eine gemischte Sammlung, größtenteils jedoch in mittleren Jahren, wenn nicht schon älter, saßen

gebeugt, kritzelten Anmerkungen in ihre Kataloge und flüsterten verschwörerisch miteinander, genau wie wir es taten.

»Ich kenne die meisten von ihnen«, sagte er.

»Und alles Männer?«

»Ja. Ich kenne keine einzige bedeutende Briefmarkenhändlerin. Es gibt praktisch auch keine weiblichen Sammler. Erbt eine Frau einmal eine Sammlung, verkauft sie die meist sofort. Davon kann man ausgehen.« Er entschied, daß sein Tee inzwischen hinreichend abgekühlt sein müsse, und versuchte ihn. Ich blätterte in dem Katalog.

»Wie kommen sie zu den Schätzpreisen?« fragte ich.

»Auf die kann man nicht viel geben«, sagte er. »Die sollen einem nur Appetit machen. Sie liegen immer weit unter dem Preis, den der Auktionator zu erzielen hofft.«

»Wie weit?«

»Auf die Frage gibt es keine einfache Antwort. Die Auktionshäuser verfahren da unterschiedlich. Es passieren auch verrückte Sachen. Manchmal kommen zu einer Auktion zwei Agenten mit Kauforder für die gleiche Partie.«

»Was bedeutet Kauforder?«

»Die Anweisung, zu jedem Preis zu kaufen.«

»Zu jedem Preis?«

»Die Begierde, die tollkühne Lust, mit der manche Sammler irgendeinem bestimmten Objekt nachjagen, ist schwer zu beschreiben. Manche Sammler verlieren dabei den Verstand, man kann es nicht anders sagen.« Er wischte sich sorgfältig die Finger an der Serviette ab und entnahm seiner Tasche eine kleine Mappe aus zähem, durchsichtigem Plastik. Darin befand sich ein Briefumschlag mit Marke. »Sehen Sie sich das an.« Er reichte mir einen weißen Briefumschlag, den eine ganze Menge Briefmarken und Poststempel schmückten. Zweimal war der verschmierte und verfärbte Umschlag umadressiert worden und so unansehnlich, daß ich ihn ohne zu zögern in den Papierkorb geworfen hätte, wäre er auf meinem Schreibtisch

gelegen. Er sagte mir gar nichts, aber ich betrachtete ihn jetzt mit dem ehrfürchtigen Staunen, das er offenbar von mir erwartete. »Sehr hübsch«, bestätigte ich.

»Ein Mann ist dafür ins Gefängnis gegangen«, sagte Hoffmann. »Ein geachteter Mann, leitender Angestellter bei einer Versicherung. Er war mein Kunde. Fast fünfzig Jahre alt, drei Kinder, Pensionsberechtigung. Er hatte eine sehr nette kleine Sammlung. Viele von den Stücken hatte ich ihm besorgt. Auf seinem Spezialgebiet kannte er sich sehr gut aus. Er hielt regelmäßig Vorträge und verlieh seine Marken für Ausstellungen bei philatelistischen Gesellschaften. Dann hörte er, daß ein bekannter Sammler gestorben war, und er wußte, daß sich in dessen Sammlung dieser Umschlag befand. Das Juwel, das seine Sammlung vervollständigt hätte. Er bat mich zu ermitteln, wann er auf dem Markt sein würde. Er war entschlossen. Durch einen glücklichen Zufall wußte ich Bescheid. Ich vermutete, daß die Witwe alles zu Geld machen würde. Das tun sie schließlich immer. Man hütet sich natürlich, zu früh herumzuschnüffeln. Das ist der Familie lästig. Wenn man andererseits zu lange wartet, riskiert man, daß einem ein anderer Händler die ganze Sammlung vor der Nase wegschnappt ... für einen Pappensiel manchmal, wenn die Hinterbliebenen nicht wissen, was sie geerbt haben. Es gibt eine ganze Menge skrupelloser Burschen in dieser Branche, sage ich Ihnen.«

»Ich fange an, es zu glauben«, sagte ich.

»Irgendwas nicht in Ordnung mit Ihrem Tee?«

»Nein, er ist lecker.«

»Sie trinken ihn nicht.«

»Dazu komme ich schon noch.«

»Die Witwe war eine reiche Frau. Die Sammlung war ihr unwichtig. Als ich hinging und danach fragte, beschloß sie, mich zum Agenten zu nehmen, um die Sachen zu schätzen und alles zu verkaufen. Das brachte mich hinsichtlich des anderen

Sammlers in eine schwierige Lage, aber ich konnte mir auch nicht vorstellen, daß er als Käufer dafür wirklich in Frage käme. Umschläge dieser Art sind sehr selten, man kennt nur vier oder fünf. Beim letzten Mal, als einer davon zur Auktion gekommen war, erzielte er fünfzigtausend Dollar, und das war vor fast zehn Jahren. Selbst wenn dieser nicht mehr brachte als jener, hätte ihn sich mein Freund, der Versicherungsangestellte, nicht leisten können.«

Ich sah mir den Umschlag an. »Fünfzigtausend Dollar?« Konnte das wahr sein?

Hoffmann nickte, diesmal ohne zu lächeln. Diese Philatelisten waren ernsthafte Leute. »Im diesjährigen Katalog werden die Marken allein schon fast auf diesen Wert geschätzt; aber natürlich sind, wie gesagt, die Katalogpreise immer zu niedrig angesetzt. Aber ich habe einen Interessenten in München ... Er hat deswegen schon dreimal angerufen. Der Gedanke, das Ding zu besitzen, macht ihn rasend, und er will es unbedingt sehen ... Ich wüßte gerne, was er dafür ausgeben will. Er läßt sich seine Sammlung eine Menge kosten.«

»Und Ihr Freund, der Versicherungsangestellte?«

»Der Idiot! Der beklautete seine Firma. Machte eine untergeschobene Forderung geltend, fälschte einen Scheck, zahlbar an sich selbst. Können Sie das glauben? Er wurde sofort geschnappt. Bekannte sich schuldig. Seine Firma sagte, sie müsse Anzeige erstatten, schon um die übrigen Angestellten von solchen Machenschaften abzuschrecken. Sie haben natürlich recht, und er weiß das. Ich habe ihn gestern besucht.«

»Im Gefängnis?« Ich reichte Hoffmann den Umschlag zurück.

»Ja, in Graz. Ich sagte für ihn vor Gericht aus. Ich bezeugte, er sei ehrlich und anständig, aber der Beweislage nach war er ein Dieb.«

»Er muß sich gefreut haben, Sie zu sehen«, sagte ich.

»Ich verkaufe jetzt auch seine Sammlung. Er ist völlig pleite. Die Rechtsanwälte haben ihm den letzten Pfennig genommen. Er verkauft alles.« Hoffmann steckte den Umschlag wieder in die Tasche.

»Macht Sie das nicht nervös, eine solche Wertsache so mit sich herumzuschleppen?«

»Nervös? Nein.«

»Wie lautete das Urteil?«

»Mein Kunde?« Er sprach durch den Mund voll Rumbiskuit.

»Der Versicherungsmann.«

Er nahm sich die Zeit, seinen Kuchen hinunterzuschlucken, und trank dann etwas Tee. »Fünf Jahre. Ich habe ihm ein Farbfoto dieses Umschlags gebracht.« Er klopfte auf seine Tasche. »Und der Gefängnisdirektor hat ihm eine Sondererlaubnis gegeben, das Bild in seiner Zelle zu haben.« Hoffmann nippte an seinem Glas. »Der Witz ist, daß ich inzwischen geneigt bin, das Ding für eine Fälschung zu halten. In welchem Fall es wertlos wäre.« Er lachte auf seinen Teller hinab, als versuche er zu widerstehen, aß aber schließlich den Rest des Kuchens.

»Wußten Sie das von Anfang an?«

»Nicht mit Sicherheit.« Er wischte sich die Lippen ab.

»Sie hatten aber den Verdacht?«

»Ich habe den Umschlag unter ultraviolettes Licht gelegt. Man kann nicht vorsichtig genug sein. Dann habe ich ihn einem gezeigt, der Bescheid weiß. Ich bin noch immer nicht sicher, was ich davon halten soll.« Er trank noch etwas Tee. »Sind Sie sicher, daß Sie nicht ein Sahnetörtchen wollen? Sie sind köstlich hier, federleicht.«

»Nein, danke.«

»Das ist eine Schwäche von mir«, gestand er. Er hatte die Kugel verzehrt, aber einen großen Klacks Schlagsahne am Tellerrand liegen lassen. »Nicht mal einen Apfelstrudel?«

»Nein.«

»Sie gehen also auf die Auktion und bieten für die Partie Nr. 584.

Die sollte ungefähr um zehn Uhr vormittags dran sein, aber gehen Sie sicherheitshalber ein bißchen früher hin.« Ich sah ihn an. Das waren also meine Instruktionen: Die Londoner Zentrale hatte mich zum Kaufen hierher geschickt. »Bezahlen Sie bar. Der Artikel wird auf 1000 Schilling geschätzt. Ich werde Ihnen dreitausend Schilling geben, das sollte reichen. Fahren Sie dann damit nach Wien, und melden Sie sich bei von Staiger. Von dem Baron haben Sie doch schon gehört?«

»Nein«, sagte ich.

Er sah überrascht aus. »Sie werden ihm nicht persönlich begegnen, aber dort liegen Instruktionen für Sie.« Er gab mir eine Visitenkarte. Der Aufdruck nannte nur Staigers Namen und Titel und die Berufsbezeichnung »Anlageberater«. In winziger Handschrift war mit Bleistift eine Wiener Adresse dazugesetzt. Das Führen von Adelstiteln war in Österreich verboten, aber wie viele andere schien auch Staiger das Verbot nicht ernstzunehmen.

Aus der Gesäßtasche zog Hoffmann sein Geldbündel und zählte mir die österreichischen Banknoten hin. Dazu legte er einen kleinen Quittungsvordruck, wie man sie in Schreibwarengeschäften kaufen kann. »Unterschreiben Sie bitte hier«, sagte er.

Ich quittierte den Empfang des Geldes. »Sie werden also morgen nicht bei der Versteigerung sein?«

»Leider nicht. Ich fahre heute abend noch nach München.« Er lächelte, als er sich von der Lesbarkeit meiner Unterschrift überzeugte und die Quittung in seine Briefftasche steckte. »Wenn Sie bieten, zeigen Sie eine von den nummerierten Karten. Setzen Sie sich möglichst in die erste Reihe, wo der Auktionator Sie sehen kann, und dann wird niemand anders im Saal wissen, daß Sie bieten. Ihren Artikel können Sie etwa fünf

Minuten, nachdem Sie ihn gekauft haben, abholen. Wenn Sie bar bezahlen, brauchen Sie keine Referenzen zu geben oder sich auszuweisen.«

»Werde ich Sie wiedertreffen?«

»Ich glaube nicht«, sagte er. Er winkte mit dem Löffel.

»Haben Sie mir sonst noch etwas mitzuteilen?«

»Nein«, sagte er. »Von jetzt an leitet Baron Staiger die Operation.« Er schaufelte den großen Klacks Schlagsahne auf seine Kuchengabel und schob ihn sich in den Mund. Ein Ausdruck reiner Seligkeit lag auf seinem Gesicht, während er sich die Schlagsahne auf der Zunge zergehen ließ und endlich schluckte. »Sie haben Ihren Tee nicht getrunken«, sagte er.

»Nein.«

Er stand auf und schlug die Hacken zusammen, als er sich verabschiedete. Ich blieb noch ein paar Minuten länger sitzen, nippte an meinem Teeglas und blickte mich im Raum um. Ich bemerkte, daß er mir die Rechnung hinterlassen hatte. Mit dem Katalog, den Hoffmann mir gegeben hatte, trat ich hinaus auf die Terrasse, von der aus man die Salzach überschauen konnte. Es war zu kühl, als daß sich jemand dort hinaus hätte setzen wollen, aber ich genoß die Vorstellung, alleine zu sein. Ich schlug die Nummer 584 nach. Sie gehörte zu der Abteilung des Katalogs mit der Bezeichnung »Deutsche Reichsflugpost – Zeppelinbelege« und war in jenem hemmungslosen Prosastil beschrieben, dessen sich auch die Männer bedienen, die Ferienwohnungen an der Costa Brava verkaufen.

»584. Sieger Katalog 626. Brief. Bunttafel IV. öS 1000, – 1930, Südamerikafahrt, Paraguaypost. Schmuckbrief mit Flugpostmarken, entwertet mit violetter Paraguay-Zeppelin-Sonderstempel ›Por Zeppelin‹, dazu violetter Paraguay-Flugpoststempel 16.5. Brief nach Deutschland, in dieser Erh. ungewöhnl. schöner und extrem seltener Beleg, Spitzenbeleg für den großen Sammler.«

Ich entnahm dem allem, daß 1930 der auf der Farbttafel Nr.

4 abgebildete Umschlag auf eintausend Schilling geschätzt worden war. Er war, versehen mit allen postalischen Formalien, auf dem Luftschiff Graf Zeppelin von Paraguay nach Deutschland expediert worden und inzwischen eine große philatelistische Rarität. Die Farbabbildung zeigte einen guterhaltenen hellblauen Umschlag mit verschiedenen Marken und Gummistempelungen, adressiert an einen Herrn Davis in Bremen. Er sah nicht aus, als wäre er auch nur annähernd tausend Schilling wert. Während ich da so über dem Fluß saß und zur Festung Hohensalzburg hochschaute, die den halben Horizont verdeckte, öffnete sich die Glastür, und ein Mann gesellte sich zu mir auf die Terrasse. Zunächst schien er mich nicht zu bemerken. Er ging bis an die schmiedeeiserne Brüstung und sah nach, wie tief man da hinunterfallen konnte, so, wie das die meisten Leute machen. Als der Mann sich umwandte, um einen besseren Blick auf die Festung jenseits des Flusses zu bekommen, konnte ich ihn eingehender betrachten. Er war einer der Amerikaner, die ich vorhin drinnen bemerkt hatte. Er trug einen kurzen, tannengrünen Lodenmantel, modisch mit großen Taschen, Gurten und Schlaufen ausgestattet. Sein Haar war graumeliert und ordentlich geschnitten, und auf dem Kopf trug er eine schicke Lodenmütze. Er redete ohne Einleitung. »Als ich gestern Mozarts Geburtshaus besuchte, war das eins der größten Erlebnisse meines Lebens.« Er hatte eine kräftige Cowboystimme, die die erklärte Gemütsbewegung Lügen strafte. »Getreidegasse 9. Sind Sie schon mal dagewesen?«

»Einmal ... vor langer Zeit«, sagte ich.

»Man muß früh hingehen«, fuhr er fort, »es füllt sich schnell mit diesen pickelgesichtigen Rucksacktouristen, die Coke aus der Dose trinken.«

»Ich werde es mir merken«, sagte ich und öffnete meinen Katalog in der Hoffnung, er würde weggehen. »Mozart läßt sich im dritten Stock zur Welt bringen, und das ist unpraktisch,

also darf man sich nur das Museum im Erdgeschoß ansehen. Irgendwie ist das ja ziemlich blöd, finden Sie nicht?«

»Mag sein.«

»Auf Mozart fahr' ich wirklich ab«, sagte er. »Cosi fan tutte muß das absolut größte Musikerlebnis sein. Na schön, die Kritiker stehen auf Don Giovanni, und Mozarts Frau Constanze erklärte, der Maestro habe Idomeneo für die Nummer eins gehalten, aber Idomeneo war schließlich sein erster durchschlagender Erfolg. Die Kasseneinnahmen, die Idomeneo in München einspielte, machten den jungen Wolfgang über Nacht zum Star. Aber Cosi ist wirklich Spitzenklasse. Nehmen Sie nur die psychologische Einsicht, die dramatische Integrität und die musikalische Eleganz. Yes, Sir, es ist Zucker, Zucker durch und durch. Ich spiele Cosi im Auto; ich kenne jede Note, jedes Wort. Meine Theorie ist, daß die beiden Mädels sich von den Verkleidungen nicht täuschen lassen. Sie wollen sich bei dem Partnertausch amüsieren. Darum geht es nämlich im Grunde: Partnertausch. Mozart konnte das natürlich so direkt nicht sagen, weil das zu anstößig gewesen wäre. Aber überlegen Sie sich's mal.«

»Mache ich«, versprach ich.

»Und soll ich Ihnen mal was erzählen über diesen großartigen kleinen Kerl? Er konnte im Kopf komponieren: Musik, seitenweise. Und dann setzte er sich hin und schrieb sie hintereinander weg auf. Und, wissen Sie, dabei ließ er seine Frau über ihre Teegesellschaften schwatzen und hakte immer wieder nach: ›Und was hast du darauf geantwortet?‹ und ›Was hat sie da zu dir gesagt?‹ Und die ganze Zeit schrieb er an der Partitur eines Requiems oder einer Oper oder eines Streichquartetts und beteiligte sich gleichzeitig an der Unterhaltung. Wie finden Sie das?«

»Kann nicht einfach gewesen sein«, sagte ich nachfühlend. »Ich sehe, daß Sie sich wieder in Ihren Katalog vertiefen wollen. Ich weiß, daß da irgend so eine große

Briefmarkensammlerbörse hier im Hotel läuft. Aber ich habe Sie eigentlich nie für einen Briefmarkensammler gehalten, Bernie.«

Ich versuchte, nicht gleich zu reagieren. Langsam hob ich meine Augen zu seinen und sagte: »Ich sammle Luftpostumschläge.« Er lächelte.

»Sie erkennen mich nicht wieder, stimmt's, Bernie?« Ich versuchte, sein Gesicht in irgendeinen Zusammenhang zu bringen, erkannte ihn aber trotzdem nicht.

»Nein«, sagte ich.

»Na ja, warum sollten Sie auch. Aber ich erinnere mich, Sie gesehen zu haben, als ich noch mit Peter Underlet im gleichen Büro saß, und dann ist Underlet nach Djakarta, und ich bin nach Bonn, wo ich dann für Joe Brody gearbeitet habe. Mein Gott, Bernie. Haben Sie das vergessen?«

»Nein«, log ich, obwohl ich's vergessen hatte. Dieser Mann war ein Fremder für mich.

»Auf Urlaub, was?«

»Ich hatte noch ein paar freie Tage.«

»Und da sind Sie nach Salzburg. Na klar, schieß auf die Sonne. Hier sollte man hinfahren, wenn man dem ganzen Laden wirklich mal den Rücken kehren will. Sind Sie ...«, er hielt inne und fügte dann diskret hinzu, »... mit irgend jemand zusammen?«

»Mutterseelenallein«, sagte ich.

»Ich wünschte, wir könnten zusammen essen«, sagte der Mann bedauernd. »Aber ich muß heute abend in Wien zurück sein. Und morgen fliege ich nach Washington, D.C.«

»Schade«, sagte ich.

»Ich mußte aber einfach diese Wallfahrt machen«, sagte er. »Es gibt Sachen, die man einfach machen muß. Wissen Sie, was ich meine?«

»Ja«, sagte ich.

»Und viel Glück beim Briefmarkensammeln. Was sagten

Sie noch, sei Ihr Spezialgebiet ... Zeppelinpost?«

»Ja«, antwortete ich, aber natürlich hatte ich ihm das nicht erzählt. Ich hatte nur von Luftpost gesprochen. Er winkte und ging durch die Türen zurück in die Halle. Wenn Joe Brody ihn mit dem Auftrag geschickt hatte, mich in Unruhe zu versetzen, hatte er den ziemlich hervorragend ausgeführt. Ich schloß den Katalog und setzte meine Betrachtung der Festung Hohensalzburg am jenseitigen Ufer des Flusses fort. Was ich brauchte, war, mal richtig von Herzen lachen zu können. Vielleicht sollte ich nach einem steifen Drink zur anderen Seite überspazieren, die Drahtseilbahn zur Festung hinauf nehmen und mich ein bißchen in der Folterkammer umsehen.

8

Ich aß nicht im Hotel zu Abend. In der Nähe des Mozartdenkmals fand ich ein entzückendes kleines Lokal, vielleicht war es auch in der Nähe des Papageno-Brunnens oder des Mozart-Fußsteigs. Ich hörte ein Akkordeon eine muntere Fassung des ›Einsamen Geißhirten‹ spielen und ging rein. Das Gastzimmer war dunkel getäfelt, rotweißkarierte Tischtücher lagen auf den Tischen. Es war fast leer. An den Wänden hingen polierte Kupferkannen sowie die Marionetten, mit denen man Mozarts Opern in dem weltberühmten Marionettentheater aufgeführt hatte. Vielleicht waren es auch nur Nachahmungen aus Plastik. Der Kellner empfahl mir eindringlich das panierte Schweineschnitzel, aber, wie mich schon meine Mutter lehrte, man soll nie einem Mann in Lederhosen trauen. Ich brauchte mehrere Gläser des salzburgischen Weizenbiers, um mich von dem Schnitzel zu erholen. Die Akkordeonmusik kam vom Band. Ich kam spät ins Hotel zurück. Überall waren Männer: Sie standen im Foyer herum, andere tranken feierlich in der Hotelbar, und alle musterten einander mißtrauisch. Ich wußte, daß sie Briefmarkenhändler waren, denn ich bemerkte wohl die schwerfällige Ernsthaftigkeit, die so oft, wenn Männer sich um ihrer Geschäfte willen versammeln, den ersten Abend bestimmt. Selbst die harten Trinker waren still. Eine Gruppe in der Nähe der Bar sprach das etwas gestelzte Deutsch, das sich Emigranten fern der Heimat angewöhnen. Einer sagte: »Ich weiß nicht, warum die Leute behaupten, die Österreicher seien geschäftstüchtig. Sie haben schließlich über ein Jahrhundert gebraucht, bis sie entdeckten, wieviel Geld sich aus Mozart herauschlagen läßt.«

Sein Gefährte beschwichtigte ihn. Zu Recht, denn selbst seine ruhige Stimme war bis ans andere Ende des Hotels hörbar. Dann hörte man plötzlich ein lautes schiebendes und

quietschendes Geräusch von der Drehtür, und zwei junge Paare betraten das Foyer des Hotels. Sie hatten leuchtenden Teint und schönes welliges Haar. Ihre Kleider waren schick und teuer, und die Frauen trugen glitzernden Schmuck, und sie alle hatten dieses aufdringliche Selbstbewußtsein, das den Reichen so oft eigen ist. Sie waren keine Briefmarkenhändler. Jeder drehte sich nach ihnen um, denn ihr plötzliches Eindringen in das düstere Hotelfoyer war so unwillkommen wie laute bunte Reklame, die im Fernsehen die sanfte Nostalgie eines alten Schwarzweiß-Films unterbricht.

Sie mußten bemerkt haben, welche Gefühle ihr unerwartetes Erscheinen erregte, denn als sie über den Marmorboden des Foyers gingen, waren sie schon stiller und ihre Bewegungen gemessener. Der Aufzug funktionierte nicht, und so gingen sie die große Freitreppe hinauf zu ihren Zimmern. Die Augen aller Männer folgten den romantischen Erscheinungen treppauf, wo die jungen Frauen züchtig ihre langen Kleider rafften, die jungen Männer untereinander flüsternten.

Ich sah mich nach dem geheimnisvollen Amerikaner um, konnte ihn aber nirgends entdecken. Für einen Tag hatte ich genug getan. Ich ging zu Bett. Als ich den Kopf aufs Kopfkissen legte, begann eine Uhr zu schlagen, und bald stimmte eine andere ein. Die Auktion begann auf die Minute pünktlich wie fast alles in jenem Teil der Welt. Heute stand ausschließlich Zeppelin-Post auf dem Programm, angefangen mit Exemplaren der ältesten Post aus den Pionier-Luftschiffen Viktoria Luise und Schwaben. Dann kam eine Postkarte aus dem Luftschiff Deutschland mit dem roten Stempel der Luftschiffahrtsgesellschaft, und die Gebote stiegen und stiegen in den Himmel. Drei Männer waren auf die Karte erpicht, und es wurde still im Saal, während der Auktionator in seiner Zahlenlitanei fortfuhr, und seine Blicke von einer Seite zur anderen schweifen ließ. Die Gebote hörten plötzlich auf, als zwei Männer anscheinend gleichzeitig entdeckten, daß zu

einem höheren Preis der Kauf sich für sie nicht mehr lohnte. Peng! schlug der Hammer, und die Reaktion war ein plötzliches Lockern gespannter Muskeln und Ausatmen angehaltener Luft. Alle schrieben den Preis in ihre Kataloge. Vergleichbare Angebote waren damit erheblich im Wert gestiegen, und das Inventar der Sammler mußte neu eingeschätzt werden. Der Raum war nicht überfüllt, aber es war ein ständiger Menschenfluß, denn dauernd kamen Spezialisten herein, die sich für ganz bestimmte Artikel interessierten, bei deren Versteigerung sie eifrig mitboten, um dann zum Kaffeetrinken in das verglaste Straßencafé zu gehen oder hinaus auf die verglaste Terrasse, um dort zu rauchen und mit den Kollegen zu schwatzen. Sie müssen an jenem Vormittag ein bißchen Verspätung aufzuholen gehabt haben, denn der Auktionator sah häufig auf seine Uhr, und überhaupt schien man alles rasch abzuwickeln. Als die Auktion im Jahr 1914 und bei den Zeppelin der Kriegszeit anlangte, gab es eine Art Exodus, nach dem nur ein paar Dutzend Spezialisten im Saal zurückblieben. Ob dies darauf zurückzuführen war, daß die Zeugnisse des Postverkehrs während des Ersten Weltkriegs von Briefmarkensammlern vernachlässigt wurden, oder darauf, daß auf der laufenden Auktion nichts Interessantes angeboten wurde, konnte ich natürlich nicht wissen. Aber als der Auktionator die Versteigerung einer ungarischen Sammlung Graf Zeppelin-Post ankündigte, die auf Weisung des Testamentsvollstreckers des verstorbenen Sammlers angeboten wurde, war wieder fast jeder Stuhl besetzt, und manche folgten der Versteigerung hinter den Sitzreihen im Stehen.

Ich war bereit, lange bevor der Posten 584 angeboten wurde. Vor mir auf dem Tisch lag eine große weiße Karte, auf deren nach unten gekehrter Seite eine große schwarze Nummer 12 gedruckt war. Das war meine Nummer, und als man auf Objekt 584 zu bieten begann, klappte ich die Karte auf, so daß der

Auktionator sie sehen konnte. Für den Bruchteil einer Sekunde traf mich sein Blick, um meine Beteiligung an der Auktion zu bestätigen, und er erhöhte das Gebot entsprechend. Hinter mir müssen ein Dutzend oder mehr Gebote ziemlich mechanisch abgegeben worden sein. Der Preis stieg und stieg, und es war schwer auszumachen, inwieweit meine Karte dazu beitrug. Der Auktionator sah in die Ferne und ließ sich absichtlich nicht anmerken, aus welcher Richtung die Gebote kamen. Die Folge verlangsamte sich nun. Die erste Aufregung beim Bieten hatte sich gelegt, jetzt blieben noch die ernsthaften Interessenten. »Eintausendneunhundert!« rief der Auktionator, und je mehr die Gesamtsumme sich erhöhte, desto größer wurden die Sprünge. Plötzlich waren wir bei den höheren Geboten. Ich klappte die Karte hoch, um dabeizubleiben, aber irgend jemand hinter mir war ebenfalls interessiert. Wir standen jetzt bei dem doppelten Schätzpreis, und die Gebote kamen noch immer.

Der Auktionator sah nicht überrascht aus. An diesem Morgen waren Sachen passiert, die er eher erstaunlich finden mochte: Artikel hatten gar nicht interessiert, andere das Drei- oder Vierfache des Schätzpreises gebracht. Ich versuchte mich zu erinnern, wieviel Geld ich in der Brieftasche hatte außer der mir von Hoffmann übergebenen Summe. »Zweitausendfünfhundert!« Die Summe wurde jetzt jedesmal um hundert Schilling erhöht.

»Zweitausendsechshundert!« Hinter mir boten zwei andere für den verdammt Umschlag. Ich wandte mich um, sah aber keinen meiner beiden Rivalen.

»Zweitausendneunhundert!« Der Auktionator sah mich an, eine Augenbraue hochgezogen. Ich zeigte wieder meine Karte, und er hob die Augen zu jemandem im hinteren Teil des Raums. »Dreitausend ...« Und noch ehe er es sagte, blickte er über meinen Kopf und fuhr gleich fort: »Drei eins ..., drei zwei ...« Seine Augen kehrten zu mir zurück. Ich hielt die Karte entschlossen aufrecht, und seine Augen glitten diskret über

mich hinweg in den Saal. »Drei drei ..., drei vier ..., drei fünf ...« Er war inzwischen nicht einmal mit den Augen zu mir zurückgekehrt. Anscheinend kämpften es zwei untereinander aus. Keiner von beiden schien nachzugeben. Ich drehte mich um. Ein Angestellter des Auktionshauses stand in einer Ecke des Saals am Telefon. Er hob die Hand. Es bot also ein Telefonkunde gegen mich und außerdem jemand hinten im Saal.

»Dreitausendsiebenhundert Schilling.«

Eine Art Pause erlaubte den Augen des Auktionators, zu mir zurückzukehren. »Dreitausendsiebenhundert Schilling da hinten im Saal«, sagte er. Ich nickte. »Drei acht, hier vorn.«

Irgendwo hinter mir hörte ich eine deutsche Stimme sagen: »Drei neun.« Und dann sagte eine andere deutsche Stimme: »Viertausend am Telefon.«

»Viertausendeinhundert da hinten im Saal«, sagte der Auktionator. Und sofort danach: »Vier zwei ..., drei ..., fünf.« Selbst der Auktionator war überrascht. »Viertausendsechshundert da hinten im Saal.«

Er sah mich an. Ich nickte. Er blickte auf und sagte: »Vier ...« und dann: »Fünftausendeinhundert Schilling da hinten.« Ich drehte mich um, in der Hoffnung, den Mann zu entdecken, der da gegen mich bot, gerade rechtzeitig, um zu sehen, wie der Mann am Telefon abwinkte. Der Bieter am Telefon stieg also aus.

»Zum zweitenmal: fünftausendeinhundert Schilling«, sagte der Auktionator und sah mich forschend an. Ich hob die nummerierte Karte. »Fünf zwei da vorne.« Für einen Augenblick glaubte ich, daß mehr nicht geboten würde. Ich war erleichtert. Wenn ich alle meine Taschen auskehrte und das Hotel zur Annahme eines englischen Schecks überredete, konnte ich diese Summe gerade noch in bar zusammenkratzen. Dann sagte der Auktionator: »Fünf drei ...« und dann, ohne in meine Richtung zu schauen: »Fünf vier ..., fünf fünf ...«

Irgend jemand anders hatte angefangen mitzubieten, und ehe ich Atem holen konnte, war der Preis bei sechstausend österreichischen Schillingen.

Der Auktionator pochte wieder mit dem Hammer: »Zum dritten ...« Ich schüttelte den Kopf. »Verkauft.« Wieder einmal hatte das Department seine Anordnungen gegeben und es dann so eingerichtet, daß der Mann im Einsatz diese nicht durchführen konnte. Ich steckte die Karte mit der Nummer als Souvenir in die Tasche und erhob mich. Ich wollte den Mann sehen, der nun besaß, was zu kaufen man mich hergeschickt hatte.

Er versuchte nicht, sich zu verbergen. Er mochte um die sechzig sein, welliges Haar, ein bißchen Übergewicht, aber sonst körperlich gut in Form. Er trug ein Jackett mit Schottenkaro, dunkle Hosen und eine gepunktete Fliege. Der sauber gestutzte graue Bart und die eingeschliffene Brille mit Goldrand paßten zu der Erscheinung eines amerikanischen College-Professors während eines Studienurlaubs. Er stand an eine Tischkante gelehnt, und als er mich sah, lächelte er und bahnte sich seinen Weg an den anderen vorbei zu mir. Ich erwartete ihn. »Mannomann! Ich habe mich gefragt, wo das noch hinführen würde«, sagte er in englisch mit weichem amerikanischem Akzent. »Ich dachte, Sie hätten vielleicht auch Kauforder.«

»Nein«, sagte ich. »Ich hatte ein Limit.«

»Und ich bin froh darum. Wir hätten durch die Decke gehen können. Kann ich Ihnen einen ausgeben?«

»Danke«, sagte ich.

»Ich glaube nicht, daß wir uns schon mal begegnet sind.«

»Ich arbeite in London«, sagte ich.

An der Tür fragte er einen Angestellten des Auktionshauses, wo er sich seinen Kauf abholen könne, und hörte, daß er sich ins Büro des Kassierers begeben möchte, das im Erdgeschoß an der Rückseite des Hotels gelegen sei. Alles war sichtlich

vorzüglich organisiert, und zweifellos hielt die Firma hier häufig Auktionen ab.

»Jesus, sehen Sie sich den Regen an, und gleich wird es hageln«, sagte er, als wir an dem Bücherstand vorbei den Korridor entlanggingen.

Vor dem Büro des Kassierers wartete eine Schlange. Wir stellten uns dazu. »Es war ein schönes Stück, aber ich habe schon bessere gesehen«, setzte der Mann unsere Unterhaltung fort. »Mein Name ist Johnson, Bart Johnson. Ich arbeite in Frankfurt, aber ich komme aus Chicago. Sind Sie Zeppelin-Post-Experte?«

»Nein«, sagte ich. Er sah mich an und nickte. »Na ja, für mich ist Graf Zeppelin eine Art Held. Meine verrückte Begeisterung für Luftschiffe war schon immer vorhanden. Das fing an, als ich noch ein kleiner Junge war und jemand mir ein Stück von der Stoffhülle des Shenandoah schenkte, das 1925 in Ohio abstürzte. Ich habe es noch immer, gerahmt an der Wand. Ja, zu Hause in meinem Büro habe ich eine Akte über alles, was damit zusammenhängt. Und ich habe in Berezowskis Handbuch der Luftpostkunde nachgeschlagen ... Natürlich kennen Sie es.«

»Ich bin mir nicht sicher.«

»Jesus, auf Berezowski verlasse ich mich noch mehr als auf den Sieger-Katalog.« Er hielt einen Katalog und eine blaue Mappe mit Zeitungsausschnitten und handschriftlichen Notizen. Er schlug diese auf und suchte etwas darin.

Ich spürte, daß irgendeine Reaktion erforderlich sei, und so sagte ich:

»Wirklich?«

»Berezowskis Buch ist 1930 erschienen und das klassische Nachschlagewerk für dieses Gebiet. Es ist neu aufgelegt worden und noch lieferbar. Ich gebe Ihnen eine Adresse, und Sie können sich eines schicken lassen. Aber ich habe hier irgendwo einen Artikel, den Dr. Max Kronstein im Januar 1970

im Airpost Journal veröffentlichte. Da sagt er, daß die paraguayische Post sich weigerte, die Internationalen Antwortcoupons anzuerkennen. Deshalb ist Paraguay-Post so selten. Die einzige Post mit Paraguay-Postwertzeichen kam von im Lande lebenden Ausländern.«

»Das ist hochinteressant«, sagte ich.

»Ja, nicht wahr?« Er schlug die Mappe zu und steckte einen goldenen Drehbleistift in die Tasche. »Und seitdem Sieger die Post nach Europa zehn Prozent höher ansetzt als die Post in die USA, bevorzugen unsere Kunden sie. Ich habe bei Kummer nachgesehen. Er sagt, daß nur sechzig Stücke in die USA gingen und ungefähr 180 nach Europa, obwohl ich sagen würde, daß es gerade umgekehrt ist. Natürlich kann man nie sicher sein, denn die nach Europa geschickte Post kann sehr wohl im Krieg zerstört worden sein, während Stücke in amerikanischen Sammlungen sicher waren.« Er behielt einen Finger in der blauen Mappe, als rechne er mit der Notwendigkeit, mir diese Behauptung dokumentarisch untermauern zu müssen. »Ja«, sagte ich.

»Sicher. Ich weiß. Ich darf nicht soviel darauf herumreiten. Sie scheinen irgendwie enttäuscht zu sein. War es für Ihre Sammlung?«

»Nein, nur ein Auftrag.«

»Also nehmen Sie sich's nicht zu Herzen, alter Junge. Da draußen ist noch ein ganzer Haufen anderer Zeppelin-Post zu haben. Stimmt's?« Ich nickte. Er strich sich den Bart und lächelte. Die Schlange rückte vorwärts, als einige Händler mit den ersteigerten Objekten das Büro verließen. »Sagen Sie, wer war eigentlich der Typ, mit dem Sie gestern draußen auf der Terrasse waren?«

»Ein flüchtiger Bekannter«, sagte ich.

»Wie heißt er?«

»Ich habe schon versucht, mich daran zu erinnern«, sagte ich. »Ich dachte, er gehörte zu Ihnen.«

»Thurkettle«, half er nach. »Er sagte, sein Name sei Ronnie Thurkettle. Er ist also kein Kumpel von Ihnen?«

»Ich kenne ihn kaum.« Des Namens erinnerte ich mich nun wieder, aber das Gesicht war mir noch immer völlig fremd.

»Sagen Sie, in welcher Branche ist wohl dieser Typ? Jedenfalls nicht im Briefmarkengeschäft. In Frankfurt ist er mir schon häufig über den Weg gelaufen, anderswo auch, aber ich habe nie rausgekriegt, was der eigentlich arbeitet.«

»Er arbeitet für das State Department«, sagte ich. »Das ist aber auch schon alles, was ich über ihn weiß.«

»Gestern hat er sich mich vorgeknöpft. Richtig zutraulich und freundlich, aber er wollte mich nur aushorchen über Zeppelin-Post. Dabei hat er keinen blassen Schimmer von Luftpost. Er erwartete, daß ich ihm den Katalog erklärte. Ich habe ihm geraten, sich ein gutes Buch über das Thema zu besorgen. Ich habe keine Lust, Leute wie ihn zu unterrichten. Er ist nicht mein Fall. Sie wissen, was ich meine?«

»Wie hat er's denn aufgenommen?«

»Aufgenommen? Er hat die Sache fallenlassen und das Thema gewechselt. Er ist kein Freund von mir. Auf keine Weise. Ich bin ihm nur ab und zu begegnet, als ich noch Public Relations gemacht habe. Frankfurt. Da traf ich ihn bei diesen kleinen Partys, die die Unternehmer für gewisse Besucher geben, niedliche Häppchen am Stiel und wäßrige Martinis. Sie kennen das. Ich dachte mir schon, daß er beim Staat ist. Washington steht ihm doch regelrecht ins Gesicht geschrieben – stimmt's? Aber ich dachte, er wäre vielleicht irgendein Zivilest aus der Militärverwaltung.«

»Nein«, sagte ich, »State Department.«

»Ich gehe diesen Typen aus dem Weg. Mit denen kriegt man immer Ärger, und wer braucht den?« Die Schlange bewegte sich, bis wir an der Spitze standen. Ein leises Summen ertönte, und der Sicherheitsmann winkte uns, einzutreten. Im Büro des Kassierers war nicht viel Platz. Ein trübseliger

Angestellter schaute durch ein kleines Metallgitter. Ein Mädchen stand hinter ihm mit einem Tisch, auf dem sich philatelistische Umschläge und Karten in Plastikhüllen stapelten, und einer Kassentruhe voller Schecks und Geldscheine aller Währungen. »Johnson ist der Name. Johnson, Bartholomew H.«, sagte mein Gefährte. »Nummer 584. Sechstausend Schilling. Ich habe ein Konto bei Ihnen.« Der Raum hatte einen unvertrauten Geruch, irgendwie nach Weihrauch. Vielleicht war es das Rasierwasser des Angestellten. Oder das Geld.

Der Mann hinter dem Gitter blätterte in seinem Buch. »Welche Nummer?« fragte er.

»Nummer 584.« Johnson hatte jetzt ein dickes Bündel österreichischer Banknoten in der Hand. Er ließ die gestapelten Scheine durch die Finger laufen. Es schien, als liebten alle diese Briefmarkenhändler Bargeld.

»Da muß ein Irrtum sein«, sagte der Mann hinter dem Gitter. »Johnson, Bartholomew H. Ich habe ein Konto. Sechstausend Schilling. Wenn Sie Bargeld wollen, habe ich's hier.« Er wedelte mit dem Bündel Scheine und sagte: »Zehntausend Schilling werde ich nicht mehr ausgeben, ehe ich heute nachmittag fliege.« Der Angestellte sagte: »Der Artikel Nummer 584 ist für sechstausendzweihundert Schilling verkauft worden. Telefonisches Gebot.«

»No, Sir!« sagte Johnson. »Den Zuschlag habe ich gekriegt.«

»Sie müssen sich geirrt haben«, sagte der Mann hinter dem Gitter.

»Sie haben sich geirrt, Kumpel. Geben Sie mir jetzt endlich den Umschlag.«

»Tut mir leid.«

»Ich bestehe darauf. Er gehört mir! Geben Sie ihn sofort her!« Er war wütend.

»Ich bedaure, aber er ist gar nicht mehr hier. Wurde mit

einer Menge anderer Sachen weggeschickt. An einen sehr bekannten Kunden.«

»Und was bin ich?« sagte Johnson zornig.

»Es tut mir leid, Sie enttäuschen zu müssen«, sagte er. »Aber leider kann ich Ihnen nicht helfen, und es warten noch viele andere Kunden draußen.«

»Was sagen Sie dazu?« Er schrie so laut, daß der Sicherheitsmann hereinsah, aber schon ließ die Kraft seiner Empörung nach.

»Machen wir, daß wir hier wegkommen«, sagte ich. Eine Grundregel der Leute, für die ich tätig bin, ist es, niemals mit dem Gesetz in Berührung zu kommen.

»Sie werden noch von mir hören!« sagte Johnson zu dem Mann hinter dem Gitter.

»Es tut mir aufrichtig leid, mein Herr.«

Als wir wieder auf den Korridor hinaus kamen, starrten uns die Leute, die Johnson schreien gehört hatten, neugierig an. Er strich sich befangen über die Vorderseite seines Anzugs und sagte: »Kommen Sie, darauf trinken wir einen.«

»Gute Idee.«

Er brauchte mehrere Minuten, seine Fassung wiederzugewinnen. Er schien wirklich ganz durcheinander zu sein. Wenn das gespielt war, hatte er einen Oscar dafür verdient. Als wir endlich an der Bar saßen, sagte er: »Was zum Teufel ist da los gewesen? Sie waren doch auch da. Sie haben gesehen, wie ich den verdammten Umschlag ersteigert habe. Oder fange ich an zu spinnen?«

»Sie fangen nicht an zu spinnen«, sagte ich.

»Haben Sie mir gesagt, wie Sie heißen?«

»Nein, habe ich nicht.«

»Ich fange nicht an zu spinnen«, sagte Johnson. »Diese Österreicher spinnen. Geben Sie mir einen doppelten Scotch«, rief er dem Barman zu. Er hob die Augen, und ich nickte. »Zwei doppelte Scotch.«

»Lassen Sie mich zahlen«, sagte ich. »Ich scheine plötzlich eine Menge Bargeld zu haben.«

»Ich auch«, sagte er und lachte. »Ich muß hier raus, diese Leute machen mich verrückt. Soll ich Sie zum Flugplatz mitnehmen? Oder haben Sie einen Wagen?«

»Wann?«

»Ich nehme die Sieben-Uhr-Maschine nach Wien«, sagte er, und ich teilte ihm mit, daß mir das sehr gut passen würde. Der Whisky beruhigte ihn. Ich ließ ihn über seine Briefmarken reden, machte dazu passende Zwischenbemerkungen und dachte an andere Dinge.

Später begleitete ich ihn nach oben. Sein Zimmer lag in der Nähe der Treppe, meins weiter denselben Korridor entlang. Beim Eintreten sagte er: »Ich werde ein Bad nehmen und vielleicht einen Happen essen. Treffen wir uns in der Lobby so gegen halb sechs?«

»In Ordnung«, sagte ich.

Dann, als er die Zimmertür hinter sich schloß, hörte ich ihn sagen: »Sieh mal einer an!«, und ich fragte mich, worauf er anspielte. Aber inzwischen hatte ich mich schon an sein aufbrausendes Temperament gewöhnt und nahm an, daß er mit sich selbst redete.

Ich hatte noch viel Zeit. Ich fragte mich, ob ich London anrufen und ihnen sagen sollte, daß jemand anders den Umschlag gekauft hatte, beschloß aber, das noch für ein, zwei Stunden aufzuschieben. Dann würde ich schon mit einem Beamten vom Spätdienst sprechen anstatt mit Dicky oder Stowe. Ich ging ans Fenster und starrte in die regengepeitschte Straße hinab. Die Touristen waren nicht unterzukriegen. Fest eingeknüpft in ihre langen Regenmäntel aus buntgefärbtem Plastik, die Füße in transparenten Überschuhen, die Kapuzen fest um ihre grimmigen, roten Gesichter zugeschnürt, stapften sie vorbei wie kampffährtete Veteranen auf dem Weg zur Front. Ich holte ein Glas aus dem Badezimmer und goß mir

einen zollfreien Scotch ein. Ich hatte Gloria versprochen, diesmal während meiner Abwesenheit keine harten Sachen anzurühren, aber da hatte ich noch nicht mit dem Fiasko bei der Auktion und der Notwendigkeit, mein Versagen erklären zu müssen, gerechnet.

Ich streifte die Schuhe ab, streckte mich auf dem Bett aus und döste. Schon seit dem Morgen wollte – wie ein an der Leine zerrender Pudel – mein Geist irgendeine andere Zeit, irgendeinen anderen Ort erforschen. Doch die flüchtigen Erinnerungen, die er verfolgte, blieben verschwommen, grau und unscharf. Jetzt, als ich die Augen schloß und mich entspannte, kam mir, was mich schon den ganzen Tag über beunruhigte. »Deuce« Thurkettle! Jesus Christus, wie hatte ich je Deuce Thurkettle vergessen können, selbst wenn er es jetzt vorzog, sich Ronnie zu nennen? Persönlich war er mir nie begegnet, aber seine Akte war unvergeßlich.

»Deuce« nannte man ihn nicht, weil er immer der zweite, der Verlierer war oder Glück beim Pokern hatte, sondern wegen des barbarischen Doppelmords, der ihn ins Gefängnis gebracht hatte. Deuce Thurkettle kam nach Berlin nach seiner Entlassung aus dem Hochsicherheitstrakt eines Gefängnisses in Arizona, wo er nach seiner Verurteilung zu lebenslänglicher Haft einsaß. Vielleicht war es ein langer, langweiliger Nachmittag nach zu reichlichem Genuß von Hühnchen nach Südstaatenart, als ein aufgeweckter junger Bursche hinter einem Schreibtisch in Langley, Virginia, die glänzende Idee hatte, einen verurteilten Mörder mit einem Touristenvisum nach Berlin zu schicken, um einen störenden KGB-Agenten zu beseitigen, der bisher nicht zu fassen gewesen war.

Ich erinnerte mich der Akte Deuce Thurkettles und wie ich sie in einem Zug durchlas. Ich nehme an, ich las sie zum Teil deshalb, weil ich sie eigentlich gar nicht zu sehen kriegen sollte. Es war ein CIA-Dokument, das ganz unten an dem feuchten, dunklen Ort begraben lag, wo die CIA ihre

Geheimnisse vergräbt. Und da hätte es auch bleiben sollen. Aber der arme alte Peter Underlet hatte es mit nach Hause genommen. Er hatte es mir eines Abends gezeigt, nachdem wir in seiner Wohnung zu Abend gegessen – und zwei Flaschen wunderbaren Chateau Beychevelle geleert hatten. Ich erinnerte mich jetzt aller Einzelheiten jener bizarren Einsicht in die beschränkte Denkungsart des Verwaltungsmannes: »... und Thurkettles Kenntnis elektronischer Zeitbestimmungsapparaturen, komplizierter Schlösser, moderner Handfeuerwaffen und Sprengstoffe sowie seine erprobte körperliche Tüchtigkeit qualifizieren ihn als ausgezeichneten Geheimagenten für den praktischen Einsatz.« Underlet hatte die Akte an dieser Stelle eines langen Berichts aus Langley geöffnet, ehe er mir das ganze Ding auf die Knie knallte. »Sehen Sie sich das an«, sagte Underlet bitter. »Da erfährt man, was diese Scheißköpfe in Washington von Geheimagenten für den praktischen Einsatz halten. Ohne irgendeine Ausbildung oder Erfahrung wird dieser mordende Bastard über Nacht zum Agenten, zum ausgezeichneten sogar, wie es da heißt.« Ich weiß noch, wie Underlet sich in seinen Sessel zurücklehnte und seinen Wein trank und schwieg, während ich die Akte durchlas. »Deuce« Thurkettle. Wie hatte ich ihn vergessen können, den ersten eines Trios von Killern, die unerbeten und unwillkommen die Niederlassungen der CIA in Europa heimsuchten zu jener unseligen Zeit?

Später, Wochen später kamen wir noch mal darauf zu sprechen. Zu der Zeit war ich schon entrüsteter über die Moral von Washington, D.C. als über die Vorstellung eines Bürohengsts von den Qualifikationen eines Agenten, die bei dieser Gelegenheit ans Licht kam.

Ich lag nicht mehr, ich saß im Bett und war mir voll des rasenden Pulsschlags und der Anspannung bewußt, die immer ankündigen, daß man an die Schwelle eines wichtigen Erinnerns kommt. Was war schließlich aus den drei

Galgenvögeln geworden? Alle drei erhielten die komplett ausgestatteten neuen Identitäten, mit denen man später Mafiosi belohnte, die Kronzeugen geworden waren. Thurkettle: Thurkettle. Es gab Vermutungen, daß er den Chef einer Supermarktkette in Köln umgebracht habe. Den Mann, mit dessen Frau Thurkettle eine Liebesaffäre hatte. Ich war nicht sicher, daß das Thurkettle war. Hatte Thurkettles Name auf einer dieser »Dringend gesucht – Vertraulich«-Listen gestanden? Meine Erinnerung griff jedesmal zu kurz.

Inzwischen war ich auf den Füßen. Ich ging im Zimmer auf und ab in der Gewißheit, daß all das nur einen Schluß zuließ, der offensichtlich werden würde, wenn erst mal Fragen gestellt wurden. Das heißt, offensichtlich für den, der die Fragen stellte. Ich beschloß, Johnson noch ein wenig auszufragen über Thurkettle und was sonst noch herauskommen würde. Ich zog die Schuhe an und ging den Korridor entlang, um an der Tür von Johnsons Zimmer zu klopfen. Keine Antwort. Ich drehte am Türkopf und fand das Zimmer unverschlossen. Das Schlafzimmer drinnen war leer. Ein sauberes Hemd, Unterwäsche, Socken waren auf dem Bett ausgebreitet, wie ein gewissenhafter Kammerdiener die Kleider eines ordnungsliebenden Herrn zurechtlegen mag. Aus dem Badezimmer kam das Geräusch einlaufenden Wassers. Die Tür war geschlossen. Johnson rief: »Stellen Sie's auf den Tisch. Da liegt Trinkgeld für Sie.«

»Es ist nicht der Zimmerservice, sondern ich«, rief ich.

»Aber ein bißchen früh noch, nicht?« Seine Stimme war verzerrt wie die eines Mannes, der sich die Zähne putzt.

»Dieser Typ Thurkettle. Mir ist was über ihn eingefallen.«

»Geben Sie mir fünfzehn Minuten.« Es pladderte, als ginge das Zähneputzen weiter energisch vonstatten. Okay, dachte ich. Alles ist normal. Ich ging in mein Zimmer zurück. Ich weiß nicht, wie lange ich da saß, ehe das Geräusch einer Explosion mich vom Stuhl aufspringen und zur Tür rennen ließ. Später las

man in der Zeitung, daß die Experten die Menge des Sprengstoffs auf 300 Gramm schätzten, aber diese Menge hätte die Badezimmertür herausgerissen und vielleicht die Wand und mich dazu.

Aber ein lauter Knall war es auf alle Fälle, und der unverkennbare Gestank von Sprengstoff bewegte sich den Korridor entlang auf mich zu. Mein Kopf schien plötzlich leer. Die Erfahrung riet mir, mich unter dem Bett zu verstecken. Die Neugier reizte mich zu erkunden, was passiert war.

Wohl oder übel rannte ich den Korridor entlang in Johnsons Zimmer. Ich ging zur Badezimmertür, und als ich deren Klinke packte, fiel die Tür aus den Angeln. Ich weiß nicht, welchen Sprengstoff sie benutzt hatten, aber das Innere des Badezimmers war schwarz von Ruß und Dreck. Vielleicht kam der auch von irgendwas anderem. Das Waschbecken war das Zentrum der Zerstörungen. Der Spiegel war verschwunden, bis auf ein paar Splitter, die noch von den Halteschrauben hingen. Darunter, einer modernen Skulptur gleich, stand noch der blaue Porzellansockel und trug ein elegantes Scheibchen Becken. Was von Johnson übrig war, lag am Boden, mit dem Gesicht nach oben, zwischen der Klosettschüssel und dem Bidet. Am Oberkörper waren schreckliche Brandwunden, und seine Kleider waren versengt. Es war sehr wenig Blut zu sehen. Die Hitze der Explosion hatte die Blutgefäße kauterisiert. Ringsherum lagen Hunderte von Porzellansplittern. Ich sah auf den ersten Blick, was passiert war. Seine Hand war nur ein Stummel, und was oberhalb des Halses von ihm übrig war, naß und glänzend und über den ganzen Marmorfußboden verspritzt. Es war die Elektrorasiererbombe, ein alter Trick, aber was für Resultate sie lieferte, sah ich hier zum erstenmal. Ermittle, welches Modell dein Opfer benützt, fülle es mit irgendeinem anständigen Plastiksprengstoff – der auf direkten Kontakt ausgerichtet ist – und versieh das Ganze mit einem properen kleinen Zünder (made in Taiwan, bitte bei Bestellung angeben,

ob für 110 Volt oder für 220 Volt), und das Opfer wird die Freundlichkeit haben, sich das Präparat an die Backe zu halten und den Strom einzuschalten!

Armer Johnson. Aufgeregte Stimmen im Hintergrund verrieten, daß nun Leute ins Schlafzimmer drängten, und so schlüpfte ich zurück in diese Menge und fragte lautstark, was denn hier bloß passiert sei. Johnson. Hatte ihn irgend jemand in seinem Zimmer erwartet? War die Bemerkung, die ich gehört hatte, rhetorisch, oder galt das »Sieh mal einer an!« einem Besucher, irgend jemandem wie Deuce Thurkettle, dessen Kenntnis elektronischer Zeitbestimmungsapparaturen, komplizierter Schlösser, moderner Handfeuerwaffen und Sprengstoffe sowie seine erprobte körperliche Tüchtigkeit ihn als ausgezeichneten Geheimagenten für den praktischen Einsatz qualifizierten? Wenn aber Thurkettle der Killer war, warum? Oder, um die ganze Geschichte auf den Kopf zu stellen, war Thurkettle ein besonders sorgfältig getarnter Agent, für den man die bizarre Hintergrundstory mit der Verurteilung wegen Doppelmords als Tarnung fabriziert hatte? Und wenn das der Fall war, wer hatte Johnson getötet, angenommen, er hieß Johnson? Und unterdessen sagte mir ein anderer Teil meines Gehirns, daß die Londoner Zentrale jetzt keine Meldung von mir erwarten würde. Nicht einmal Stowe würde erwarten, daß ich jetzt Kontakt aufnehme, nicht angesichts des Schlamassels, aus dem ich hier erst mal herauskommen mußte, und bei der Wahrscheinlichkeit, daß die österreichische Polizei das Gespräch abhörte. Trotz allem erleichterte mich dieser Aufschub irgendwie.

9

Mein Flugzeug startete in Salzburg in ein wagnerianisches Gewitter, das die Alpen mit blauen Blitzen erhellte und donnernd die Welt erschütterte. Der gegen die metallische Haut der Maschine prasselnde Regen übertönte die Stimmungsmusik aus den Lautsprechern, und das Flugzeug schlingerte und stampfte, als es gegen die heftigen Windböen ankämpfte und auf der engen Bahn zwischen den Berggipfeln in die Höhe stieg. Ich mußte noch den entsetzlichen Anblick jenes zerfetzten Körpers loswerden. Da es außer dem Flugmagazin nichts zu lesen gab, nahm ich den Briefmarkenkatalog aus meiner Reisetasche und betrachtete noch einmal die Abbildung des Umschlags, den ich nicht bekommen hatte. Ich studierte sie sehr eingehend und versuchte zu verstehen, welcher Dämon Männer dazu treibt, kostspielige Sammlungen dieser hübschen kleinen Bildchen zusammenzukaufen. Das Farbfoto war so realistisch, daß es fast schien, als könnte man den Umschlag von der Druckseite nehmen. Mit der Schere meines Schweizer Armeemessers schnitt ich die Abbildung aus und steckte sie in meine Brieftasche.

Es war spät, als wir zur Landung in Wien ansetzten. Das Gewitter lag hinter uns, und vom mondlosen Himmel leuchteten die Sterne. Die Adresse, die Hoffmann mir gegeben hatte, lag in der Innenstadt. Ich betrachtete noch einmal den bunten Stadtplan, den ich am Abfertigungsschalter eingesteckt hatte. Da war die Stadt sehr hübsch und farbenfreudig dargestellt – mit perspektivischen Zeichnungen der Hauptsehenswürdigkeiten wie der Hofburg – und umrankt von Anzeigen für Zerstreungen wie die »Revue Bar«, die »Kontakt-Club-Sauna« und den »Privaten Begleiterinnen-Service« mit Erläuterungen in Deutsch, Arabisch und Japanisch. Sorgfältiges Studium des Plans entdeckte mir, daß mein Ziel eine Nebenstraße der Kärtnerstraße war, einer

wichtigen Durchgangsstraße, die vom Opernring, der die Innenstadt einschließt, zum Stephansdom führt. Es war dunkel, als ich neben dem kolossalen Bau der Staatsoper aus dem Taxi stieg. Drinnen war eben der Vorhang über dem letzten Akt des Barbier von Sevilla gefallen. Viele Türen öffneten sich gleichzeitig, so daß gelbe Lichtrechtecke auf das Pflaster hinausfielen. Dann drängten Leute nach draußen, einzelne zunächst, etwa ein Dutzend, die schweigend die regenglänzenden Straßen musterten mit einer Miene verwirrter Vorsicht, so, wie intergalaktische Reisende aus einem riesigen, steinernen Raumschiff aussteigen mögen. Von drinnen hörte man gedämpft Applaus aufbrausen. Augenblicke später entließ das sich zum letzten Mal verbeugende Ensemble eine Flut von Menschen, und diese kam lärmend und hochgestimmt. Eine wirbelnde Masse ergoß sich über den Vorhof auf die Fahrbahn, ohne Rücksicht auf den Verkehr, und die Leute lachten und riefen einander zu, wie Schwerverbrecher der Oberschicht, die unerwartet aus dem Gefängnis entlassen worden waren. »Fußgängerzone«, erklärte der Taxichauffeur, indem er eine illegale Kehrtwendung machte und seinen Wagen für die Menge der Heimkehrenden in Stellung brachte, von denen ihm schon viele winkten. »Von hier aus müssen Sie zu Fuß weiter.« Inzwischen war die Straße voller Leute, bekleidet mit erstaunlichen Pelzmänteln, Abendanzügen und Abendkleidern, die anzulegen Deutsche und Österreicher für erforderlich halten, wenn sie einer kulturellen Veranstaltung beiwohnen. Eine Gruppe derart aufgeputzter Opernbesucher belagerte das Taxi, sobald es anhielt, und fing an, es mit lauten Stimmen zu umringen, woraus schnell ein Streit konkurrierender Gruppen wurde. Ich bezahlte den Fahrer und bahnte mir einen Weg durch die Scharen, die noch immer aus den Türen des Opernhauses quollen. Doch dann ließ das Gedränge nach, denn wenige Leute wandten sich in Richtung der engen Straßen der Innenstadt. Bald war ich allein, und das Echo meiner Schritte

begleitete mich an dunklen Läden und geschlossenen Cafés vorbei. Die Wiener Innenstadt geht früh schlafen.

Die Adresse, die ich suchte, war in einer engen, schlecht beleuchteten Gasse, in der sich hauptsächlich Antiquitätengeschäfte befanden, hinter Fassaden, die so verwahrlost waren, wie es sich nur die exklusivsten Antiquitätengeschäfte leisten. Durch die düsteren Schaufenster schimmerten prächtige Orientteppiche, polierte Möbel und altes Glas. An der Tür eines Ladens befand sich ein Messingschild mit der diskreten Inschrift »Karl Staiger«. Ich drückte den Klingelknopf. Es dauerte lange, ehe irgend jemand reagierte. Auch dann öffnete sich nur in einer oberen Etage ein Fenster, das sich kurz darauf wieder schloß. Durch das Schaufenster konnte ich sehen, wie schließlich hinten im Laden ein trübes Licht anging, das die Möbel und die Gestalt eines kurzen, rundlichen Mannes umriß, der sich durch die ausgestellten Objekte einen Weg zur Tür suchte. Er öffnete die Tür nur so weit, wie es die Sicherheitskette zuließ. Durch den Spalt rief er: »Ja, was ist?«

»Ich suche den Herrn Baron Staiger«, sagte ich. »Ich komme aus Salzburg.« Ich vernahm einen Seufzer. Die Tür wurde geschlossen und die Sicherheitskette ausgehakt.

Als er die Tür öffnete, um mich in Augenschein zu nehmen, sah ich, daß er kein anderer als Otto Hoffmann war. Daß ich ihn nicht gleich erkannt hatte, war entschuldbar, denn dieser hier war ein viel nüchternerer Typ als der vergnügte kleine Mann, der mir in Salzburg dreitausend Schilling gegeben und einen Vortrag über Philatelie gehalten hatte. Jetzt war er in Gesellschaftskleidung, trug ein gestärktes Hemd mit Frackschleife und eine farbenprächtig bestickte Smokingjacke. Er starrte mich einen Augenblick lang an, ohne zu antworten. Es war fast, als versuche er einen Vorwand zu finden, mich wegzuschicken. Widerstrebend sagte er aber dann: »Hallo, Samson.« Keine warmherzige Begrüßung. »Sie sollten doch

anrufen.«

»Ich konnte nicht.«

»Warum nicht?«

»Kein Kleingeld«, sagte ich scherzend. »Also kommen Sie rein. Hier in Wien bin ich von Staiger.«

Wie Hoffmann sprach von Staiger reines Wienerisch. Er ließ mich eintreten, und ich wartete, während er umständlich die Ladentür wieder verschloß, verriegelte und zukettete. Er schaltete im Laden das Licht aus und führte mich nach hinten und eine enge Holzterrasse hinauf. Aus dem Keller kamen die Gerüche von Bindemitteln, frischen Hobelspänen und Politur, die gemeinsam die Tischlerwerkstatt verraten. In den oberen drei Etagen lagen Wohnräume, im Treppenhaus hingen Stiche und Stickereien in alten Rahmen, und auf dem Treppenabsatz stand eine schöne, fabelhaft erhaltene Eichenkommode. Die Wohnräume dienten wohl zum Teil auch als Schauräume. Als wir uns der obersten Etage näherten, hörte ich von dort Musik, und Küchendüfte oder jedenfalls die Dünste früherer Speisezubereitung ersetzten die Chemiegerüche des Kellers. »Ich habe Gesellschaft«, erklärte Staiger. »Hängen Sie Ihren Mantel dort auf, und lassen Sie Ihre Tasche da. Wir unterhalten uns später.«

»Okay.«

In der obersten Etage des Hauses hatte man aus zwei kleinen Zimmern eines gemacht, worin sich jetzt etwa ein Dutzend Leute befanden. Alle waren auf die extravagante Weise kostümiert, die ich in London als Karnevalsmaskerade zu deuten versucht gewesen wäre. Die Frauen trugen haufenweise Schmuck und tief dekolletierte Kleider, eines davon aus rauchfarbener Seide mit Volants und ein anderes spektakuläres Modell mit altem Spitzenbesatz. Die Männer trugen Abendanzüge mit Kummerbunden in prächtigen Farben oder Schärpen, und einige der älteren Herren hatten ihre Orden angelegt. Dieser Baron von Staiger hatte nichts von der

Vergnügtheit, die ich in Salzburg an Hoffmann bemerkt hatte. Er machte keinen Versuch, mich seinen Gästen vorzustellen, sagte zu denen, die uns bei unserem Eintreten fragend ansahen, unwillig: »Das ist Samson, ein Freund aus Salzburg.« Ich war feucht. Der schwere Regen war durch meinen Trenchcoat gedrunken, und mein zerbeulter alter Anzug hatte überall Falten, wo keine hingehörten. Sie betrachteten mich ohne Begeisterung. In der Ecke rang ein Pianist mit George Gershwin, wobei beide auf der Strecke blieben. Nach meinem Eintreten hatte er zerstreut ein paar Walzertakte gespielt und mir zugelächelt, als kenne er mich. Bald danach hörte das Klavierspiel auf. Ich hatte das Gefühl, daß ich die Gemütlichkeit entschieden gestört hatte. Der Kellner stürzte sich auf mich. Gefragt, was ich trinken wollte, und unterrichtet, daß es keine harten Sachen gab, nahm ich einen Gespritzten und stand dann herum und wartete darauf, daß die anderen nach Hause gingen. Ich konnte mich des Eindrucks nicht erwehren, daß Staiger großen Wert darauf legte, sich mich vom Leib zu halten, denn nachdem er sich davon überzeugt hatte, daß man mir was zu trinken gebracht hatte, wandte er sich einer Gruppe am anderen Ende des Raumes zu. »Sie wohnen also jetzt in Salzburg?« fragte eine Stimme hinter mir. Ich drehte mich um und stellte fest, daß es der Klavierspieler war, den ich in der besseren Beleuchtung wie ich mit Schrecken wahrnahm, allerdings erkannte. Heiliger Himmel! Ein bössartiges Reptil namens Theodor Kiss, das sich Dodo nannte.

Bei unserer letzten Begegnung hatte er versucht, mich in Stücke zu reißen, und war auch zu diesem Zweck ausgerüstet gewesen. Jetzt aber lächelte er liebenswürdig, und das lange weiße Haar verlieh ihm eine trotz seines ungebügelten Abendanzugs majestätische Erscheinung. Er war ein bössartiger alter Mann, ein Ungar, der, als Deutschland den Krieg verlor, die Seiten gewechselt und bei den Siegern Karriere gemacht hatte.

»Nein. Sie vielleicht?« fragte ich.

»Ich wohne jetzt in Wien. Ich habe hier eine wunderhübsche neue Wohnung. Ich fand, es war Zeit zu einem Umzug ... Südfrankreich ist so ... vulgär geworden.«

»Tatsächlich?« Ich konnte die neue, rote Narbe quer über Dodos Schädel erkennen. Die Wunde hatte ihm Jim Prettyman beigebracht, als er ihn niederschlug und damit mir wahrscheinlich das Leben rettete.

»Und wie geht's meinem Darling Zu?« Er war mit Glorias Familie befreundet.

Ich brummte irgendwas davon, daß es ihr gutginge. Er wußte, daß ich nicht mit ihm sprechen wollte, aber ihm machte es Spaß, sich mir aufzudrängen. »Ich habe schließlich in Wien studiert. Die Stadt ist für mich eine Art Heimat. So viele alte Freunde und Kollegen.«

Ich nickte. Ja, allerdings. Eine Menge alte Kollegen gab es hier für einen einstigen Nazi wie Dodo. Der Kellner offerierte uns ein Tablett mit Liptauer Käse auf kleinen Toastscheiben. Ich schob mir ein paar davon in den Mund. Im Flugzeug hatte es nichts zu essen gegeben.

»Wien ist die schönste Stadt der Welt«, sagte Dodo. »Und so gemütlich! Mögen Sie die Oper?«

Endlich errettete mich aus dieser Unterhaltung ein Mann, der mich fragte, ob ich Reporter einer Zeitung sei. Dodo machte sich davon. Der Neuankömmling war untersetzt und trug einen kleinen Bart, den man einen van Dyke nennt, obgleich er an ihm eher mephistophelisch aussah. Ich antwortete ihm, das sei ich nicht, und er schien zufrieden zu sein. Er hob den Arm und zeigte auf ein großes Gemälde; ein groteskes Arrangement von abstrakten Formen in den Primärfarben. »Gefällt Ihnen das?«

»Was ist es?« sagte ich.

»Es ist moderne Kunst«, sagte er in herablassend behelrendem Ton. »Wissen Sie, was das ist?«

»Ja. Moderne Kunst ist, was passiert ist, als die Maler aufhörten, den Mädchen nachzusehen.«

»Ach wirklich?« sagte er kalt. »Ist das nicht Kulturbolschewismus?« Das war ein Tiefschlag. Als Kulturbolschewismus verurteilten die Nazis alle Kunst außer der vom Staat gebilligten, die natürlich nicht abstrakt war.

»Es fängt an, mir zu gefallen«, sagte ich feige. »Sind Sie Maler?«

»Andras Scolik!« Er schlug die Hacken zusammen und verbeugte sich knapp. »Ich schreibe Musik«, sagte er. »Wienerische Musik.«

»Walzer?«

»Walzer!« sagte er verächtlich. »Natürlich nicht. Wahre Musik!«

»Ach so«, sagte ich. Ich erregte die Aufmerksamkeit eines vorübergehenden Kellners, und diesmal erhaschte ich ein Glas einheimischen Champagners. Er schmeckte genau wie der Gespritze.

»Nein«, sagte er. »Ich habe weder den berühmten Jodler geschrieben noch ›Im Salzkammergut kann man gut lustig sein‹. Ich hoffe, das enttäuscht Sie nicht zu sehr.«

»Nein.«

»Es ist eine Schlacht gegen die Geschichte«, meinte er. »Wir Österreicher übertreiben alles, nicht wahr?«

»Nein«, sagte ich.

»Doch, doch. Ausländer lachen uns aus. Unsere Nationaltracht ist komisch, unser Deutsch unverständlich, unsere Küche unverdaulich, unsere Bürokratie unüberwindlich. Selbst unsere Landschaft und unser Klima sind absurd und übertrieben. Berge und Schnee. Wie ich das alles hasse. Fragen Sie einen Ausländer nach einem berühmten Österreicher, und er wird Ihnen Julie Andrews nennen.«

Ich war auf diesen leidenschaftlichen Ausbruch nicht gefaßt. Ich versuchte, ihn zu beruhigen. »Ich dachte an Mozart«,

beschwichtigte ich schnell.

Das schien ihn nur noch wütender zu machen. »Reden Sie mir nicht von Mozart. Dieses verfluchte Land ist seinem Andenken versklavt. Wir Musiker sind Gefangene Mozarts und seiner elenden Rokoko-Musik. Tam-titti-tam-titti-tam-tam-tam. Ich verachte Mozart.«

»Ich dachte, jeder hätte Mozart gern«, sagte ich.

»Die Engländer mögen ihn. Diese anämische Musik des 18. Jahrhunderts entspricht irgendwie dem blutleeren englischen Temperament.«

»Vielleicht ist es das«, sagte ich. Die Hoffnung, ihn beruhigen zu können, hatte ich aufgegeben.

»Tote Komponisten! Sie mögen nur tote Komponisten. Als Mozart noch lebte, mußte er bei den Diensthofen sitzen. Eine Stufe über dem Küchenpersonal, aber viele Stufen unter den Kammerdienern. So gehen sie mit Musikern um, solange die noch am Leben sind.«

»Sie verachten Mozart doch nicht wirklich, oder?« fragte ich.

»Tam-titti-tam-titti-tam-tam-tam.«

»Bedenken Sie«, sagte ich mit einiger Autorität, »die psychologische Einsicht, die dramatische Integrität und die musikalische Eleganz.«

»Quatsch! Warum hat der dumme Junge so viel Zeit auf deutsche Opern verschwendet? Spielzeugmusik! Konnte er nicht sehen, daß die Zukunft der Oper im sublimen Genius der Italiener wurzelt? Hören Sie nur La Traviata! Da werden Sie Leidenschaft hören ... tiefes, menschliches Gefühl, ausgedrückt durch den üppigen Klang eines großen Orchesters und orchestriert von einem wahrhaft genialen Komponisten, der die Kunst des Gesangs auf eine Weise verstand, von der der kleine Mozart keine Ahnung hatte.«

»Andras!« rief jemand vom anderen Ende des Zimmers. »Kannst du hier mal einen Streit schlichten?« Der zornige

Musiker verbeugte sich knapp und wandte sich in aller Förmlichkeit von mir ab, wobei er ein paar Tropfen seines Weins verschüttete. Ich nippte an meinem Glas und sah mich um. Die Atmosphäre im Raum hatte sich spürbar aufgelockert. Anstatt der übersättigten Müdigkeit, die so oft die Trauergäste einer sterbenden Party umgibt, war da ein Gefühl der Erwartung, aber ich hatte keine Ahnung, was erwartet wurde. Ich musterte den Raum. Er schien für diesen Gesellschaftsempfang teilweise ausgeräumt worden zu sein. Die Rechtecke heller getönter Tapete an der Wand verrieten, daß man einige großformatige Bilder durch kleinere ersetzt hatte. Die wenigen Möbelstücke, die jetzt hier noch standen, waren kostbare Antiquitäten, Beistelltische mit Einlegearbeiten und ein Büffet im Hepplewhite-Stil. Aber meine Aufmerksamkeit richtete sich auf ein Arrangement in einer Ecke des Raumes. Es war offensichtlich aufgestellt worden, irgendeinen reichen Kunden zu bezaubern. Drei wunderschöne Stühle in dem strengen geometrischen Stil der Wiener Sezession und dahinter zwei vorzügliche Plakate von Schiele. Mein widerwilliger Gastgeber muß gesehen haben, wie ich seine Waren bewunderte, denn als er nun, eine Champagnerflasche in der Hand, auf mich zukam, lächelte er. »Ich hoffe, Andras war nicht allzu unfreundlich«, sagte Staiger. Er füllte mein Glas. Er schien sich damit abgefunden zu haben, daß ich mich zu seiner Party eingeladen hatte.

»Er war sehr informativ.«

»Sind Sie vom Diplomatischen Corps?« Diesmal kam ein Lächeln, und die Nase zuckte. »Oder schickt uns die Londoner Zentrale neuerdings feiner gebildete Leute?« Staiger war etwa zehn Jahre jünger als ich, und trotzdem konnte er sich eine derartige Bemerkung erlauben, ohne damit Zorn zu provozieren oder zu kränken. Baron Staiger aus Wien und Herr Hoffmann aus Salzburg und Gott weiß was an den anderen Orten, die er besuchte, besaß ein gerüttelt Maß von jenem

Wiener »Zauber«, den die übrige Welt »Schmalz« nennt. Er sagte: »Andras hat heute abend eine schwere Enttäuschung erlebt, fürchte ich. Zehn Jahre lang hat er sich um eine Aufführung seines Streichquartetts bemüht. Heute abend ist es aufgeführt worden. Seine treuen Freunde waren da, aber wir waren nicht genug, den Konzertsaal zu füllen.« Er nippte an seinem Glas. »Schlimmer noch, ich glaube, Andras hat selbst gemerkt, daß seine Komposition nicht sehr gut ist.«

»Armer Andras«, sagte ich.

»Seine Eltern sind die Eigentümer der Konditorei Scolik«, sagte Staiger ironisch. »Kennen Sie die? Jeden Nachmittag stehen da die alten Damen Schlange nach diesem vorzüglichen Mohnstrudel, den sie mit riesigen Portionen Schlagobers verschlingen. Die Konditorei ist die reinste Goldgrube. Der Strudel wird ihm helfen, die Krise seines Selbstvertrauens zu überleben.«

»Ist es das, was er gerade hat?«

»Strudel?« fragte er spöttisch. »Nein, Sie meinen eine Krise seines Selbstvertrauens. Morgen muß er sich den Musikkritikern stellen«, sagte Staiger. »Und Wien brütet eine blutdürstige Rasse von Kritikern aus.«

»Karl!« sagte eine kleine Frau mit scharfen Zügen, die sich durch ihr Benehmen bald unmißverständlich als Staigers Gattin zu erkennen gab. Ohne mich zu beachten, sagte sie: »Anna-Klara ist gekommen, Karl.« Sie berührte seinen Arm. Ich fragte mich, ob sie von den anderen Leben ihres Mannes wußte. Vielleicht dachte sie, ich sei ein Teil von diesen.

Staiger lächelte befriedigt. »Wirklich? Kolossal!« Ich sollte später entdecken, daß er den Besuch dieser Dame als einen gesellschaftlichen Triumph von erheblichem Gewicht einschätzte. Er blickte umher, wie um sich zu überzeugen, daß kein störender Anblick im Raum ihn in den Augen dieser illustren Besucherin abwerten würde – und fand nur mich. Für einen Augenblick glaubte ich, er würde mich in einem Schrank

verstecken, aber er schluckte, blickte verständnisheischend seine Frau an und sagte, wie um seine schwierige Lage zu erklären: »Wenn die Gäste gegangen sind, habe ich mit Herrn Dr. Samson noch etwas Geschäftliches zu besprechen.« Er glättete sein spärliches Haar, wie um zu prüfen, ob es noch da sei.

Seine Frau sah mich an und nickte freudlos. Sie wußte, ich war nicht wirklich ein Doktor, ein wirklicher Doktor wäre »Baron« genannt worden und ein wirklicher Baron »Fürst«. So läuft das in Österreich. Ich lächelte, doch sie erwiderte mein Lächeln nicht. Sie war eine pflichtbewußte österreichische Hausfrau, die alles Geschäftliche ihrem Mann überließ, sich aber nicht verpflichtet fühlte, seine abgerissenen Arbeitskollegen zu mögen. »Da kommt Anna-Klara«, sagte sie.

Es war die Ankunft dieses Ehrengastes, die alle gespannt erwartet hatten. Diese Sopranistin war an diesem Abend in der Oper aufgetreten, und als sie den Raum betrat, entsprach ihr Auftritt der Verehrung, die ihr vom hier versammelten Publikum entgegengebracht wurde. Schwungvoll schwebte sie in ihrem langen, fließenden Gewand herein. Das hoch auf dem Kopf getürmte blonde Haar glitzerte von Juwelen. Das Make-up war vielleicht ein bißchen zu dick aufgetragen, aber das gehörte sich wohl so für jemanden, der gerade von der Opernbühne kam. Die Gäste begrüßten sie mit einem feierlichen Gemurmel der Scheu und Andacht. Von den Staigern begleitet, ging die gnädige Frau von einem zu anderen wie ein General, der eine Ehrenwache abschreitet. Hier war mit tiefer Verbeugung ein »Herr Doktor ...« und die »Frau Doktor ...« seine Frau. Die Gattin des Bürokraten, »Frau Kommerzialrat«, machte eine Art Hofknicks. Der »Hofrat« – Rat am Hofe einer schon vor seiner Geburt abgeschafften Monarchie – küßte ihr die Hand. Anna-Klara hatte für jeden ein lebenswürdiges Wort und besondere Komplimente für Andras Scolik und sein Streichquartett, zu dessen Aufführung

sie nicht hatte kommen können. Scolik strahlte. Anna-Klara hatte ihn gelobt. Und wenn alle Stricke rissen, gab es immer noch den Strudel.

Es war ein bravouröser Auftritt, und mit sicherem Instinkt blieb Anna-Klara auch nur auf ein Glas Champagner. Nachdem sie gegangen war, löste sich die Party schnell auf. Es war Mitternacht, als ich mich mit Karl Staiger in dessen Büro hinter dem Laden begab. Alle Kirchenglocken Wiens schlugen die Geisterstunde. Der Raum roch nach Firnis, und Staiger öffnete das Fenster einen Spaltbreit trotz der bitteren Kälte draußen. Dann nahm er einen Stoß ungeöffneter Briefe, die am Zifferblatt einer alten Kutscheruhr lehnten, und verglich deren Zeit mit seiner Taschenuhr. Die alte Kutscheruhr war ein schönes Stück, auf das Zifferblatt waren tanzende Damen gemalt. Die Unruhe tickte glücklich in dem verglasten Gehäuse. Er nickte mir stolz zu, wie ein Vater lächeln mag, wenn ein Kind den Gästen etwas auf dem Klavier vorspielt. Befriedigt verschob er weitere Bücher und Papiere, um Platz auf der Schreibtischplatte frei zu machen, wo eine Lampe mit grünem Schirm einen vollkommen runden Schein auf eine rosa Schreibunterlage warf. »Was ist passiert?« sagte Staiger.

»Ich habe ihn nicht gekriegt«, sagte ich. Ich hatte nicht die Absicht, mit ihm über Johnsons Tod zu reden oder Thurkettle und dessen mögliche Rolle bei diesem Mord zu erwähnen.

»Wen oder was haben Sie nicht gekriegt?« Er hatte die Arme voller Bücher.

Aus meiner Brusttasche zog ich die Farbfotografie des Umschlags und legte sie genau in die Mitte des Lichtkreises. »Das«, sagte ich und strich das Bild glatt, »das habe ich nicht gekriegt.« Er legte die Bücher auf eine Anrichte und sah auf das Bild hinab. Dann, ohne ein Wort, nahm er das an der Uhr lehrende Bündel Post, blätterte es durch und entnahm ihm ein Päckchen, das mit den großen und eindrucksvoll gestalteten Etiketten eines Kurierdienstes beklebt war. Es war eine kleine

gepolsterte Versandtüte, mit Metallklammern verschlossen. Mit einer mühelosen Handbewegung riß er den Umschlag auf und schüttelte den Inhalt heraus.

Auf den Tisch glitt ein blauer Umschlag mit Paraguay-Briefmarken und Zeppelinstempeln: derselbe Umschlag, der auf der Farbproduktion abgebildet war, auf die er fiel.

»Aber ich habe es«, sagte Staiger mit zufriedenem Lächeln. »Erzählen Sie?« Ich nahm den Umschlag in die Hand, der so viel Ärger bereitet und vermutlich den Tod des liebenswürdigen Johnson verursacht hatte. Ich drehte ihn in meinen Händen. Es schien ein so nutzloses Stück Papier zu sein – für diesen hohen Preis.

»Ich weiß nur, was man zwischen den Zeilen lesen kann«, sagte er. »Aber ich glaube, die Amerikaner haben jemanden geschickt, der Ihnen den Umschlag wegschnappen sollte. Ich mußte mich mit einem der größten Händler in Wien in Verbindung setzen – einem alten Freund – und ihn bitten, ihn mir um jeden Preis zu besorgen.«

»Er muß telefonisch mitgeboten haben.«

»Es war keine Zeit mehr, noch jemanden nach Salzburg zu schicken.«

»Der Bieter im Saal war bestochen und die Auktion manipuliert. Dieses Gebot jedenfalls.«

»So was kommt vor«, sagte Staiger. »Ich hatte keine Ahnung, daß die Amerikaner versuchen würden, sich da einzumischen, sonst hätte ich Ihnen mehr Geld gegeben. Aber es hat schließlich doch noch geklappt. Ich sollte den Umschlag besorgen. Und ich habe ihn gekriegt.« Er hob ihn vom Tisch auf und hielt ihn gegen das Licht.

»Ist da irgendwas drin?«

»Gewöhnlich etwas zur Verstärkung des Umschlags, eine Karte, manchmal die Geschäftskarte eines längst vergessenen Briefmarkenhändlers.« Doch während er das sagte, nahm er aus der Schreibtischschublade einen schönen Brieföffner aus

Elfenbein und tippte ihn gegen seine Hand. »Sie wissen, daß die besten Stücke dieser Auktion aus der in den dreißiger Jahren zusammengetragenen Privatsammlung eines berühmten ungarischen Luftpost-Spezialisten namens Zoltan Szarek kamen. Szarek veröffentlichte 1935 ein Luftpost-Handbuch, das seit langem vergriffen und heute sehr gesucht ist. Diese Auktion, bei der seine Briefmarken unter den Hammer kamen, zerstörte eine der größten Sammlungen der Welt.« Er drehte den Brieföffner herum. Eine Seite barg eine kleine Federmesser Klinge. Er klappte die Klinge heraus, und zu meiner Überraschung schnitt er den kostbaren Paraguay-Umschlag auf.

Da ich nun gesehen hatte, welche Leidenschaften diese Gegenstände der Philatelie in Männern wie Staiger erregten, verblüffte mich dieser Vandalismus. Aber eine weitere Überraschung stand mir bevor, denn in dem blauen Umschlag befanden sich zwei Fotos in der Größe von Paßbildern. Die Fotos waren offensichtlich neueren Datums. Die Leute waren gealtert, seit ich sie zuletzt gesehen hatte, und die Fotos waren stumpf und ohne echte Schwarztöne, denn sie waren auf die Sorte grautoniges Fotopapier abgezogen, das man in Ländern verwendet, die sich nicht viel Silber leisten können. Er legte sie auf die Schreibtischunterlage vor mir. »Kennen Sie diese Leute?« Zwei Personen starrten mich an: ein Mann und eine Frau. Die eine war ein KGB-Agent, der sich Erich Stinnes nannte. Der Mann, dessen Bild Bower mir in Berlin gezeigt hatte. Hier posierte er steif. Die andere Person war meine Frau. Das war nicht alles. Die »Verstärkung« des Umschlags bildeten zwei Ausweiskarten. Sie waren rosa. Beide waren auf den groben Karton gedruckt, auf dem der endlose osteuropäische amtliche Papierkrieg hauptsächlich stattfindet. Jede der beiden Karten war ein Visum für eine bestimmte Reise. Eine Person, eine Reise, eine Einreise in die sozialistische Volksrepublik, eine Ausreise. Der

Gummistempel war derjenige der »Statni Tajna Bezpecnost« des Tschechoslowakischen Geheimen Sicherheitsdienstes. Eine der Karten zeigte das Foto Staigers, die andere meins.

10

Die Gegend der Tschechoslowakei, an die Österreich im Norden grenzt, ist Mähren. Überraschenderweise ist das nur eine kurze Autotour von der Wiener Innenstadt. Oder wäre es gewesen, wenn wir nicht in das Haydn-Festival hineingeraten wären. Endlich an der Grenze, winkte Staiger den österreichischen Beamten nur mit seinen Papieren, und schon ließen sie uns passieren. Am Kontrollpunkt auf der Seite der CSSR freilich ging es anders zu.

Es ist dort viel los, denn der Grenzübergang liegt an der direkten Route von Wien nach Prag und weiter nach Berlin. Hier, durch die Lücke zwischen Alpen und Karpaten, bringt der Wind von der russischen Steppe plötzliche Temperaturstürze und beißt einen selbst durch die wärmste Kleidung bis ins Mark. Außer den Autos standen hier heute an die zwanzig schwere Sattelschlepper aus allen Ecken Europas Schlange. In ihren Kabinen hinter festgeschlossenen Fenstern dösten, schwatzten oder lasen die Fahrer und warteten geduldig darauf, daß sie an die Reihe kämen in der großen graugestrichenen Baracke, wo die Frachtbriefe und Kraftfahrzeugpapiere langsam gelesen, unaufhörlich angezweifelt und schließlich widerwillig abgestempelt wurden von uniformierten Bürokraten, Männern mit Knopfaugen, Tintenfingern und gut geölten Pistolen.

Baron Staiger alias Otto Hoffmann, der an diesem Morgen ein Toupet trug, das ihm welliges, dunkles Haar gab, hatte mich aus dem Hotel abgeholt, wo ich nach meinem Besuch bei ihm den Rest der Nacht verbracht hatte. Wir saßen in einem weißen Subaru, der wie ein Jeep und unter den hier versammelten Ostblockfahrzeugen ziemlich exotisch aussah. Da waren schlammbespritzte Ladas, Wartburgs mit stinkenden Zweitaktmotoren, ein frischgespritztes rosa Skoda-Kabriolett sowie ein wunderbarer alter Tatraplan mit der langen Flosse,

die die Luftkanäle zur Kühlung des Heckmotors markiert. Mit gebieterischer Rücksichtslosigkeit gegen die anderen Fahrer fuhr Staiger zur Spitze der Schlange und parkte sorglos neben der verglasten Schachtel, aus welcher ein halbes Dutzend tschechische Beamte die Landschaft mit unbeeindruckbarer Verachtung musterte.

Staiger sagte: »Warten Sie im Wagen« und ging zu dem Posten, mit dem er gleich eine lebhafte Unterhaltung begann, wobei er auf die rosa Ausweiskarten klopfte. Was immer nun das Idiom des Postens war, Staiger schien es auch zu sprechen, denn die Antwort kam warm und umgehend. Der Posten nickte Staiger zu, sah auf und winkte in Richtung eines großen grünen Wagens auf der tschechischen Seite der Grenze. Zwei Männer in Zivil liefen zu Staiger hinüber. Sie waren große, breitschultrige Männer in Trenchcoats, die Sorte Männer, die wollen, daß man ihnen ansieht, daß sie für die »Erste Abteilung« der STB arbeiten, für die effizienteste osteuropäische Geheimpolizei, deren Hauptquartier – vielleicht bezeichnenderweise – sich in einem alten Prager Kloster befindet. Der Schlagbaum wurde unverzüglich geöffnet.

»Alles okay«, sagte Staiger, als er wieder neben mir auf dem Fahrersitz Platz nahm, einen Hauch kalter Winterluft mitbringend.

»Alles okay?« gab ich zurück. »Na, das ist eine nette Abwechslung.«

»Was?«

»Dieses ganze Affentheater mit der Briefmarkenauktion ... und dann ging's am Ende auch noch schief.«

»Das ist eine der üblichen Routen für unsere Dokumente«, sagte er selbstzufrieden. »Das Prager Büro hat sie arrangiert. Gewöhnlich läuft das wie ein Uhrwerk.«

»Vielleicht sollte sie mal jemand darauf aufmerksam machen, daß wir schon in der Epoche der Quarzkristalle leben«, sagte ich.

»Die Amerikaner haben gegen uns geboten. Sie haben Wind gekriegt von dem, was anstand. Die Wiener CIA hat einen Mann mit einer Tasche voll Geld geschickt.«

»Und wir gehen da anders vor«, sagte ich bitter in Erinnerung der mir so unzureichend zugeteilten Schillinge.

»Niemand kann die Amerikaner überbieten«, sagte er. »Ein Glück, daß ich die Sache so deichseln konnte.« Der grüne Wagen fuhr uns voraus, als wir den Kontrollpunkt passierten und den Grenzstreifen, wo man Bäume und Sträucher gerodet und Minen gelegt hatte. »Die werden bei uns bleiben.«

»Wirklich?« sagte ich, als ob mich das freute. Wir folgten ihnen in die mährische Landschaft. Irgendwann bog der grüne Wagen von der nach Prag führenden Hauptstraße ab. Der Zustand der Nebenstraße war miserabel, und Staiger mußte den Vierradantrieb einsetzen, um folgen zu können. Dies ist eine seltsame und unheilvolle Gegend. Eine dunkle Hinterlassenschaft der Geschichte. Noch vor einer Generation waren einige dieser Grenzgebiete so wohlhabend wie das Landesinnere gewesen. Seit der Zeit des Heiligen Römischen Reiches lebte eine deutschsprechende Bevölkerung in diesen hübschen kleinen Städten mit von Bäumen gesäumten Straßen und barocken Häusern an großartigen Plätzen. Aber Adolf Hitler benützte diese »Volksdeutschen« als Vorwand, ihr Grenzgebiet seinem Dritten Reich einzuverleiben. Dies war das »ferne Land«, um dessentwillen der britische Premierminister – nachdem er das erste Gipfeltreffen der modernen Welt zustande gebracht hatte – nicht in den Krieg ziehen wollte. Hier erhielt das Wort »Protektorat« seine neue abwertende Bedeutung und wurde »München« ein Synonym für »bedingungslose Kapitulation«. Hier lebten die Bürger der tschechoslowakischen Republik, die Hakenkreuzfahnen schwenkten und die deutschen Invasoren in deren eigener Sprache willkommen hießen.

Aber nach der Niederlage Hitlers vertrieb die stalinistische

Regierung in Prag rücksichtslos die dreieinhalb Millionen deutschsprechender Staatsbürger aus ihrer Heimat. Innerhalb weniger Stunden mußten sie von Haus und Hof und durften nur mitnehmen, was sie tragen konnten. Sie wanderten über die Grenze, um sich eine neue Heimat zu suchen. Die verlassenen Häuser wurden von autorisierten Beamten durchwühlt und auch von Plünderern. Es war mehr eine politische Geste als eine praktische Maßnahme, als schließlich Landstreicher und Zigeuner in diese Häuser einquartiert wurden. Jetzt sind selbst von diesen Bewohnern nur noch wenige da.

Wir fuhren durch Dörfer, denen das ambivalente Verfahren der Behörden mit dieser alten »deutschen Gegend« anzusehen war. Ein Schritt vor, zwei zurück, stoßen und ziehen. Hier sah man das Hin und Her einer von ihrer eigenen historischen Perspektive belasteten schwerfälligen sozialistischen Bürokratie. Alte Gebäude waren halb abgerissen und neue halb gebaut. Schutthaufen lagen bis auf die Fahrbahn, und verlassene Rohbauten aus Hohlblockziegeln warteten auf Dächer und Fenster, die nie kommen würden.

Wir holperten durch eine kleine Geisterstadt und störten ein schlummerndes Pack magerer Hunde, die sich wegschlichen, ohne auch nur zu bellen. Menschen waren nirgends zu sehen. Die Häuser am Hauptplatz – die königlichen »Maria-Theresiengelben« Stuckfassaden zu einem Ausschlag kreidiger Narben verfallen – waren mit Brettern vernagelt. Die Läden desgleichen.

Ich drückte noch einmal den Heizungsknopf. »Zum letztenmal, Staiger. Wann haben Sie vor, mir zu erklären, was das alles soll?« In London hatte man mir gesagt, ich sollte tun, was immer er mir sagte. Ich tat dies, aber es machte mir keinen Spaß, im dunkeln gelassen zu werden.

Er rutschte auf seinem Sitz, als würde ihm der Rücken steif. »Das kann ich nicht«, sagte er umgänglich, wie er es schon so viele Male gesagt hatte auf dieser endlosen und unbequemen

Reise. »Meine Anweisung ist, Sie an den Ort zu bringen, den wir besuchen müssen. Weiter nichts.«

»Und wieder zurück?«

Er lächelte. »Ja. Auch, Sie zurückzubringen. Um vier. Das ist alles, was ich weiß.« Bisher hatten sich die spärlichen Brocken Unterhaltung, die wir austauschten, auf Wiener Klatsch beschränkt, bei dem es meistens um Leute ging, die ich nur flüchtig oder gar nicht kannte. Schlimmer noch, ich hatte mir Staigers Beobachtungen über Wiener Konditoreiwaren, insbesondere Torten, anhören müssen. Er hatte mir eingehend erläutert, weshalb er die einschichtige Einfachheit der Linzer Torte jedem anderen Erzeugnis von Sacher vorzog. Er hatte mir des weiteren die verborgensten Geheimnisse von Demels delikater Haselnußtorte offenbart und mir erklärt, welche unter der reichen Auswahl von Torten gewannen, wenn man sie mit Schlagsahne genoß, und welchen diese Dekoration im Gegenteil schadete. Er gab mir sogar die Adresse eines kleinen Cafés, dessen Sachertorte wegen der außerordentlichen Qualität der Aprikosenfüllung derjenigen vorzuziehen war, die einem bei Sacher selbst serviert wurde. »Was soll ich bei diesem Treffen machen? Haben sie Ihnen das nicht wenigstens gesagt?«

Er riß sich unwillig von seinen Torten los. »Sie haben gesagt, das würden Sie schon wissen.«

»Ist es ein Russe?«

»Ich sagte es doch, ich weiß es nicht. Das ist die Wahrheit. Ich weiß es nicht. Bald werden wir dort sein.« Er war enttäuscht, daß seine Thesen über Zuckerbäckerei so kühl aufgenommen worden waren. Zu irgendeiner anderen Zeit hätte mir seine Dissertation vielleicht Spaß gemacht, hätte ich ihn vielleicht sogar gern auf eine Kaffeeklatschtour durch die Stadt begleitet. Aber nicht heute.

Die Wolken waren dunkel, und in dem trüben Licht sahen die fernen Berge unnatürlich groß aus. Alles war grau; der

Himmel war grau, die Berge waren grau, die Gebäude der Bauernhöfe waren grau, sogar der Schnee war grau. Wie ein schlechter Abzug von einem Schnappschuß: nirgends weder schwarz noch weiß. So wie jetzt das Leben in Osteuropa. Keine Ideale mehr. Der Kommunismus war verblaßt, aber Kapitalismus nicht zum Vorschein gekommen. Jeder wurstelte sich durch, duldete, aber glaubte nicht.

Wir fuhren weiter und weiter, langsamer jetzt, da die Straße so schlecht war. Wir kamen zu einer Straßengabelung, wo zwei khakifarbene Lastwagen am Straßenrand standen. Drei Mann in Tarnjacken und mit Tarnnetzen bezogenen Stahlhelmen standen an der Ladeklappe des hinteren der beiden Fahrzeuge. Als wir näher kamen, konnte ich sehen, daß einer von ihnen ein Offizier war, die anderen beiden waren Unteroffiziere und trugen automatische Gewehre am Riemen über der Schulter. Sie drehten sich nach uns um, als wir vorbeifuhren. An dieser Gabelung bogen wir auf eine noch schlechtere Straße ab. Bald hielt der grüne Wagen an und ließ uns vorbeifahren. Als wir ihn überholten, starrten uns die Männer darin mit einer Neugier an, die solche Leute selten zeigen. Staiger schien das nicht zu ängstigen. Die Straße stieg, und wir rumpelten und ratterten über einen Pfad voller Schlaglöcher, wo Eiskristalle schlammige Pfützen überzogen. Auf den Feldern waren Inseln alten Schnees geschrumpft und entblößten den harten Boden. Am Himmel kreisten Vögel, die schon beschlossen, wo sie die Nacht verbringen würden. Überall lag noch Schnee. Am Rande dieses entlegenen und engen Fahrwegs gab es hohe Schneewehen, auf deren Oberfläche winzige Eisdiamanten funkelten, ohne die übliche Kohlenstaubschicht, die der Durchgangsverkehr zurückläßt.

»Sie sind da«, sagte Staiger. »Sehen Sie die Reifenspuren?«

»Ja«, sagte ich.

»Oder vielleicht war es auch die Entwanzungsmannschaft.«

»Haben Sie was zu essen mit?« fragte ich.

»Ich dachte, wir würden Zeit haben, auf der österreichischen Seite zu halten. Ich hatte nicht erwartet, daß es so spät werden würde«, sagte er mit feierlichem Bedauern. Er nahm die Hand vom Steuer, um auf ein Gehöft zu zeigen, das vor uns lag. Erbaut in einer alten Zeit, als der Bauer mitunter die Rolle des Kriegers spielen mußte, stand dieses Gehöft in einer strategischen Position, von der aus man das ganze breite Tal hinter uns unter Feuer nehmen konnte. Aus der Gruppe von Gebäuden ragten zwei riesige Scheunen mit schneebedeckten Dächern hervor. Über einem Hoftor von eindrucksvoller Größe war das eingemeißelte Wappen absichtlich abgeschlagen worden, jedoch nicht restlos, so daß ein enthaupteter Löwe sich noch unsicher an einem halben Wappenschild festhielt. Im Windschatten des verfallenen Pförtnerhauses saßen zwei tschechoslowakische Verkehrspolizisten breitbeinig in den Sätteln ihrer Motorräder. Sie beobachteten uns, als wir vorbeifuhren.

Jenseits des Tors führte eine lange Auffahrt an leicht dampfenden hölzernen Trögen und Schweineställen aus Wellblech vorüber zu einem Gebäude, das einst das Haupthaus des befestigten Guts gewesen sein mußte.

Der Wagen schaffte es gerade durch das enge, niedrige Gewölbe, holperte über die mit Kopfsteinen gepflasterte Einfahrt zum geschlossenen Innenhof und hielt dort an der Hintertür eines Hauses, auf dessen Wänden die Blumenmuster einer volkstümlichen Dekoration noch schwach zu erkennen waren. Der Hof war groß, eine große landwirtschaftliche Maschine rostete in einem Winkel still vor sich hin, und ein paar Hühner, die die Ankunft unseres Wagens für einen Augenblick aufgeschreckt hatte, nahmen ihre Nahrungssuche zwischen den Steinen wieder auf. Es roch nach brennendem Unrat, vielleicht mußte auch nur der Ofen gereinigt werden.

Auf dem Dach kletterten zwei Männer herum, die beide mit starken Feldstechern ausgerüstet waren. Zwei weitere Männer

in kurzen Ledermänteln und hohen Stiefeln saßen auf einer Bank im Hof. Die Hüte ins Gesicht gezogen, saßen sie so lässig da wie betrunkene Sonnenanbeter, aber ich erkannte die entspannte Haltung von Männern, die sich lange ruhig verhalten konnten. Und ich bemerkte die geöffneten obersten Knöpfe, die es ihnen leichtmachen würden, etwas schnell aus einem Schulterhalfter zu ziehen.

Ohne sich zu rühren, beobachteten sie uns unter halbgeschlossenen Augenlidern. Ich stieg aus und wartete auf Staiger, der den Wagen sorgfältig abschloß.

Plötzlich stürzte bellend und knurrend ein großer schwarzer Köter aus einer Tür. Mit tollkühnem Tempo und selbstmörderischer Nichtbeachtung seiner Kette sprang er in Richtung meiner Kehle. Als jedoch die lange Kette zu ihrer vollen Länge gespannt war, würgte der Hund und strauchelte stumm zu Boden. Dann riß er wütend an der Kette und vollführte, geduckt und mit gebleckten Zähnen knurrend, ein übertriebenes Spektakel der Angriffslust, wie es viele Wesen tun, wenn ihr Zorn kein Ventil findet.

Die Männer auf der Bank hatten sich während dieses Schauspiels hündischer Wut kaum gerührt. Jetzt lachte Staiger nervös und vergewisserte sich, daß sein Hut richtig auf seinem Toupet saß. »Gehen Sie rein«, sagte Staiger. »Ich warte hier auf Sie.« Inzwischen hatte ich schon eine Ahnung von dem, was mich erwartete. Das Innere des Hauses war dunkel, die winzigen Fenster saßen niedrig in dicken Wänden. Der Boden war mit groben, abgetretenen Fliesen belegt, und es gab keine Möbel außer einem langen Eßtisch, der wegen seiner Größe gegen die Wand geschoben worden war, und ein paar alten Stühlen mit Sitzen aus geflochtenem Schilf.

Sie stand im Dämmerlicht. Sie sprach flüsternd. »Bernard!« Mein erster Eindruck war, daß Fiona kleiner und dünner war, als ich sie in Erinnerung hatte. Dann, mit einem Anflug von schlechtem Gewissen, kam mir die Einsicht, daß mein langes

Zusammensein mit Gloria der Grund dafür war.

»Was für ein verdammtes, verrücktes Spiel hast du denn nun wieder vor?« sagte ich. Die Worte kamen als Gemurmel heraus und verrieten, nehme ich an, meine Verwirrung. Ich liebte sie noch immer, war aber mißtrauisch, konnte mir nicht klar darüber werden, was sie eigentlich von mir wollte, und war auf keinen Fall willens, ihr noch mal eine Chance zu geben, mich hereinzulegen.

»Sei nicht böse.«

»Sei nicht böse«, wiederholte ich müde. Ihre berechnende Passivität heizte meinen Zorn an, und plötzlich schrie ich: »Du blödes, hinterlistiges Aas. Was hast du nun wieder vor? Bist du vollkommen wahnsinnig geworden?«

Sie musterte mich von oben bis unten und lächelte. Wer weiß, welche Feindseligkeit sie gegen mich hegte? Sollte sie ihrerseits genauso böse auf mich sein, ließ sie sich's jedenfalls nicht anmerken. Sie wartete darauf, daß mein Zorn verpuffte, womit sie rechnen konnte, und lächelte wieder. Noch immer hatte sie dieses wunderbare Lächeln, das mich gleich bei unserer ersten Begegnung überwältigt hatte. Es war ein humorvolles Lächeln, ein wenig spöttisch, aber mit der Einladung, ihre Sicht der Welt um uns herum mit ihr zu teilen, eine Einladung, der ich nie hatte widerstehen können.

»Es gibt nichts zu essen hier. Nichts. Ich wußte, daß du hungrig sein würdest.«

Ihre Stimme war ausdruckslos, vielleicht absichtlich, und obwohl sie meine Frau war, hätte ich nicht sagen können, welche Gefühle sie hatte. So war das immer gewesen. Manchmal fragte ich mich, ob es diese Rätselhaftigkeit war, die sie so anziehend für mich machte, und ich überlegte, in welchem Maße sie ihrerseits mich nicht verstand. Nicht in irgendeinem besonderen Maße, glaube ich.

»Bernard, Liebling.« Sie versuchte, die Arme um mich zu legen, aber ich wich ihr aus.

Sie sagte: »Wie geht es den Kindern?« Und die Wärme ihres Körpers verbrannte mich, und ich wurde überwältigt von einem Duft, den ich fast vergessen hatte.

»Prima. Du fehlst ihnen.« Ich setzte hinzu: »Du fehlst uns allen.« Ihre Augen lachten mich aus. »Billy ist so groß. So groß wie du vielleicht. Er ist ganz verrückt nach Autos, hat Poster, Modelle und sogar einen großen Motor aus Kunststoff, den er dauernd auseinander nimmt und zusammensetzt.«

»War das dein Weihnachtsgeschenk?« fragte sie und bewies damit ihre bemerkenswerte Intuition. Es war Wahnsinn zu versuchen, ihr was zu verheimlichen, und trotzdem versuchte ich's noch immer.

»Ja. Es wurde als ›pädagogisches Spielzeug‹ bezeichnet«, sagte ich. Sie lachte. Wir wußten beide, welchen Spaß wir damit hatten, daß ich den so angepriesenen Sachen nie widerstehen konnte. »Sally ist ausgewählt worden, bei einer Schüleraufführung die Portia zu spielen. Ich glaube, Billy ist ein bißchen eifersüchtig.«

Sie lächelte. »Ja, das kann ich mir denken. Billy ist der Schauspieler. Aber welche Portia? Im Kaufmann von Venedig?«

»Julius Cäsar.«

»Natürlich!«

»Und bin ich Euer Selbst

Nur gleichsam, mit gewissen Einschränkungen?

Beim Mahl um Euch zu sein, Eu'r Bett zu teilen

Auch wohl mit Euch zu sprechen? Wohn ich denn

Nur in der Vorstadt Eurer Zuneigung?

Ist es nur das, so ist ja Portia

Des Brutus Buhle nur und nicht sein Weib.««

»Was für ein Gedächtnis du hast!« Fiona sagte: »Du mußt antworten:

›Ihr seid mein echtes, ehrenhaftes Weib,

So teuer mir als Purpurtropfen

Die um mein trauernd Herz sich drängen!<

Hast du denn Shakespeare nicht in der Schule gelernt?«

»Ich habe ihn auf deutsch gelernt«, sagte ich. Das amüsierte sie. »Ich lese eine Menge dieser Tage: Dickens, Jane Austen, Trollope, Thackeray, Shakespeare.« Irgendwo tief in meinem Inneren beunruhigte mich das. Ausschließlich englische Autoren. Der verräterische Unterton von Heimweh hätte wohl die meisten Sicherheitsleute beunruhigt. Aber das sagte ich nicht. Ich fuhr fort: »Portia wird ein entzückendes Kostüm tragen. Blau mit goldener Borte.« Sie streckte ihre Hand nach mir aus. Ich nahm sie. Ich empfand eine erstaunliche Intimität bei dieser formellen Gebärde. Ihre Hand war klein und warm, sie hatte immer warme Hände gehabt. Sie sagte: »Wie absurd, daß es so kommen mußte« und dann, eilig, wie um einem anderen Gang der Unterhaltung, den sie vermeiden wollte, zuvorzukommen, setzte sie hinzu: »Es war so schwierig für mich, Berlin zu verlassen, und dann mußte ich plötzlich an dieser Konferenz in Prag teilnehmen, und es war leicht.« Eine nicht ganz überzeugende Fröhlichkeit lag in ihrer Stimme, ein Ton, den gehört zu haben ich mich erinnerte, wenn sie versuchte, darüber zu spaßen, daß Billy die Grippe kriegte und sich seinen Geburtstag damit verdarb, oder wenn sie zornig die Autotür aufriß und den Lack zerkratzte.

»Wieviel haben sie dir erzählt?«

Ich trat zurück, um sie anzusehen. Sie war so wunderschön wie immer. Ihr Haar war glatt zurückgekämmt in dem strengen Stil, den sie sich zugelegt hatte, seitdem sie im Osten war. Sie trug ein einfaches dunkelgrünes Kostüm, das von Chanel hätte sein können, ich vermutete aber, daß eine wunderbare kleine Frau, die sie an der nächsten Ecke aufgetrieben hatte, es für sie gemacht hatte. Fiona fand immer eine »Perle«, die dann für sie machte, was sie haben wollte. Sie trug unseren Ehering am Finger. Sie sah auf unsere ineinandergelegten Hände hinab, als dächte sie daran, ihr Ehegelübde zu wiederholen. Dies war das

hinreißende Mädchen, das ich so stolz geheiratet hatte. Aber das war hundert Jahre her, und die Wandlungen, die die vergangenen anstrengenden Jahre mit sich gebracht hatten, waren ebenfalls offenkundig. Ich konnte etwas in ihr sehen, das ich nie zuvor wahrgenommen hatte: eine Müdigkeit, oder war es Angst? Vielleicht war es das, was sie mir anfänglich hatte klein erscheinen lassen.

Sie drehte ihre Hand in meiner. Ich sagte: »Du hast deinen Verlobungsring verloren.«

»Wir werden einen neuen kaufen.« Ich sagte nichts.

»Ich arbeitete in Dresden. Ein Mann wurde getötet. Es war eine schreckliche Nacht. Ich wusch mir die Hände im Krankenrevier. Das war unachtsam von mir. Ich wendete den Wagen und fuhr zurück, aber er war nicht mehr da, und niemand hatte ihn gesehen.«

Sie verkrampfte die Hände, als wäre es eine schreckliche Folter, mir von dem verlorenen Ring zu erzählen. Aber ich konnte auch sehen, daß Fiona noch immer so unverzagt war wie eh und je. Ich wußte, daß sie ihre Furcht mit dem Willen in Schach hielt, wie eine glänzende Schauspielerin eine Rolle spielen und einen unüberzeugenden Charakter zum Leben erwecken kann. Ohne mir Zeit zum Antworten zu geben, fügte sie hinzu: »Diese Hosen gehören nicht zu diesem Anzug. Die neue Dame in deinem Leben kümmert sich nicht genug um dich, Liebster.« Sie war jetzt kühl und entspannt, die grauenhaften Erinnerungen wieder hinter Schloß und Riegel.

»Danke, mir fehlt nichts.«

»Bügelt sie dir die Hemden? Du warst immer so penibel mit deinen Hemden. Manchmal, seitdem ich weg bin, habe ich mich dabei erwischt, mir Sorgen über deine Wäsche zu machen. Ist das nicht idiotisch?« Da war Bitterkeit. Ein bißchen von der wahren Fiona kam zum Vorschein. Alles Spaß natürlich, die Wäsche und diese versteckten Fragen nach anderen Frauen. Alles war Spaß, bis Fiona zur Abfahrt piff

und der Spaß aufhörte. »Sie ist anständig, sie ist loyal, und sie liebt mich«, stieß ich, von Fionas Sarkasmus gereizt, hervor. Kaum hatte ich es gesagt, bedauerte ich es, aber es war, was sie wollte. Sobald ich meine Gefühle offenbart hatte, war Fiona bereit weiterzumachen. »Wieviel haben sie dir gesagt?« fragte sie noch einmal.

»Nichts«, sagte ich. »Sie haben mir gar nichts gesagt.« Ich dachte zurück an Stowes gerunzelte Stirn und seine zurückhaltenden Antworten. Offensichtlich hatte man auch Stowe nichts gesagt. Ich fragte mich, wer zum Teufel überhaupt genau wußte, was hier lief.

»Armer Liebling, aber vielleicht war es doch am besten so.«

»Du kommst raus jetzt«, sagte ich, mit meinen Worten bestätigend, was meinen Augen schwerfiel zu glauben. »Ich hatte recht, nicht wahr?« Selbst jetzt war ich noch nicht fraglos sicher, daß sie die ganze Zeit über für London gearbeitet hatte.

»Bald jedenfalls«, sagte sie.

»Du gehst doch nicht nach Berlin zurück?«

»Nur für ein Weilchen.«

»Warum?«

»Du weißt doch, wie es ist ... Es gibt da andere Leute, die in Gefahr wären. Ich muß noch verschiedene Sachen in Ordnung bringen. Ein paar Wochen, mehr nicht. Vielleicht nur Tage.« Ich antwortete nicht. Der Hund auf dem Hof bellte, als käme ein Fremder. Fiona sah auf ihre Uhr. Ich erinnerte mich plötzlich, wie sehr ich mich immer darüber geärgert hatte, daß Fionas Hingabe an das Department für sie vor allem anderen rangierte. Mit ihrer Karriere zu konkurrieren war schlimmer, als es mit einem unwiderstehlichen Liebhaber aufnehmen zu müssen. Sie muß mir diese Gefühle angesehen haben, denn sie sagte: »Keine Vorwürfe, Bernard. Nicht jetzt jedenfalls.«

Da wußte ich, daß ich die ganze Sache falsch angefaßt hatte. In grotesker Fehleinschätzung hatte ich sie so genommen, wie sie sich gab. Alle Frauen hassen das. Ein anderer Mann hätte

sie überrumpelt, hier und jetzt mit ihr geschlafen und auf die Konsequenzen gepfiffen. Eine andere Frau hätte mir vielleicht dazu Gelegenheit gegeben. Aber wir waren wir: zwei Profis, die sich wie von Mann zu Mann über technische Probleme unterhielten. Sie trat einen Schritt zurück und sagte, indem sie prüfend ihren Ehering betrachtete: »Nur ich allein kann eine derartige Entscheidung treffen, und ich sage, ich muß zurück.«

»Aber warum bist du dann hergekommen? Warum dieses Risiko eingegangen?« fragte ich. Ich bin sicher, daß sie einen überzeugenden Vorwand für dieses Treffen mit dem Gegner gefunden hatte, aber es war der reine Wahnsinn, daß sie sich mit mir traf und ihr Leben aufs Spiel setzte. Ich erinnerte mich so vieler guter Männer, die wegen solcher Dummheiten draufgegangen sind. Männer, die unbedingt eine Freundin noch mal sehen mußten. Männer, die der Versuchung nicht widerstehen konnten, zum Essen in ihre Stammkneipe zu gehen. Oder Männer wie der alte Karl Busch, der mich drei furchtbare Tage lang in Weimar versteckte und dann, nachdem wir davongekommen waren, nach Hause zurückkehrte, um seine Briefmarkensammlung zu holen. Da warteten sie schon auf ihn. Karl Busch wurde nach Leipzig in die Kaserne gebracht, und man hat nie wieder was von ihm gehört. »Oh, Bernard!« Ein Seufzer.

»Warum?«

»Wegen dir. Sei doch nicht so schwer von Begriff.«

»Wegen mir?«

»Du hast doch alles durchstöbert ... über mich ...« Sie machte eine Geste der Verzweiflung mit der offenen Hand.

»Willst du mir erzählen, daß du diesen tollkühnen Ausflug nur gemacht hast, um mir zu sagen, daß ich aufhören soll, nach Tatsachen zu buddeln?«

»Die Londoner Zentrale hat alles versucht, dich zu beruhigen, und du hast trotzdem weitergemacht.«

»Sie haben alles versucht, außer mir einfach die Wahrheit zu

sagen«, sagte ich mit Nachdruck.

»Sie haben Andeutungen gemacht und Empfehlungen gegeben. Schließlich ist ihnen nichts eingefallen, das dich überzeugt hätte. Ich wußte nicht, wie weit sie gehen würden ... Da habe ich gesagt, daß du's von mir selbst hören mußt. Wir haben also dieses offizielle – aber außerordentliche – Treffen organisiert. London hat bereits Zugeständnisse gemacht. Ich kehre als geschickte Verhandlungsführerin zurück. Es wird alles gutgehen.«

»Diese Vollidioten! Hast du ihnen nicht gesagt, wie gefährlich es ist, wenn du hier draußen mit mir herumsitzt und mit mir redest?«

»Sie wissen, es ist gefährlich, aber du hast überall rumgeschnüffelt, hast ein Bild der ganzen Operation zusammengestückelt. Und dabei eine Spur hinterlassen. Das war sogar noch gefährlicher.«

»Natürlich habe ich rumgeschnüffelt. Was hast du denn anderes erwartet? Du bist meine Frau.« Ich hielt inne. Ich war verbittert. Obwohl sich meine Theorie als richtig erwiesen hatte, konnte ich doch die Ungeheuerlichkeit der Tatsachen nicht akzeptieren. Die Londoner Zentrale hatte Fiona als Agentin in den Osten geschickt und beschlossen, mich nicht in dieses Geheimnis einzuweißen. »Mein Gott ...«

»Es schien damals das Beste so ...« sagte Fiona ruhig. Trotz dieser Worte war ihrer Stimme nicht anzuhören, daß sie's nicht auch heute noch für das Beste hielt.

»Wer hielt es für das Beste ...?«

»Deine Überraschung, oder sagen wir besser deine Verblüffung, dein Zorn, deine Entrüstung und offensichtliche Verwirrung schützten mich, Bernard.«

»Ich habe dich aber gefragt, wer das für das Beste hielt?«

»Ich wollte dir alles sagen, Liebling. Zuerst habe ich das zur Bedingung gemacht. Ich wollte, daß du bei allen Einsatzbesprechungen und Vorbereitungen dabei wärst. Die

ursprüngliche Idee war, daß du mein Führungsoffizier werden solltest, aber dann wurde klar, daß hier ein Führungsoffizier im eigentlichen Sinn des Begriffs nicht in Frage kam. Die Möglichkeit eines häufigen und regelmäßigen Kontakts war ausgeschlossen.«

»Wer hat also anders entschieden?«

»Anfänglich war der D-G gegen den ganzen Plan. Er gab dem Unternehmen nur eine Erfolgchance von fünfundzwanzig Prozent.«

»Ich hätte noch weniger gegeben.«

»Der D-G stellte die Bedingung, daß du nicht eingeweiht würdest.«

»Der Direktor ... Sir Henry?«

»Er hat seine guten wie auch seine schlechten Tage.«

»Je mehr Krach ich schlug, desto besser also?«

»Anfänglich ja. Und die Wirkung war auch ausgezeichnet«, sagte Fiona. »Während der ersten Wochen wurdest du rund um die Uhr von Moskau observiert, mit größtem Interesse. Sie haben sogar einen ihrer Experten für Verhaltenspsychologie einen Bericht über dich anfertigen lassen. Erich Stinnes hat sich ein Exemplar dieses Berichts verschafft, und ich habe ihn gelesen. Da stand, daß kein Schauspieler imstande gewesen wäre, dein Verhalten zu spielen. Und sie hatten natürlich recht. Es war dein Verhalten, das sie schließlich überzeugte, mich wirklich für ihre Seite gewonnen zu haben.«

»Aber haben sie die Wahrheit nicht geahnt? Daß du gehandelt hast, ohne mir was davon zu sagen?«

»Die Sowjetunion mag Abfangjägerpilotinnen und Kranführerinnen haben, aber die Ehe ist eine heilige Institution hier. Dank der Millionen Kriegstoten sind Marxens Ansichten über die Ehe – wie auch die über alles mögliche andere – auf unbestimmte Zeit vertagt worden. Ehefrauen in der UdSSR machen, was ihre Männer ihnen sagen.«

Ich sah sie an, ohne etwas zu sagen. Sie lächelte. Ich fragte

mich, warum mich eigentlich die ganze Sache überrascht hatte. Fiona: kultivierte und privilegierte Tochter eines bornierten, neureichen Vaters, hervorragende Oxford-Absolventin, die Russisch an der Sorbonne studiert hatte. Sie tritt in den Dienst des Departments und heiratet einen Mann, der nicht mal ein College besucht hat und dem nur sein Ruf als Agent einigen Anspruch auf Respekt verschafft. Warum sollte eine solche Person nicht berufen sein, die Frauenemanzipation zur äußersten Konsequenz zu treiben? Warum sollte eine solche Frau nicht eine noch bessere Agentin werden wollen, zu welchem Preis für mich, die Kinder und jeden in ihrer Umgebung auch immer?

»Wann hat all das angefangen?« fragte ich.

»Das ist lange her«, erwiderte sie obenhin.

»September 1978?« In dieser Nacht hatte es wieder eine Bombendrohung der Baader-Meinhof-Leute gegeben. Der Inhalt eines abgefangenen Funkspruchs der russischen Armee war so schnell nach Karlshorst zurückgemeldet worden, daß alle glaubten, wir hätten irgendeinen Superspion in der Operationsabteilung sitzen. Sie nickte. »Also hast du damals diesen abgefangenen Funkspruch an sie zurückgespielt? Du hast also schon damals für beide Seiten gearbeitet?« Ich brauchte ein oder zwei Augenblicke, mich zu erinnern, was damals passiert war. »Joe Brody wurde gerufen, die Untersuchung des Zwischenfalls zu leiten, denn man wollte vor allem die Amerikaner beruhigen. Irgendwie bist du ihm ent schlüpft. Aber nachdem du dich reingewaschen hattest, stand Werner Volkmann schlecht da, und ihm hat man nicht mal eine Chance gegeben, sich zu verteidigen. Frank hat ihn seitdem nicht mehr beschäftigt, und Werner hat das übelgenommen.«

»Das stimmt«, sagte sie und biß sich auf die Lippe. Sie hatte Werner nie gemocht, ihn jedenfalls immer ziemlich geringschätzig als Einfaltspinsel angesehen. War diese

Abneigung in irgendwelchen Schuldgefühlen verwurzelt, weil sie damals mitgespielt hatte, ihn in die Pfanne zu hauen? Sie sagte: »Und dann, als über Trent eine orange Akte angelegt wurde, hat man ihm die Schuld gegeben.«

»Trent wurde getötet«, sagte ich.

Darauf hatte sie eine Antwort parat. Ihre Stimme war ruhig und versöhnlich. »Ja, getötet von deinem Freund Rolf Mauser. Mit einer von dir geborgten Pistole. Dem Department kannst du Trents Tod in keiner Weise anlasten.«

»Aber wie gelegen kam er doch. Trent nahm sein Geheimnis mit ins Grab, und das Geheimnis war, daß nicht er den Russen den abgefangenen Funkspruch übermittelt hatte.« Sie sagte nichts.

Ich sagte: »Haben sie sich in Oxford an dich herangemacht? Schon vor langer Zeit?«

»Das Department? Ja.«

Das war es also. Diese Geschichten, daß sie während ihrer Studienzeit irgendwelchen marxistischen Gruppen angehört hatte, entsprachen also der Wahrheit, aber das war schon der Anfang ihrer Ausbildung gewesen. Mich persönlich betraf mehr, wie sie sich durch mich hatte an das Department empfehlen lassen. Das war nichts als ein Täuschungsmanöver, das ihre frühere Tätigkeit für das Department verschleiern sollte. Sie muß schon damals in ständigem Kontakt mit dem KGB gestanden haben. Ihr Führungsoffizier muß außer sich vor Freude gewesen sein, als sie den Job beim britischen Geheimdienst bekam. Ich sah jetzt den von langer Hand vorbereiteten Plan, der sie als sowjetische Agentin so überzeugend machte. Ich fühlte mich ganz schön für dumm verkauft, aber ich unterdrückte meine Wut. »Wer wußte noch davon?« fragte ich.

»Das kann ich dir nicht sagen, Liebling.«

»Wer noch?«

»Niemand sonst. Weder die Koordinationsabteilung noch

die Hauptkasse, noch die innere Sicherheit, nicht mal der Deputy.«

»Der Direktor wußte Bescheid«, beharrte ich. »Keiner, der jetzt da arbeitet«, sagte sie pedantisch. »Das war die Bedingung des D-G. Niemand.«

»Du hast mir das Leben zur Hölle gemacht«, sagte ich sanft.

»Ich dachte, du würdest stolz auf mich sein.«

»Bin ich auch«, sagte ich und versuchte, in meine Worte Gefühl zu legen. »Bin ich wirklich. Aber jetzt ist's höchste Zeit auszusteigen. Komm mit nach Wien zurück. Dein KGB-Ausweis und meine Spezial-Identitätskarte würden uns durch die Kontrollen bringen. Wir könnten die Abendmaschine nach London nehmen.«

»Ich bin nicht sicher, daß das ginge. Die Grenzübergänge sind heute alle an den Computer angeschlossen, Bernard. Glaube mir, daß ich da Bescheid weiß.« Ich kannte diesen Ton. Widerspruch war da zwecklos. Sie hatte mich millionenmal sagen hören, daß in solchen Situationen die Entscheidung bei den Agenten im Einsatz liegen sollte. Ich hatte mich für die letzte Entscheidung immer auf meine praktische Operationserfahrung verlassen. Jetzt hatte meine Frau sich im Einsatz als die erfolgreichste Agentin überhaupt bewiesen. Sie war bis in die Führungsspitze des Spionagenetzes des Ostblocks aufgestiegen und hatte alle getäuscht. Ich hatte nicht das Recht, ihr zu widersprechen. Leichthin, als wollte sie die Unterhaltung auf weniger wichtige Angelegenheit lenken, sagte sie: »Ich muß sicherstellen, daß der Computer mir grünes Licht gibt, wenn ich komme. London hat mir, was die Papiere angeht, was ganz Besonderes versprochen.«

»Sie haben gute Leute hier«, sagte ich, ohne das wirklich zu glauben. Ich fragte mich, ob ihr die gefälschten Papiere von Staiger besorgt wurden; hergestellt von denselben Gaunern, die ihm seine Briefmarken und Umschläge fälschten.

»Ich weiß.«

»Und Erich Stinnes auch?« Wenn dereinst die Geschichte des Departments geschrieben werden wird, wird kein Fiasko der jüngeren Vergangenheit das Maß an Unschlüssigkeit und Konfusion, deren die Institution fähig ist, besser demonstrieren als ihr Verfahren mit Stinnes. Stinnes war ein unsicherer Kunde, ein echter KGB-Offizier der alten Schule. Er hatte gesagt, daß er zu uns überlaufen wollte, dann erhoben sich auf beiden Seiten Zweifel, bis Stinnes als feindlicher Agent eingestuft und in Haft genommen wurde. Bei einem Austausch kam er schließlich in den Osten zurück.

»Stinnes wird vollkommen separat gehalten. So war das von Anfang an geplant.« Sie machte eine Pause und wechselte geringfügig das Thema. »Als du mir dieses Ekel Moskwins vom Halse geschafft hast, war ich verdammt erleichtert. Er ahnte die Wahrheit.«

»Er hat auch eine russische Kugel abgeknippt. Einer von deinen Leuten hat auf ihn geschossen. Wußtest du das?« Sie zeigte ein frostiges Lächeln.

Ich wollte es dabei nicht bewenden lassen. »Ich wünschte ...« Sie erhob eine Hand, um irgendwelche Beschuldigungen meinerseits zu unterbinden, und sagte: »Wir haben nur noch ein paar Minuten. Ich muß zurück nach Prag. Da findet morgen diese verdammte Sicherheitskonferenz statt, und ich muß mich darauf vorbereiten.« Der Hund bellte wieder, wilder diesmal, und das Gebell endete in einem schrillen Jaulen, als hätte man ihm einen Schlag versetzt.

»Ja, vier Uhr. Ich verstehe.«

»Etwas hat man dir also gesagt.«

Es war ein schwacher Witz, aber ich lächelte und sagte entschuldigend: »Wir sind früh aus Wien weggefahren, aber da war dieses Haydn-Festival und die Straßen ...«

»Ich weiß«, sagte sie. »So ist das immer, wenn es wirklich wichtig ist. So sagtest du immer.«

»Wenn ich zu spät kam?«

»Nein, das meinte ich nicht, Bernard.« Sie blickte rasch auf ihre Uhr. »Da ist noch was ...« sagte sie. »Mein Pelzmantel. Ich habe ihn bei meiner Schwester Tessa gelassen. Ich habe Angst, daß sie ihn vielleicht verkauft oder verschenkt oder sonstwie ...« Ich erinnerte mich des Mantels. Er war ein atemberaubendes Geburtstagsgeschenk ihres Vaters, der ihr zu jener Zeit unbedingt beweisen wollte, wie sehr er sie liebte und wie reich und erfolgreich er war. Der gewaltige, seidige Zobelpelz muß Tausende gekostet haben. Fiona war immer lautstark gegen Kleidung aus Tierfellen gewesen, aber nachdem sie den Mantel einmal anprobiert hatte, schienen ihre moralischen Vorbehalte gegen den Pelzhandel sich zu verflüchtigen. »Und was soll ich tun?«

»Du mußt ihn von ihr zurückbekommen.«

»Naja«, sagte ich zögernd, »ich kann aber doch nicht sagen, daß ich mit dir gesprochen habe.«

»Du wirst dir schon was einfallen lassen«, meinte sie. Und damit war die Sache mein Problem. Fiona wußte, daß ein guter Manager delegiert.

Es herrschte das verlegene Schweigen, das nur ein englisches Ehepaar sich zuzumuten den Nerv hat. »Und sonst ist alles in Ordnung? Den Kindern geht es gut?« fragte sie noch einmal.

»Wunderbar«, erwiderte ich. Sie wußte das natürlich. Daß sie regelmäßig Nachricht über ihre Kinder – und über mich – erhielt, war zweifellos Teil ihrer Abmachungen. Ich fragte mich, ob in diesen Berichten auch von Gloria die Rede war. Für einen schrecklichen Augenblick ging mir der Gedanke durch den Kopf, daß man Gloria auf mich angesetzt hatte, um alles, was ich tat, sagte und dachte, zu überwachen. Aber ich verwarf den Gedanken. Gloria war zu unkonventionell, um Spitzel zu sein.

»Natürlich fehlst du den Kindern«, fügte ich hinzu.

»Aber sie hassen mich deswegen doch nicht, Bernard,

oder?«

»Nein, natürlich nicht, Liebling.«

Ich sagte das so glatt und schnell, daß sie meinen Vorbehalt herausgehört haben mußte. Es würde ihr nicht leicht werden, das Vertrauen der Kinder wiederzugewinnen. Sie nickte. »Und du?«

Ich wußte nicht, ob sie fragte, ob's auch mir gutginge oder ob ich sie inzwischen haßte. »Mir geht's gut«, sagte ich.

»Du hast abgenommen, Bernard. Geht es dir auch wirklich gut?«

»Ich habe ein bißchen gefastet, damit ich wieder in meine alten Anzüge passe.«

»Ich bin froh, daß du dich nicht verändert hast«, sagte sie etwas zweideutig, und in der banalen Aussage lag mehr echte Zuneigung als in allem, was sie bisher gesagt hatte. Ich nehme an, ich hätte alles sagen sollen, was ich in mir verschlossen hielt. Ich hätte ihr sagen sollen, daß sie so schön war wie immer. Daß sie so tapfer wie nur irgend jemand war. Daß ich stolz auf sie war. Doch ich sagte: »Paß auf dich auf. Jetzt, wo alles bald vorbei ist.«

»Mir wird schon nichts passieren. Mach dir keine Sorgen, Liebling.« Ich hörte ihrer Stimme an, daß sie in Gedanken schon nicht mehr bei mir oder bei den Kindern war. Sie dachte schon an die nächste Stufe. So machten es Professionelle. Die einzige Chance, zu überleben.

Das Geräusch eines großen V-8-Motors wurde hörbar. Durch das Fenster sah ich ihren Wagen aus der Scheune fahren, in der man ihn abgestellt hatte. Einen schwarzen Dienstwagen. Ein derartig großes, glänzendes Fahrzeug mit amtlichen Kennzeichen und Motorrad-Eskorte mußte Aufmerksamkeit erregen. Und sicherlich war es unmöglich, das Ding durch die enge Hofeinfahrt zu bugsieren und über diesen Karrenweg voller Schlaglöcher zu fahren.

Aber Fiona hatte ein Talent dafür, das Unmögliche zu

vollbringen. Das hatte sie nun schon mehr als einmal bewiesen.

11

Kaum war ich wieder in London, kam es mir vor, als hätte ich meinen Ausflug nach Mitteleuropa nur geträumt. Tatsächlich verdrängte ich jeden Gedanken an meine Begegnung mit Fiona. Jedenfalls versuchte ich das nach Kräften. Als Gloria mich am Flughafen wiedersah, stieß sie einen Freudenschrei aus, der über das ganze Rollfeld zu hören war. Sie packte mich und küßte mich und hielt mich fest in den Armen. Erst in diesem Augenblick wurde mir das ganze Ausmaß des schrecklichen emotionalen Dilemmas bewußt, das ich geschaffen hatte. Oder sollte ich sagen des Dilemmas, das Fiona für mich geschaffen hatte? Gloria hatte ihren neuen Wagen – einen orangefarbenen Metro – vor dem Terminal Nummer 2 in der zweiten Spur geparkt, an einer Stelle, wo die auszubildenden Politessen ihre Abschlußprüfungen in Menschenfeindlichkeit abzulegen pflegten. Aber Gloria kam ungeschoren davon. Ich nehme an, weil gerade Teezeit war.

Der Wagen war fabrikneu, und sie war darauf erpicht, mir seine wunderbaren Eigenschaften vorzuführen. Ich lehnte mich zurück und beobachtete sie mit Vergnügen. Die schreckliche Wahrheit war, daß ich mich entspannt und wirklich daheim hier in London fühlte, mit Gloria in meinen Armen. Sie war jung und lebensvoll, und sie erregte mich. Meine Gefühle für Fiona waren andere – und vielschichtiger. Sie war nicht nur meine Frau, meine Kollegin und Rivalin, sie war auch die Mutter meiner Kinder.

Werner Volkmanns scharfzüngige Frau Zena hat einmal zu mir gesagt, daß ich Fiona geheiratet hätte, weil sie alles war, was ich nicht war. Damit meinte sie vermutlich gebildet, weltläufig, mit Verbindungen zu den richtigen Kreisen. Ich sah das anders. Meine Bildung, Weitläufigkeit und die Kreise, in denen ich mich bewegte, waren zwar vollkommen verschieden von all dem, was Fiona kannte, aber nicht von geringerem

Wert. Ich hatte sie geheiratet, weil ich sie ernsthaft liebte, aber vielleicht war das eine allzusehr von Hochachtung gefärbte Liebe. Vielleicht hatten wir beide in dem Glauben geheiratet, daß es die Kombination unserer Talente und Erfahrungen war, worauf es ankam. Daß wir ein unschlagbares Team sein würden und unsere Kinder in jeder Hinsicht hervorragend. Aber solche Überlegungen führen in die Irre. Ehen lassen sich nicht durch gegenseitige Hochachtung zusammenhalten. Insbesondere wenn diese Hochachtung auf Unerfahrenheit beruht, wie das so oft der Fall ist. Jetzt kannten wir einander besser, und ich hatte entdeckt, daß Fionas Liebe zu mir nüchtern und intellektuell war, wie ihre Liebe zur Wissenschaft und ihre Liebe zu ihrem Land. Gloria war nur wenig mehr als halb so alt wie Fiona. Mein Himmel, was für ein deprimierender Gedanke! Aber Gloria hatte unbändige Energie und Lebenslust und Neugier und Widerspenstigkeit. Ich liebte Gloria, wie ich die Heiterkeit liebte, die sie in mein Leben gebracht hatte, und die grenzenlose Liebe, die sie mir und meinen Kindern gab. Aber auch Fiona liebte ich.

»Gute Reise gehabt?« Sie versuchte, das Radio mit Sendersuche und den automatisch zurückspulenden Kassettenrecorder vorzuführen, während sie einen Bus auf der falschen Seite überholte. Sie war eine hemmungslose Autofahrerin, wie sie eine hemmungslose Geliebte war und hemmungslos in allem übrigen.

»Der übliche Trott. Salzburg und Wien. Du weißt schon.«

Ohne den Anflug eines schlechten Gewissens sprach ich da vom üblichen Trott. Dies war nicht der richtige Moment, mich mit Gloria hinzusetzen und mir anzuhören, was sie von Fiona hielt.

»Gar nichts weiß ich. Woher denn? Erzähl mir alles ganz genau.«

»Salzburg: Karajan unterbrach die Orchesterprobe, während wir uns eine Tasse von dem scheußlichen Kaffee genehmigten,

den er unter dem Podium braut. Dann weiter nach Wien: Sonderführung zu den Brueghels und ein langweiliger kleiner Cocktail-Empfang für mich. Dann ein privates Diner mit dem Botschafter und die ungemütliche Loge, die die Botschaft in der Oper hat. Das übliche.« Sie zeigte mir die Zähne. »Ach ja, und ein wütender Hund hat mich auch angefallen.«

»Wir sind bei den Cruyers eingeladen«, sagte Gloria, als sie sich der Verkehrsampel bei Hogarths Haus näherte. »Daphne hat mich zu Hause angerufen. Sie war furchtbar freundlich. Ich war überrascht. Sie war mir gegenüber doch immer so zurückhaltend. Lange Kleider, stell dir vor! Und Smoking.«

»Das kann doch nicht dein Ernst sein?«

»Doch.«

»Smoking? Lange Kleider? Bei den Cruyers?«

»Am Samstag abend. Deine Schwägerin Tessa und ihr Mann kommen auch. Ich weiß nicht, wer sonst noch.«

»Und du hast zugesagt?«

»Dicky wußte, daß man dich heute zurückerwartete.«

»Gütiger Himmel!«

»Ich habe deinen Abendanzug in die Reinigung gegeben. Samstag früh soll er fertig sein.«

»Weißt du, daß diese Hosen nicht zu diesem Jackett passen?« fragte ich.

»Natürlich. Habe ich dir doch schon tausendmal gesagt. Ich dachte, du machst das, um Dicky zu ärgern.«

»Warum würde es Dicky ärgern, wenn ich Sachen trage, die nicht zueinander passen?«

»Jetzt versuch bloß nicht, mir die Schuld zu geben. Du solltest deine Anzüge immer ordentlich auf den Bügel hängen, anstatt alles herumliegen zu lassen. Kein Wunder, daß dabei deine Hosen verwechselt werden. Hat irgend jemand was darüber gesagt?«

»Es ist mir bloß aufgefallen.«

»Ich möchte wetten, jemand hat eine Bemerkung darüber

gemacht, und du hast dumm dagestanden.« Sie lachte. »Was haben sie gesagt? ›Haben Sie vielleicht noch so einen Anzug zu Hause?‹ War es das?« Sie kicherte noch einmal. Gloria liebte ihre eigenen Witze. Es waren die einzigen, deren Pointen sie verstand. Aber ihr Lachen war ansteckend, und wider Willen lachte ich auch. »Nein, es ist niemandem aufgefallen, außer mir selbst«, beharrte ich.

»Höchste Zeit, daß du dir mal einen neuen Anzug kaufst. Oder was hältst du von grauen Flanellhosen und dunkelblauem Blazer? Das könntest du gut im Büro tragen.«

»Ich will keinen neuen Anzug, einen Blazer und Flanellhosen auch nicht, und wenn ich mir neue Sachen kaufte, dann jedenfalls nicht fürs Büro.«

»Ein Blazer würde dir aber gut stehen.«

Ich wußte nie, wann es ihr ernst war, und wann sie mich aufzog. »Würde ich nicht ein Wappen auf der Brusttasche brauchen?«

»Anonyme Alkoholiker?« fragte sie.

»Sehr komisch.«

»Ich habe mir ein wunderschönes Kleid gekauft«, gestand sie. »Fliederfarben mit großen Puffärmeln.« Das war es also. Die kleine Vorrede über einen neuen Anzug für mich war nur zur Beschwichtigung ihres schlechten Gewissens, Geld für ihr Kleid ausgegeben zu haben.

»Gut«, sagte ich.

Das reichte nicht, sie zu beruhigen. »Ich hatte kein langes Kleid, und ich wollte keins leihen.«

»Gut. Gut. Ich habe gut gesagt.«

»Du bist ein Schwein, Liebling.« Ich küßte ihr Ohr und grunzte. »Laß das, wenn ich fahre.«

Das Abendessen bei den Cruyers muß wochenlang vorbereitet worden sein. Bei früheren Gastmählern dort hatte man Dickys Frau Daphne – eine nicht gerade begeisterte Köchin – in der Küche auftauchen und verschwinden sehen,

während sie Champagner schlürfend in Kochtöpfen rührte, in Kochbüchern nachschlug und ihrem Mann Instruktionen zuzischte. Aber diesmal hatten sie einen alten Burschen mit rauher Stimme, der die Tür aufmachte und allen eintreffenden Gästen seine Alkoholfahne ins Gesicht blies; und eine ältere Dame im Kostüm eines Küchenchefs einschließlich der hohen Mütze kümmerte sich um alles, was in der Küche zu tun war. Es roch nach gekochtem Fisch, als sie aus der Küche zu uns in den Flur hinausspächte. Ob sie die Gäste zählte oder die Nüchternheit des alten Mannes überwachte, war noch ungeklärt, als die Türklingel hinter uns ertönte.

Leise Gitarrenmusik tröpfelte aus der Hi-Fi-Anlage. »Wir haben versucht, Paul Bocuse zu bekommen«, sagte Dicky, als wir in das überfüllte Wohnzimmer kamen, »aber er hat uns statt dessen seinen Sous-Chef geschickt.« Dicky drehte sich um, uns zu begrüßen, und sagte: »Gloria, Cherie! Wie toll du aussiehst«, in dem schlüpfriegen Ton, in dem er Witze erzählte. Er gab ihr höflich angedeutete Küsse auf beide Wangen, um ihr das Make-up nicht zu verderben.

»Und Bernard, alter Kumpel!« sagte er in einem Ton, der zu verstehen gab, welch ein interessanter Zufall es doch sei, daß Gloria und ich zusammen gekommen waren. »Ich brauche euch ja hier niemanden vorstellen ... Seht euch nur selber um. Heute abend sind wir unter uns.«

Die meisten hatten sicherlich schon ein oder zwei Glas Wein getrunken, denn da war diese schrille Erregung, die davon kommt, daß man auf leeren Magen trinkt. Daphne Cruyer kam herüber, uns zu begrüßen. Ich hatte Daphne immer gemocht. In gewisser Weise teilte ich mit ihr das Problem, es tagein, tagaus mit Dicky auszuhalten. Sie sagte das natürlich nie direkt, aber ich glaubte, manchmal das gleiche Mitgefühl für mich bei ihr zu entdecken.

Daphne hatte Kunst studiert, als sie Dickys Bekanntschaft machte. Von beiden Erlebnissen hatte sie sich nie ganz erholt.

Heute abend war das Wohnzimmer aufwendig mit japanischen Lampen und Papierfischen dekoriert. Ich vermutete, daß Daphnes Erwerb ihres ausgefallenen seidenen Kimonos mit Regenbogenmuster die Anregung zu dieser Abendgesellschaft gegeben hatte. Ich konnte mir jedenfalls kaum vorstellen, daß Dicky's neue weiße Smokingjacke aus grobgesponnener Seide uns die Einladung verschafft hatte. Aber man konnte nie wissen. Daphne fragte, wie es mir gehe, in der ungewöhnlichen Tonlage, die andeutete, daß sie es wirklich wissen wollte. In dem Bemühen, ihre Freundlichkeit zu erwidern, sagte ich's ihr nicht. Statt dessen bewunderte ich ihren Kimono und ihre Madame-Butterfly-Frisur. Sie hatte den Kimono während des Urlaubs in Tokio gekauft. Sie hatten eine zehntägige Japanreise gemeinsam mit ihren reiseerfahrenen Nachbarn gemacht. Ich wäre nie imstande gewesen zu erraten, was man auf der Ginza für eine Tasse Kaffee zahlen muß, aber Daphne hatte jeden Augenblick genossen, sogar den rohen Fisch. Sie sagte, Gloria sehe gut aus. Ich pflichtete ihr bei und bedachte den Umstand, daß die Cruyers drei Jahre gebraucht hatten, bis sie beschlossen, Gloria und mich als Paar gesellschaftlich akzeptabel zu finden, und diese gewichtige Entscheidung just in dem Augenblick gefallen war, da ich erfuhr, daß meine Frau beabsichtigte zurückzukehren.

»Dicky sagte, das alles im Büro hoffnungslos durcheinander geriet, als du weggingst«, sagte Daphne.

»Das glaube ich«, sagte ich zustimmend.

»Dicky wurde schrecklich launisch. Schrecklich verschlossen. Er tat mir leid.«

»Ich bin ja wieder da«, sagte ich.

»Und das freut mich«, sagte Daphne. Sie lächelte. Ich fragte mich, wieviel Dicky ihr über meine Zeit auf der Flucht in Berlin erzählt hatte. Hoffentlich nichts. Aber es wäre nicht das erste Mal, daß Daphne ihm Informationen entlockt hätte. Sie wußte, wie man Dicky zu nehmen hatte. Ich sollte mir mal ein

paar Stunden von ihr geben lassen.

»Wir haben das Dach ausgebaut«, sagte Daphne. »Ich habe jetzt oben ein kleines Atelier. Mußt du dir mal ansehen, wenn du das nächste Mal hier bist.«

»Zum Malen?«

»Stilleben. Früchte und Blumen und so weiter. Dicky will, daß ich wieder abstrakt male. Aber da hat er immer Farbkleckse dazugemalt. Ich bin so böse auf ihn geworden, daß ich mich schließlich auf Früchte und Blumen zurückbesonnen habe. Dicky muß sich in alles einmischen. Ich nehme an, du weißt das.«

»Allerdings.«

Als Daphne weitergegangen war, begrüßte ich die Anwesenden, unter ihnen Sir Giles Streeply-Cox, einen pensionierten Beamten des Foreign Office, und seine Frau. »Creepy Pox« (»schleichende Pest«, wie er hinter seinem Rücken genannt wurde) hätte mit seiner sanguinischen Gesichtsfarbe und den buschigen weißen Koteletten überall als wohlhabender Landwirt durchgehen können, bis man diesen barocken Whitehall-Akzent hörte. Jetzt züchtete er Rosen zwischen seinen Besuchen in London, wo er einer Beamtenprüfungskommission vorsah, um die eher dem Müßiggang frönenden Zonen von Whitehall strich und Furcht und Verzweiflung verbreitete. Wie alle altgedienten Beamten und Politiker hatte er ein fabelhaftes Gedächtnis. An mich erinnerte er sich von einer noch nicht lange zurückliegenden anderen Abendgesellschaft. »Sie sind der junge Samson, nicht wahr? Wir haben uns beim Essen in der Wohnung der kleinen Matthews getroffen. Nouvelle cuisine, nicht? Hmm, dachte ich's doch. Da gibt's nie genug zu essen, stimmt's?« Die Streeply-Coxes kannten sich aus in der Welt. Er lehnte sich zu mir herüber und sagte: »Sagen Sie mal, Samson, wissen Sie, wie dieses verdammte Stück heißt?«

»Es heißt Cordoba«, sagte ich. »Albeniz; gespielt von Julian

Bream.« Ich antwortete als Autorität, denn nachdem Dicky seine Hi-Fi-Anlage gekauft hatte, hatte er das Stück wieder und wieder gespielt, um die automatische Stückauswahl vorzuführen.

»Richtiger kleiner Ohrwurm«, sagte Streeply-Cox. Er sah seine Frau an und nickte, ehe er hinzusetzte: »Meine Frau sagt, daß Sie über alles Bescheid wissen.«

»Ich versuche es, Sir Giles«, sagte ich und ging weiter mit der gemurmelten Erklärung, mir noch ein Glas Wein holen zu wollen.

Sobald ich dem angsteinflößenden Streeply-Cox entronnen war, fand ich den Gedanken, mir noch ein Glas Champagner zu beschaffen, gar nicht schlecht. Ich lauerte also dem alten Mann mit den Getränken auf und nahm mir dann ein paar Augenblicke Zeit, mich umzusehen. Über dem Kamin hing immer noch dasselbe ziemlich mitgenommene Gemälde von Adam und Eva. Dicky bezeichnete es immer als naiv in dem Bemühen, es irgendwie auszuzeichnen, aber in meinen Augen war es einfach nur schlecht gezeichnet. Das gerahmte Farbfoto von Dicky's Segelboot war verschwunden. Das bestätigte die Gerüchte, daß er es verkaufen wollte. Daphne war nie glücklich gewesen über dieses Boot. Sie wurde leicht seekrank. Wenn sie aber Dicky bei seinen nautischen Wochenenden nicht Gesellschaft leistete, wußte sie um die Gefahr, daß irgendein anderes weibliches Wesen die Kabine des Kapitäns teilen würde. In dem antiken Schränkchen, das einst eine Sammlung von Streichholzschachteln enthalten hatte, lagen jetzt ein japanischer Dolch, ein paar Netsukes und ein paar andere kleinere fernöstliche Kunstgegenstände. An der Wand dahinter hingen sechs gerahmte Holzschnitte, unter ihnen die unvermeidliche »Brechende Woge«. Ein feines Drahtnetz war über das künstliche Kohlenfeuer im Kamin gespannt. Ich nehme an, weil zu viele Leute Abfälle hineinwarfen. Dicky war dauernd auf den Knien und kratzte Zigarettenstummel und

zusammengeknüllte Papiere von den Kunststoffkohlen.

Sämtliche Schmuckgegenstände des Zimmers waren vollkommen neu, von Adam und Eva abgesehen, die Daphne auf einem Flohmarkt in Amsterdam entdeckt hatte. Das war ein Zeichen für Cruyers erweiterten Horizont und prallere Taschen. Ich fragte mich, wie lange Adam und Eva wohl noch gelitten waren und was sie ersetzen würde. Adam sah schon ein bißchen besorgt drein.

Als ich mir gerade über Evas Gesichtsausdruck klarzuwerden versuchte, erblickte ich meine abenteuerlustige Schwägerin Tessa und ihren Mann George Kosinski. Sie waren beide todschick angezogen, aber selbst Tessa in ihrem Pariser Modellkleid überglänzte die hinreißende Gloria nicht, die bezaubernder denn je aussah.

Tessa kam herüber. Sie mußte schon an die Vierzig sein, aber sie war noch immer höchst attraktiv mit ihrem langen blonden Haar und den leuchtendblauen Augen, und noch immer hatte sie diese atemlose Art zu sprechen, die einen glauben machte, daß sie's nicht hatte erwarten können, einen wiederzusehen. »Ich dachte schon, sie hätten dich vielleicht auf den verdammten Mond geschickt, Schätzchen«, sagte sie und gab mir einen uncharakteristisch scheuen Kuß. »Du hast mir gefehlt, Liebling.«

Ich muß zugeben, daß ich erschauerte, als sie mich küßte. Es war mir bisher nie aufgefallen, wie ähnlich sie Fiona sehen konnte. Heute abend besonders. Vielleicht war das nur ein Zufall ihrer Kleidung oder ihres Make-up. Vielleicht hatte es was damit zu tun, daß sie älter geworden war oder daß Fiona älter geworden war oder ich. Was immer es war, ich starrte sie deswegen einen Augenblick lang sprachlos an, bis sie sagte: »Scheiße! Ist mein Lippenstift verschmiert oder was?«

»Nein, Tessa. Du siehst schöner aus denn je, einfach umwerfend.«

»Na, wenn du das sagst, kann ich mir ja was darauf

einbilden, Bernard. Wir Mädchen wissen doch alle, daß von Bernard Samson bemerkt zu werden die höchste Auszeichnung ist, die es gibt.«

Der alte Bursche – »Jenkins« hörte ich Daphne ihn rufen – kam mit einem silbernen Tablett voller Champagner vorbei. Gemächlich wählte Tessa sich ein Glas und hielt es ans Licht, als wollte sie einen stillen Trinkspruch andeuten, aber ich wußte, daß sie durch die Farbe und die Perlen den Champagner zu klassifizieren versuchte. Das war eins ihrer Partykunststücke. Ihre Meisterschaft darin muß George ein Vermögen gekostet haben.

Nachdem sie gebilligt hatte, was sie sah, doch ohne es zu benennen, trank sie etwas davon. »Hast du je einen so lieben Butler gesehen?« fragte Tessa, als Jenkins weiterging. »Wie nett von Daphne, so einen armen alten Rentner ein bißchen dazuverdienen zu lassen.«

Ich überlegte, wie ich Tessa dazu überreden sollte, Fionas Pelzmantel zurückzugeben. Was für einen Vorwand sollte ich benutzen? Und wo sollte ich das verdammte Ding hinpacken, ohne mich auf eine lange Diskussion mit Gloria einlassen zu müssen? »Ich dachte gerade an Fionas Pelzmantel«, fing ich an.

»Ach ja, Liebling. Schieß los.«

»Ich dachte, vielleicht sollte ich ihn zu ihren anderen Sachen packen.«

»Was für andere Sachen?« Sie warf das Haar aus dem Gesicht.

»Ein paar Kleinigkeiten, an denen Fiona besonders hing.«

»Es ist ein sehr schönes Stück Pelz. Papa hat eine Unsumme dafür bezahlt.«

»Ja, es muß eine ziemliche Verantwortung für dich sein.«

»Ich trage das Ding aber nicht, Schätzchen, wenn du dir deswegen Sorgen machst.«

»Nein, gewiß nicht, Tessa, und es ist sehr nett von dir, daß

du das verdammte Ding die ganze Zeit gehütet hast. Ich dachte nur ...«

»Mir macht das gar nichts, Liebling. Er hängt bei meinen eigenen Pelzen, und wenn der Sommer kommt, wenn er jemals kommt, werden sie alle miteinander zur Kaltlagerung beim Kürschner geschickt, wie sich das gehört.«

»Na ja, sieh mal, Tessa ...«, begann ich. Sie neigte den Kopf, als erwarte sie gespannt, was ich zu sagen hätte, ließ dabei aber ihr Haar nach vorn fallen, so daß sie sich dahinter verstecken konnte. In diesem Augenblick unterbrach uns ein alter Bekannter von mir. Der Feine Harry, ein CIA-Friedensstifter aus Washington. Ein kleiner, untersetzter Mann von unbestimmt orientalischer Erscheinung, war er von jener hawaiisch-kaukasisch gemischten Abstammung, die man da, wo er herkam, »hapa haoli« nennt. Er war Mitte Dreißig, stets sorgfältig gekleidet und von gefälliger Erscheinung. Man hätte sich ihn, entsprechend kostümiert, leicht als Bariton in Madame Butterfly oder, vielleicht noch überzeugender, in South Pacific vorstellen können.

»Und wer ist die prachtvolle Dame, mit der du dich unterhältst?« sagte Harry.

Tessa schob einen Arm unter seinen und sagte: »Hast du mich schon vergessen, Harry? Ich bin tödlich beleidigt.« Der Feine Harry lächelte, und ehe er noch mit einer Erklärung anfangen konnte, verkündete die tönende Stimme des alten Jenkins: »Ladies und Gentlemen. Es wird zu Tisch gebeten.« Ich begegnete Tessas Blick, und sie lächelte hämisch.

Tessas Mann unterhielt sich mit Gloria. Er war um die Vierzig. Als Sohn armer polnischer Einwanderer im Londoner East End geboren, war er im Autohandel und, später, als Immobilienmakler reich geworden. Ich hatte den Eindruck, daß George sich immer den teuersten Schneidern, Hemdenmachern, Herrenausstattern und Friseuren, die er auftreiben konnte, anvertraute. So sah man ihn in immer neuen,

nach der jeweils neuesten Mode geschnittenen Smokings.

An diesem Abend schien George Gloria zum erstenmal zu bemerken, denn gleich nach unserer Ankunft zog er sie in ein langes Gespräch. Dies überraschte mich etwas, denn George schien sich in Gesellschaft von Frauen nie sonderlich wohl zu fühlen, es sei denn, er kannte sie gut. Manchmal fragte ich mich, wie er jemals dazu gekommen war, Tessa zu heiraten, und weshalb. Fiona pflegte zu sagen, daß es Tessas unentwegte Seitensprünge waren, die George dazu trieben, so viel Geld zu verdienen, aber George war schon, lange bevor Tessa ihn heiratete, auf dem Weg, ein schwerreicher Mann zu werden. George war ein Mann von über jeden Zweifel erhabener Integrität, was ich nicht gerade von besonderem Vorteil für das Gebrauchtwagengeschäft hielt. Einmal hatte ich ihm das gesagt. Bezeichnenderweise hatte George mir gleich einen kleinen Vortrag über Ehrlichkeit und Vertrauenswürdigkeit in seinem Beruf gehalten.

George und Gloria plauderten miteinander, als zu Tisch gebeten wurde. Da George sehr klein war, kauerte sie auf der Lehne eines Sofas, so daß er nicht zu ihr aufblicken mußte. George mochte sie, das sah ich ihm am Gesicht an, und als andere kamen und sich ihrer Unterhaltung anschlossen, sorgte er dafür, ihre Aufmerksamkeit zu behalten. Jenkins wiederholte seine Ankündigung nun lauter. Alle sahen auf.

Nach ein paar gescheiterten Versuchen gelang es Jenkins, die Schiebetüren des dunklen, von Kerzen erleuchteten Eßzimmers zu öffnen, wo eine lange polierte und mit Blumen und glänzendem Geschirr gedeckte Tafel stand. Die Gesellschaft hielt einen Augenblick inne, um dieses Schauspiel zu betrachten. Dies, spürte ich, war der Anfang eines neuen Zeitalters des Cruyertums, hier wurde Anspruch erhoben auf ein besseres Leben, auf einen häuslichen Rahmen für einen Mann, der berufen war, im Kreise der Mächtigen zu sitzen, die geheime Dimension der Politik glänzend zu verwalten und sich

endlich mit dem heißbegehrten Adelstitel zur Ruhe zu setzen. Blieb nur die Frage, warum er mich eingeladen hatte.

»Daphne! Wie malerisch!« rief Tessa, während wir hineingingen. »Un veritable coup de theatre, Schätzchen!«

»Psst!« hörte ich George zu ihr sagen, während wir auf der Suche nach unseren Tischkarten die Tafel umrundeten. Er sagte das in ruhigem, unpersönlichem Ton, wie ein Theaterbesucher auf einen zu spät kommenden Besucher reagieren mochte, ohne die anderen zu stören. Als wir uns setzten, erinnerte sich George mit seinem beneidenswerten Gedächtnis einer Begegnung mit dem Feinen Harry vor einigen Jahren, als Harry Georges Gebrauchtwagenimperium in einer der weniger gesunden Gegenden von Southwark im Süden Londons besucht hatte. Der Feine Harry lächelte, ohne die Erinnerung zu bestätigen oder zu bestreiten. So war er immer. Er konnte unergründlich sein. Er trug einen bemerkenswerten glänzenden schwarzen Smoking mit einem spitzenbesetzten Hemd, das Beau Brummel getragen haben könnte, außer daß es eine Spur zu auffällig war. Harry liebte es, sich fein anzuziehen, und man mußte zugeben, daß er es verstand.

Seine Begleiterin, im trägerlosen, sehr tief geschnittenen Abendkleid, war dieselbe Amerikanerin, mit der ich ihn in Southwark gesehen hatte. Sie war Mitte Dreißig und wäre hübsch gewesen, hätten nicht die ziemlich plumpen Züge ihrem Gesicht einen Ausdruck ständiger Verdrießlichkeit gegeben. Diesen Eindruck verstärkte noch der von ihr bevorzugte schrille Südstaatenakzent. Beim Dinner saß sie neben mir. Wie ich hörte, hieß sie Jo-Jo.

Mich interessierte es, das Wechselspiel zwischen dem Feinen Harry und unserem Gastgeber zu beobachten. Ich fragte mich, wo sie einander zuerst begegnet sein mochten, und ob Harrys Anwesenheit in London eine Entwicklung bei der CIA signalisierte, über die ich mich vielleicht kundig machen sollte. Ich wußte, daß sie einen neuen Residenten nach London

geschickt hatten. Vielleicht war Harry dessen Spürhund. »Wie ist denn dein neuer Chef?« fragte Dicky den Feinen Harry beiläufig, als wir alle saßen und Wein ausgeschenkt wurde.

Harry, der mir gegenüber am Tisch saß, erwiderte: »Sag mal, Dicky, was genau heißt eigentlich ›Neue Sachlichkeit?‹« Dicky sagte: »Soviel wie neuer Realismus. In der Malerei, stimmt's, Bernard?«

Von Natur aus unfähig, solche Fragen anders als umfassend zu beantworten, dozierte ich: »Und in der Dichtung. Eine Parole der zwanziger Jahre ... eine Reaktion gegen den Impressionismus. Auch gegen Schönheit zugunsten des Funktionalismus.« Dicky sagte: »Siehst du, Bernard ist nicht nur ein hübsches Gesicht.« Er lachte, und Jo-Jo tat das ebenfalls. Ich hätte am liebsten ihre Köpfe aneinander gehauen.

Der Feine Harry lächelte und sagte: »Mein neuer Chef redet dauernd von der Neuen Sachlichkeit, so als wolle er ein neuer Besen sein und allen die Hölle heiß machen.« Dicky lächelte. Ich nehme an, das war Harrys vorbereitete Antwort auf eine erwartete Frage. Ich war überzeugt, daß er sehr gut wußte, was die »Neue Sachlichkeit« war. Der Feine Harry fügte hinzu: »Lassen wir Bernards hübsches Gesicht mal ruhig beiseite. Was ich wissen möchte, ist, wo er dieses entzückende kleine Mädchen die ganze Zeit versteckt gehalten hat?« Er saß neben Gloria, die an ihrem Weinglas nippte, um ihr selbstzufriedenes Lächeln zu verbergen. Der erste Gang war Krabbensuppe mit Knoblauchbrot. Während Jenkins sie mit bemühter Sorgfalt austeilte, gab es die übliche seicht plätschernde Unterhaltung. Daphne Cruyer, ihrer Küchenpflichten ledig und der Sorge, das Essen zu servieren, durch Jenkins enthoben, war zum erstenmal Gast bei einer ihrer eigenen Dinner-Partys. Sie schien das zu genießen. Auch Dicky schien die Gelegenheit, den Gastgeber zu spielen, zu genießen. Er strahlte während des ganzen Abends, außer als Jenkins ihm aus einer schweren japanischen Schüssel Krabbensuppe nachschöpfen wollte und dabei etwas

davon über ihn vergoß. Selbst da sagte Dicky nur: »Mann, Jenkins, passen Sie doch auf!«, wenn auch ziemlich laut.

Kurz nach diesem Zwischenfall hörte ich Daphne den offenbar seiner Bewegungen nicht mehr ganz mächtigen Jenkins laut flüsternd instruieren, nicht zu versuchen, den Lachs rings um die Tafel zu servieren. Er solle vielmehr den ganzen Fisch vor Dicky hinstellen. Es muß gesagt werden, daß Jenkins das nicht gutwillig tat. Er knallte die Platte so heftig auf den Tisch, daß die Bestecke klapperten.

»Ich bin hinsichtlich des zehnten Zusatzes zur Verfassung vollkommen der Meinung Jeffersons«, sagte Dicky eben, als der Fisch so dramatisch vor ihm ankam. Er hatte sein Ende der Tafel – das heißt mich und Harry, denn die Damen an seinen beiden Seiten bemühten sich unterdessen zu hören, was am anderen Ende des Tisches Daphne sagte – mit seinen Anschauungen über den Föderalismus erquickt.

Dicky starrte den neu eingetroffenen Lachs beinahe bestürzt an. Teilweise mögen diese Verwirrung die riesigen blaßgrünen Schuppen ausgelöst haben, die der Fisch trug, obwohl sie sich bei näherem Hinsehen als waffeldünne Gurkenscheiben entpuppten, die mühsam in überlappenden Reihen angebracht worden waren. Dicky blickte auf und sah Daphne, die ihn vom anderen Ende der Tafel her mahnend anstarrte und energische sägende Handbewegungen machte. Er blickte zum Feinen Harry, der mit einem unergründlichen Lächeln etwas murmelte, dem zu entnehmen war, daß er als Regierungsangestellter sich nicht berechtigt fühlte, eine Meinung zu den Rechten der Einzelstaaten zu äußern.

Dicky mußte sich damit zufriedengeben, denn inzwischen fesselte die Aufgabe, den pochierten Lachs zu zerlegen, seine ganze Aufmerksamkeit. Ich weiß nicht, was Dicky zu dem Versuch bestimmte, den Fisch durchzuschneiden, anstatt dessen Fleisch von den Gräten zu nehmen; vielleicht hatte er Daphnes mimische Anweisung zu buchstäblich genommen.

Aber er entdeckte bald, daß das Rückgrat selbst eines zu lange gekochten Lachses nicht leicht mit einem silbernen Servierlöffel zu durchtrennen ist. Beträchtlicher Kraft weichend – denn stark war Dicky –, schien der Kopf von der Servierplatte zu gleiten, sich unter den Blumen zu verstecken und Dicky vorwurfsvoll anzusehen.

Daphne zog, Dicky beobachtend, die Aufmerksamkeit der Tafelrunde an sich, indem sie plötzlich einen Ort im Norden von London zu beschreiben begann, wo sie auf künstlichem Schnee Skilaufen lernte. Alle Gesichter wandten sich ihr zu. Ihre Stimme hatte einen gewissen schrillen Ton, vielleicht weil die Skisaison vorbei war. Als fiel ihr das plötzlich ein, sagte sie, sie nähme sommers wie winters da Unterricht, damit sie im nächsten Jahr wirklich in Form wäre. Nur Tessa, die zu meiner Rechten saß, sah hin, als der Kopf abging. Sie sagte: »Was für ein prächtiger Fisch. Hast du den selbst gefangen, Dicky?« Dicky lächelte grimmig, und der unbeugsame Jenkins tat desgleichen, wie ich bemerkte, als ich ihn nun am Büffet lümmeln und von dort aus Dickys Bemühungen begutachten sah. »Das ist kein Zuchtlachs«, sagte Daphne. »Der ist wild.«

»Wäre ich auch, Liebste«, sagte Tessa, sich ihr wieder zuwendend.

Daphne zeigte ihr ein frostiges Lächeln. Tessa war angeblich vor ein paar Jahren in eine heiße Affäre mit Dicky verwickelt gewesen, und Daphne hatte dies nicht vergessen. »Jenkins«, flötete Daphne in Kindergärtnerinnenstimme, »würden Sie bitte den Wein einschenken!« Und weil Daphne so viele Jahre damit zugebracht hatte, Dicky zu überwachen, konnte sie eben noch rechtzeitig hinzufügen: »Nicht den Chambertin, Jenkins, den weißen Hermitage.« Und dabei geriet ihre Stimme schon ein wenig außer Kontrolle.

Wie Dicky später sagte, verbarg die wunderbare Beurreblanc-Soße die kaputten Fischstücke vollkommen. Aber nach Tessas erklärter Meinung war es, als äße man in Watte

gewickelte Stopfnadeln. Tessa war eine von den Damen, die nicht gerne Gräten in ihrem Fisch finden. Und doch ließen sich viele eine zweite Portion reichen.

Überdies folgte als nächster Gang in Rotwein geschmorter Hase. Dieser wurde portioniert auf den Tellern serviert. Die kleine alte Dame in der Küche tat Wunder. Dann gab's noch Rhabarberkuchen und danach einen riesigen Stilton-Käse mit altem Portwein.

Vollkommen erholt von seinem Kampf mit dem Lachs, war Dicky auf der Höhe seiner Leistungsfähigkeit, das heißt aufmerksam und charmant. Dickys Erfolg bei allen seinen Unternehmungen leuchtete mir nie besser ein als an diesem Abend. Er erzählte Witze – gute Witze – und lachte über die Geschichten seiner Gäste. Er sorgte dafür, daß jeder und jede erhielt, was sie wünschten, von den Aperitifs zu den Zigarren, und war herzlich sogar zu Daphne.

George und Sir Giles saßen Daphne zu Seiten, mir fiel aber auf, daß Tessa weit von Dicky plaziert worden war. Vermutlich hatte Daphne die Tischordnung gemacht. Die Tischkarten waren in ihrer Handschrift. Und als Daphne sich erhob und die Damen bat, sich mit ihr zurückzuziehen, sah sie dabei Tessa an. Ich dachte, Tessa würde Ärger machen und sich weigern – was ich schon erlebt hatte in ihrer antiautoritären Phase –, sie stand aber gehorsam auf und verließ mit den übrigen das Eßzimmer. Wie auf ein Stichwort erzählte nun Giles drei weitschweifige Anekdoten über seine Zeit in Whitehall. Dabei kam er der Indiskretion nahe genug, unser Interesse festzuhalten, hütete sich aber, die Katze aus dem Sack zu lassen. Gegen Ende dieser Herrensitzung bei Portwein und Zigarren verwickelte Dicky Sir Giles und George in eine Diskussion über Zinssätze – da keine fashionable Londoner Dinner-Party vollkommen ist, ehe eine Erörterung der Steuerpolitik des Finanzministeriums stattgefunden hat –, und aus dieser wandte sich der Feine Harry mir zu und sagte: »Hast

du gehört, was deinem alten Kumpel Kleindorf passiert ist?«

»Nein, was?«

»Tot!« Er hielt inne. Er muß gesehen haben, wie mich diese Nachricht traf.

»Aber wie denn?«

»Eine Überdosis. Du hast ihn ja kürzlich noch gesehen, wie ich hörte.«

»Versehentlich?«

»Versehentlich? Wenn er danach noch eine ganze Flasche Cognac getrunken hat, um ganz sicherzugehen!«

»Cognac?«

»Alten Cognac, den besten aus seinem Keller. Ich nehme an, er wird sich gesagt haben, daß er ihn sowieso nicht mitnehmen kann.«

»Der arme alte Rudi.«

»Er war alt genug, treue Freunde auf beiden Seiten der Mauer zu haben. Solche Leute gibt es nicht mehr viele. Der große Kleine war der letzte von der Berliner alten Garde«, sagte der Feine Harry.

»Fast der letzte«, sagte ich.

»Wer ist denn sonst noch da? Meinst du den Langen? Der ist doch Amerikaner. Dieses alte Schwein Rudi Kleindorf wußte, wo die Leichen vergraben sind. Und nun hat er seine Geheimnisse mit ins Grab genommen, Bernard.« Er kaute ein Stück Salzgebäck; Harry machte sich nicht viel aus Käse. »Er ist über den Tod seines Sohnes nie weggekommen. Und nun ist er auf die gleiche Weise gestorben. Überdosis. Mannomann! Wo werden all die kaputten Typen hingehen, jetzt, wo es das Babylon nicht mehr gibt?«

»Armer Rudi«, sagte ich wieder. »Aber warum hat er das nur getan?«

»Anscheinend hatte er Ärger mit den Behörden.«

»Er hatte immer Ärger mit den Behörden«, sagte ich. »Sein Vater war eine Art Kriegsheld. Rudolf Freiherr von Kleindorf.

Berufsoffizier. Zeichnete sich während der Winterkämpfe an der Ostfront aus. Beim Ausbruch der ersten Panzerarmee aus Tarnopol. Einen nach dem anderen, schleppte er drei von seinen Verwundeten in Sicherheit. Dauernd unter Feuer. Die Russkis hätten ihn erwischt, wenn nicht der Schneesturm die Sicht behindert hätte. Für das Ritterkreuz mit Brillanten oder irgend so ein blödes Kinkerlitzchen vorgeschlagen, hat's aber nicht gekriegt. Vielleicht hat sich die Geschichte deshalb verbreitet und ihn bei den Soldaten zur Legende gemacht. Ein adeliger preußischer Offizier, der sein Leben wagt, um einfache Soldaten zu retten, hat alles für sich.« Er grinste. »Und hast du einmal so einen Ruf, mußt du dich verdammt anstrengen, ihn zu behalten, stimmt's? Ich nehme an, er war einer von diesen eisernen Typen, die glauben, daß nichts sie umbringen kann. Wir haben ja selber ein paar von denen gekannt, nicht, Bernard?«

»Und?«

»Er behielt recht. So ist das ja oft bei diesen Typen, stimmt's? Kleindorf senior überlebte den Krieg und unternahm es, seinen Kommandeur herauszuhauen, der wegen Kriegsverbrechen angeklagt war. Und, verdammt, da fiel ihm auf, daß irgendein Schreibtisch-Zombie der War Crimes Commission »Australian Division« in die Anklageschrift gesetzt hatte, anstatt »Airborne Division«. Und Kleindorf senior erreichte, daß wegen dieses Fehlers das Verfahren eingestellt wurde. Ein schlauer Bursche! Es heißt, daß, wenn er sich nach dem Krieg bei den Treffen seiner alten Kameraden zeigte, die Leute ihm jedesmal gut fünfzehn Minuten zujubelten. Rudi ist im Schatten dieses Vaters aufgewachsen. Ich kann mir denken, daß das Vorbild verdammt einschüchternd gewesen sein muß. Deshalb hat er vermutlich nie von seinem Alten gesprochen.«

»Du weißt aber teuflisch viel über die Kleindorfs«, sagte ich.

»Ich mußte ihn vor ein paar Jahren mal überprüfen. Dabei habe ich die ganzen Akten gelesen, auch die von seinem Vater. Es war irgendwie faszinierend.«

»Ich verstehe jetzt, weshalb Rudi wollte, daß sein Sohn zur Armee ging.«

»Du meinst, um die Familientradition fortzusetzen? Ja, wir sind wohl alle ein bißchen geneigt, andere Leute für das einzuspannen, was wir nicht für unsere alten Herrschaften getan haben, habe ich recht?«

»Ich weiß nicht«, sagte ich.

Er bedrängte mich nicht, aber als er wieder sprach, beugte er sich leicht vor, um die Wichtigkeit dessen, was er sagte, zu betonen. »Diese Krauts halten zusammen, Bernard. Man kann keine zehn Minuten in Europa sein, ohne das zu merken. Wir könnten was von denen lernen. Stimmt's?«

Ich hatte keine Ahnung, worauf zum Teufel er hinauswollte, aber ich sagte: »Recht hast du, Harry.« Mein Schwager George beobachtete Harry mit großem Interesse. George war hier der einzige vollkommene Außenseiter, aber er wußte, daß Harry irgendwelche Beziehungen zur CIA hatte. Harry hatte ihm das schon bei ihrer ersten Begegnung geradeheraus gesagt. Damals war Harry sehr eifrig, seitdem war er viel ruhiger geworden. In diesem Augenblick nahm Dicky seine Zigarre aus dem Mund, blies etwas Rauch aus, sah mich an und sagte: »Harry möchte, daß du nächste Woche mal mit seinen Leuten zum Lunch gehst, Bernard.«

»Wirklich?« sagte ich und wunderte mich, weshalb mir Harry dieses kulinarische Rendezvous nicht selber angetragen hatte.

Ich sah Harry an. Er sah Dicky an.

Dicky sagte: »Ich habe gesagt, okay.«

»Heißt das, daß du zu dem Lunch gehst?«

Dicky lächelte. »Nein, Bernard. Die wollen keinen Bürohengst wie mich. Sie wollen einen ehemaligen Mann der

Praxis, der ihnen praktischen Rat geben kann.« Er zog eine Fingerspitze über die Lippen, wobei er vielleicht erwartete, daß ich die Gebärde erwiderte.

Vielleicht hätte ich das auch gemacht, aber nun sagte der Feine Harry hastig: »Wir wären wirklich dankbar, Bernie, wirklich.«

Streeply-Cox blickte mich an und dröhnte salbungsvoll: »Wir müssen zusammenarbeiten, wo immer wir können. Das ist das einzig Vernünftige, das einzig Vernünftige.« Er strich Krümel von seinen wallenden weißen Koteletten.

»Sie haben mir das Wort aus dem Mund genommen, Sir Giles«, sagte ich.

»Ausgezeichnet, ausgezeichnet«, erwiderte er.

Dicky sprang auf die Füße und sagte: »Schätze, es ist Zeit, daß wir uns zu den Damen begeben.«

Als ich das Wohnzimmer betrat, schien Daphne gerade einen Tanzschritt vorzuführen, aber sie hielt verlegen inne, als Dicky die Männer hineinließ. Gloria saß neben Tessa und sah auf und zwinkerte mir zu, als sie meinem Blick begegnete. Ich ging zu ihr hinüber, weil ich wußte, daß sie's von mir erwartete. »Oh, Bernard«, flüsterte Gloria. »Tessa will, daß wir nachher noch mitkommen zu einer großartigen Party. Können wir? Ach bitte, sag ja!«

»Wann?«

»Jetzt. Nachher.«

Ich sah auf die Uhr. »Wir werden sehr spät nach Hause kommen.«

»Aber wir haben uns doch schließlich schon mal in Schale geworfen. Sei kein Frosch.«

»Also, wenn du unbedingt willst«, sagte ich.

»Sie sind wunderbar«, sagte Gloria. »Ich liebe George, und Tessa ist so ulkig.«

»Das kommt ganz darauf an, wo man sitzt«, sagte ich.
»Weißt du, wo diese Party ist?«

»George sagt, wir sollten in seinem Rolls mitfahren. Da ist genügend Platz.«

»Und den Wagen hierlassen?«

»Ich werde ihn später hier abholen.«

»Und wie soll ich nach Hause kommen? Zu Fuß?«

»Sei nicht so gemein, Bernard. Wir können beide zurückkommen und den Wagen holen. Oder wir können eine Taxe nehmen und den Wagen hier morgen abholen.«

»Die Parkuhren laufen ab halb neun.«

»Können wir mitgehen, Bernard, oder nicht?« Ich sah ihr ins Gesicht. »Ich würde lieber jetzt gleich direkt nach Hause gehen mit der schönsten Frau im Zimmer.«

»Ach komm, laß uns doch mitgehen«, sagte Gloria, die offenbar nicht in Laune war, sich durch Schmeichelei überreden zu lassen, mir einen Gefallen zu tun. »Es klingt verheißungsvoll.«

»Ich liebe dich wirklich ganz furchtbar, Bernard.«

»Du bist ein scheußliches, bettelndes Frauenzimmer«, sagte ich. »Ein bayerischer Fürst und eine Fürstin!«

Du lieber Gott, dachte ich, worauf hast du dich da wieder eingelassen? Andererseits würde ich da vielleicht noch eine Chance kriegen, mit Tessa über diesen verdammten Pelzmantel zu reden.

12

Der Fürst und die Fürstin hatten ihr Haus in Pimlico, einer Ecke der Londoner Innenstadt, um welche die Themse biegt, ehe sie nach Westminster kommt. Als, lang ist's her, Thomas Cubitt damit fertig war, den Reichen von Belgravia große Häuser mit Stuckfassaden zu verkaufen, baute er nach den gleichen Plänen auf dem billigeren Boden des benachbarten Pimlico. Pimlico, hieß es, sei im Kommen: und so noch immer. Denn trotz der Ähnlichkeit seiner Gärten, Plätze und stattlichen Häuser ist Pimlico niemals zu einem neuen Belgravia geworden. Es war und ist bis auf den heutigen Tag ein Stadtviertel geblieben, wo alle möglichen Leute wohnen; diesen Mißstand zu beheben, hat sich die Bezirksverwaltung nicht gerade angestrengt: Eine anscheinend willkürliche Anordnung von Einbahnstraßen und Hindernissen macht die Gegend zu einem berüchtigten Labyrinth für Autofahrer.

Cubitts große Häuser sind jetzt in kleine Wohnungen unterteilt, die in den Annoncen als »Studio-Apartments« und »Dachterrassen« angepriesen werden. Schöne Hotels und Pensionen bieten auf kunstlos gemalten Firmenschildern Unterkunft nahe Londons einziger Endstation für Überlandautobusse und dem geschäftigen Victoria-Bahnhof.

In einer der stilleren Straßen dieser Gegend hatte unser Gastgeber ein großes Haus erworben und mit erheblichen Kosten renoviert. Das war, wie mir George auf der Fahrt dorthin erklärte, eine kluge Kapitalanlage. Eine Kapitalanlage, für die er die deutschen Geschäftsleute bewunderte, wenn sie bei dem hohen Kurs der D-Mark solche Gelegenheiten wahrnahmen. Der Fürst benützte das Haus während seiner Besuche in London, bewirtete seine Geschäftsfreunde dort und sparte auf diese Weise eine Menge von dem Geld, das er sonst in Hotels und Restaurants ausgegeben hätte. Die Grundstückspreise in diesem Stadtteil stiegen zweifellos

weiter, und alles sprach dafür, daß seine Kapitalanlage in zwanzig Jahren einen schönen Gewinn abwerfen würde. Das veranlaßte mich, George zu fragen, weshalb er selbst sich eine Eigentumswohnung in Mayfair – der teuersten Wohngegend Londons – gekauft habe, anstatt das gleiche zu tun.

»Ach«, erwiderte George, »weil ich der Sohn armer Eltern bin. Ich will die Freuden genießen, die man für Geld kaufen kann. Ich will jeden Abend nach Hause gehen und unter den reichsten Männern Englands schlafen. Ich brauche diese Bestätigung.« Er lachte.

»Das stimmt ja gar nicht«, sagte Tessa. »Es ist meine Schuld. Wir wohnen in Mayfair, weil ich nicht nach Pimlico ziehen wollte.« Nun lachten wir alle. Offensichtlich enthielten beide Erklärungen etwas Richtiges. Aber die Wahrheit hinter den vorgeschobenen Gründen war, daß das kinderlose Paar niemanden hatte, für den sich's lohnte, Kapital anzulegen. Während des Schweigens, das folgte, wünschte ich, ich hätte nicht nach Immobilien gefragt.

In der Nähe unseres Ziels fanden wir keine Parklücke, wir blieben aber bei George, bis dieser ein oder zwei Ecken weiter den Rolls parken konnte. Es war eine kalte Nacht, und die Straßenlaternen tauchten die leeren Straßen in ein grimmiges Blau, das sie noch kälter erscheinen ließ. Das wechselte abrupt, als wir das Haus betraten. Die erhitzten Anstrengungen der Gäste, die hellen Lichter, die überfüllten Räume, die Wärme der Körper und der Lärm und die Aufregung waren elektrisierend. Die Vorstellung eines Drinks auch.

Es war eine große Party. Wohl an die hundert Leute ließen sich durch das Haus treiben, mit lauten, selbstbewußten Stimmen, lachend und schwatzend, zwischendurch auch ihre Drinks kippend. In dem größten Raum tanzten ungefähr ein Dutzend Leute zur Musik einer kleinen Band, und dort stand auch ein Büffet mit Schalentieren, geräuchertem Lachs und tranchiertem Rindfleisch, das von Kellnern in weißen Jacken

ständig neu aufgefüllt wurde. »So also lebt die andere Hälfte«, sagte Gloria, während wir unterwegs waren, der jungen und zauberhaften Gastgeberin unsere Aufwartung zu machen, die wir vor dem Kamin stehen sahen, im Gespräch mit einem gutgekleideten bärtigen Mann, der, wie sich herausstellte, der Büffetlieferant war.

Gloria hatte recht. Fürst Joppis Welt war ganz verschieden von unserer verschwiegenen Welt, wo aus unterschiedlichen Gründen mit wachsamer Vorsicht getrunken und geplaudert wurde. Auch war dies nicht die gewöhnliche Welt von Angebot und Nachfrage. Es war eine Welt des Überflusses. Hier war man umgeben von Übermenschen: über-ängstlich, über-gewichtig, über-heblich, über-gebildet, über-bewertet, über-ziehend und über-produzierend. Sie aßen und tranken und feierten lärmend das Glück, das sie hatten. Kein Gedanke an morgen. Es würde immer Leute geben wie mich und Fiona und Bartholomew H. Johnson, die sich darum kümmerten.

Die Fürstin hieß, als sie George und Tessa erblickte, die beiden mit einem Lächeln willkommen. Sie war klein und zierlich, mit dunklem Haar in jenem Zustand rattenschwänziger Wuscheligkeit, dessen Herstellung die teuersten Friseure stundenlang beschäftigt. Ihr Make-up, insbesondere die grünen, blauen und schwarzen Augenschatten, war theatralisch. Am auffälligsten war jedoch ihre tiefe Sonnenbräune. Deutschland ist ein berüchtigt sonnenloses Land, und es gibt einen Typus des Deutschen, für den dunkle, sonnengebräunte Haut ein unverzichtbares Statussymbol ist, egal, was die Gesundheitsbehörden warnend dagegen verlauten lassen.

Die Musik hörte auf. Die Tänzer warteten auf den nächsten Einsatz, aber die Musiker legten ihre Instrumente hin und begaben sich zum Büffet. »Tessa, Darling«, sagte die Fürstin, als wir zu ihr vorgedrungen waren. Sie umarmten einander in der flüchtigen Weise, die sich Frauen empfiehlt, wenn sie Make-up und Schmuck tragen und an ihre Frisuren denken

müssen. »Versprich mir, daß du George nie wieder erlauben wirst, mir meinen Mann wegzunehmen.«

»Was haben sie denn bloß miteinander getrieben?« sagte Tessa, ein Lachen in der Stimme, als erwartete sie eine zugleich schockierende und unterhaltende Antwort.

»Diese ekelhafte Tauchschule. Joppi kann von nichts anderem mehr reden, seitdem sie da waren.«

»Aber das ist doch schon eine Ewigkeit her«, sagte Tessa. »Das war in Cannes.«

»Ich weiß. Ich dachte, es würde damit gehen wie mit der Ölmalerei und den Computern: ein oder zwei Wochen später vergessen, aber Joppi ist noch immer vollkommen verrückt aufs Tauchen ... Er hat die komplette Ausrüstung dafür gekauft, Sauerstoffflaschen und ... was weiß ich ... sogar Bücher darüber. Er will, daß ich auch mitmache, aber ich kann nicht schwimmen.«

»Ach Ita, du Ärmste«, sagte Tessa, ohne eine Spur von wahren Geföhl.

Zur Unterstreichung ihrer bedauernswerten Lage fächelte sich nun die Fürstin Luft zu, so maniert, wie es Schulmädchen tun. »George«, sagte sie. »Mach was, damit Joppi aus dem Billardzimmer herauskommt.« Zu Tessa gewandt fuhr sie in gereiztem Ton fort: »Das ist bei allen Partys dasselbe. Joppi versteckt sich da und überläßt mir die ganze Arbeit.«

Tessa sagte: »Du weißt nicht, was du für Glück hast, Ita. George hilft mir, und das ist viel, viel schlimmer.« George lächelte und sagte dann: »Ich möchte dir Gloria und Bernard, meinen Schwager, vorstellen.«

»Sind Sie wirklich Tessas Bruder?«

»Nein, ich bin mit ihrer Schwester verheiratet.«

»Und Sie sind Gloria«, sagte die Fürstin eine Spur herablassend und lächelte, um die Befriedigung zu zeigen, mit der Frauen entdecken, was illegitime Verhältnisse sein

könnten. Nach ein paar weiteren Scherzen nahm Tessa Gloria unter ihre Fittiche, und die beiden verschwanden nach oben, während George mich mit ins Billardzimmer nahm, um mich unserem Gastgeber vorzustellen. Nach Georges Schilderung hatte ich einen fetten, alten Mann erwartet, einen von jenen bierbäuchigen Wurstschlingern, die man zur Melodie von »In München steht ein Hofbräuhaus – oans, zwoa, gsuffa« schunkeln sieht. Aber der Fürst erwies sich als hochgewachsener, dünner, gewandter Mann von ungefähr fünfunddreißig Jahren. Ein kosmopolitischer »tough guy«, ein hartgesottener Bursche, der Englisch ohne Spur eines deutschen Akzents sprach. Sonnengebräunt wie seine Frau, hatte er unnatürlich schwarzes Haar, das glänzend und glatt über den Schädel gekämmt war. Sein Smoking war konservativ geschnitten von einem augenscheinlich teuren Schneider. Wie George und viele der anderen Gäste trug er ihn mit größter Selbstverständlichkeit, die bewies, daß er sich in dieser Kostümierung nicht nur ausnahmsweise zeigte. Er stand beim Markor und studierte die Lage der Stoßkugel, ein Glas Wein in der Hand. Er blickte auf, als wir hereinkamen. »George!« sagte er mit anscheinend wahrer Freude.

»Ganz allein?« fragte George. »Würdest du vielleicht lieber ...«

»Nein, George. Ich habe auf dein Kommen gehofft.« Er klemmte mit mehr als dem nötigen Nachdruck sein Queue in den Ständer. Wie ein gutausgebildeter Soldat sein Gewehr irgendwo in Reichweite abstellen mag.

George sagte: »Dies ist Bernard, ein sehr guter Freund, obwohl er mein Schwager ist.«

»Schwager und Freund zugleich!« sagte er, komisches Erstaunen heuchelnd. »Wenn das nicht von euer beider Anstand und Großmut zeugt!«

Während der Begrüßung verdichtete sich bei mir das unbestimmte Gefühl, daß ich unseren Gastgeber schon

irgendwo gesehen hatte. Tatsächlich berichtete über die Aktivitäten dieses »Playboy-Fürsten« die deutsche Regenbogenpresse, wie mir dann plötzlich einfiel.

George sagte: »Piekfeine Leute hier heute abend, Joppi.«

»Nicht viele wahre Freunde. Die meisten sind Leute, denen wir nach Meinung meiner Frau irgendwelche Gefälligkeiten oder Gastfreundschaft schuldig sind«, sagte Joppi, als litte seine Frau an einem seltsamen und beunruhigenden Wahn; einem Leiden, von dem er sie erlöst zu sehen hoffte.

»Ita erzählte mir, daß du inzwischen ein perfekter Taucher geworden bist, Joppi«, sagte George.

»Ja, das nächste Mal wirst du merken, daß ich sogar noch besser bin als du«, sagte Joppi. »Auf Fitneß kommt es dabei an, George. Und Training.« Solche sauer verdienten Errungenschaften herunterzuspielen, kann man von einem Deutschen nicht gut verlangen. »Wir waren über Weihnachten im Strandhaus meines Bruders bei Rio, und das Wasser war einfach fabelhaft. Und jetzt bin ich gut, verdammt gut.«

»Du Glückspilz«, sagte George.

»Ihr seid Gäste und habt nichts zu trinken«, sagte der Fürst. »Da müssen wir sofort Abhilfe schaffen.« Er strich sein vollkommen glattes Jackett glatt und ging auf die Tür zu, als ahnte er, daß seine Frau George gebeten hatte, ihn aus dem Billardzimmer herauszuholen.

Er schnippte nach deutscher Art mit den Fingern nach dem nächststehenden Kellner und zauberte Getränke für uns herbei. Ehe ich aber eins in die Hand bekam, hatte schon Tessa – mit strahlenden Augen lächelnd – meinen Arm ergriffen. »Erst mußt du tanzen, Bernard, ich bestehe darauf.« Ich hatte schon seit so langer Zeit nicht mehr getanzt, daß ich mich anfänglich ganz darauf konzentrieren mußte, ihr nicht auf die Füße zu treten. Aber bald kam ich gut genug zurecht, auch ein bißchen Unterhaltung zu versuchen. »Wann kann ich vorbeikommen und den Pelzmantel abholen?«

»Joppi ist ein prima Tänzer, findest du nicht?« sagte Tessa, als hätte sie mich nicht verstanden.

Ich drehte den Kopf und sah unseren Gastgeber, der Gloria fest umarmt hielt. »Ja«, bestätigte ich.

»Ich wußte, daß er sich für Gloria interessieren würde. Sie ist genau sein Typ.«

»Aber wird Gloria ihn interessant finden?« fragte ich. »Darauf kommt's doch nicht sonderlich an«, sagte Tessa. »Er wird sie interessant finden, und das findet jede Frau anziehend.« Ich widersprach nicht. Vermutlich hatte sie recht. Ich hatte Frauen nie verstanden und die Hoffnung aufgegeben, es jemals zu können. Und überhaupt war es sinnlos, sich mit Tessa zu streiten. Sie führte ihr Leben, wie es ihr gefiel, und machte niemandem Zugeständnisse, nicht einmal ihrem Mann.

»Er ist so«, sagte Tessa. Ihr Ton war ein wenig spaßend. Sie wollte provozieren und machte kein Geheimnis daraus. »Er hat einen ziemlichen Ruf bei den Damen. Er wird versuchen, sie zu verführen, du wirst schon sehen.«

»Woher weißt du das?«

»Du Dummkopf.«

Ich schwenkte sie scharf herum, um dem Zusammenstoß mit einem anderen Paar auszuweichen, und sagte: »Wann war das?«

»Ich und Joppi? Er wollte, daß ich George verlasse, aber das war nur sein Machismo. Ein paar Monate später hätte er mich hängenlassen. Ich wußte das.«

»Weiß George davon?«

»Es gibt nichts zu wissen, Schatz.« Wir tanzten eine Weile, ohne zu reden, und dann sagte Tessa: »Gloria macht sich schreckliche Sorgen um dich.«

»Gloria macht sich Sorgen?«

»Du siehst nicht besonders gut aus in letzter Zeit, Bernard. Das haben dir doch bestimmt schon andere gesagt.«

»Haben sie nicht.«

»Spiel dich nicht auf. Du siehst sogar verdammt elend aus, wenn du die Wahrheit wissen willst. Gloria findet, du solltest mal zum Arzt gehen, und ich bin ihrer Meinung.«

»Zum Arzt gehen? Und woran soll ich leiden?«

»Überanstrengung hat manchmal komische Folgen, Bernard. Wahrscheinlich bist du überarbeitet ... Ich weiß nicht. Aber du bist in letzter Zeit dauernd so reizbar und mißtrauisch. Und abgesehen davon sieht man dir an, daß du nicht ganz auf der Höhe bist.«

»Bin ich aber hundertprozentig«, sagte ich.

»Mein Arzt in der Harley Street ist wirklich fabelhaft. Geh doch mal hin und laß dich durchchecken. Tu's einfach mir zu Gefallen.«

»Ich glaube beinahe, du meinst das ernst.«

»Aber natürlich. Und ich habe Gloria versprochen, mit dir zu reden.«

»Ich werde es mir mal überlegen.«

»Nein. Sag, daß du hingehen wirst. Ich besorge dir einen Termin.«

»Ich habe gesagt, ich werde es mir überlegen.«

»Ich rufe dich nächste Woche an. Ich werde dir keine Ruhe lassen, bis du gehst.«

»Um Himmels willen, Tessa.« Dann fiel mir ein, daß ich unangebracht grob zu ihr war, und küßte sie auf die Wange. Ich sagte ihr nicht, daß selbst eine Routineuntersuchung dem Department gemeldet werden mußte. Ich wollte da aber keine Fragen nach meiner Gesundheit hören. Daraus konnten sich alle möglichen Komplikationen ergeben. Sie suchten doch nur nach einem Vorwand, mich aufs Abstellgleis zu schieben. Ich sah Joppi wieder. Er war ein geschickter Tänzer, und Gloria genoß sichtlich jeden Augenblick. Nichts schien ihr ferner zu liegen als der Gedanke, daß der Fürst gut täte, einen Arzt aufzusuchen. Wie ich die beiden da miteinander über das Parkett gleiten sah, bereute ich, mich nicht mehr angestrengt zu

haben bei Frau Brand in der Tanzschule an der Uhlandstraße, als ich zwölf Jahre alt war. »Und er ist ein Freund von George?« sagte ich.

»Freund? George kann ihn nicht ausstehen. George verabscheut Deutsche. Das weißt du doch, Bernard. Er hat die ihm angebotene Mercedesvertretung abgelehnt. Er verkauft nicht mal deutsche Gebrauchtwagen.«

»Warum kommt ihr also her?«

»Ita ist eine meiner besten Freundinnen. So ein süßes Mädchen. Wir gehen zusammen einkaufen. Und wenn ich eins von diesen Wohltätigkeitsdinnern veranstalten muß, was meinst du wohl, wie viele von den Damen darauf brennen, eine echte Fürstin kennenzulernen?«

»Ich wüßte gern, wann ich diesen Pelzmantel abholen kann«, sagte ich, denn die Hoffnung, das Thema irgendwie hintenherum aufs Tapet bringen zu können, hatte ich inzwischen aufgegeben.

»George hat sie zuerst kennengelernt«, sagte Tessa. »Er hat Joppi bei der Messe getroffen. George geht immer zur Messe, weißt du. Hättest du aber nicht gedacht, daß sie sich da getroffen haben, oder?«

»Nein, das hätte ich nie geraten.« Ich sah Joppi mit Gloria lachen und sie während des Tanzens an sich drücken und sagte: »Vielleicht habt ihr Lust, uns mal da draußen im Grünen zu besuchen, zum Abendessen vielleicht ...?«

»Aber durchaus, mein süßer Bernard, wir kommen gerne. Aber bitte sag nicht, ich soll diesen Scheißmantel mitbringen, denn die Antwort ist nein.«

»Es ist nur, weil ...«

»Deine Gloria ist ein nettes Mädchen. Ich kenne sie nicht sehr gut, aber soweit ich sie kenne, gefällt sie mir. Und ich mag, wie sie sich Sorgen macht um dich: Du bist ein Glückspilz. Aber ich denke nicht daran, dir Fionas Pelzmantel auszuhändigen, damit du ihn an sie verschenken kannst. Das

kommt überhaupt nicht in Frage, Bernard. Es ist nicht richtig, und ich bin erstaunt, daß du das nicht siehst.«

»Kommt trotzdem zum Essen«, sagte ich.

»Es ist fast Sommer«, sagte Tessa.

»Ja«, sagte ich, als die Musik aufhörte.

»Sieh dir das an«, sagte Tessa, und ihr amüsiertes Ton verhehlte nicht das boshafte Vergnügen, das ihr die Betrachtung der Welt bereitete. »Er macht ihr vermutlich schon in diesem Augenblick Anträge. Er wird sie zum Wochenende nach Rom einladen oder in das Penthouse, das sie in New York haben. Es muß sehr verführerisch sein.«

Es hatte keinen Zweck, sich darüber zu ärgern. Keiner war vor Tessas Schadenfreude gefeit. »Es wird allmählich spät«, sagte ich. »Morgen muß ich früh raus.«

Großzügig bestand George darauf, ihn auf einen Schlaftrunk in seine Wohnung nach Mayfair zu begleiten. Und dann ließen wir die Damen miteinander plaudern, und er fuhr mich zurück, um unseren Wagen bei Dickys Haus abzuholen. »Das Haus von diesem Joppi«, sagte George plötzlich, »durch und durch faul!«

»Wirklich?« sagte ich.

»Ich bin nach oben ins Badezimmer gegangen. Mein Gott! Die Holzverkleidung solltest du sehen. Und die Fäule steckt schon in den Wänden ... und im Putz. Ist dir das nicht aufgefallen?«

»Nein«, sagte ich.

»Das wird er nur los, wenn er alles rausreißt, nur die nackten Mauern stehen läßt.«

»Hast du ihm das gesagt?«

»Und warum sollte ich als Überbringer dieser Unglücksbotschaft auftreten? Nein. Der arme Kerl. Ich hab's nicht über mich gebracht, ihm den Abend zu verderben.«

»Aber hat er den Zustand des Baus nicht prüfen lassen?«

»Der hat sich blindlings auf diesen geschniegelten

Architekten verlassen – alles Chromstahl und Zimmerpflanzen –, ich kann diese Brüder nicht ausstehen.«

»Und keine Aussicht auf Entschädigung?«

»Klage gegen die Baufirma, meinst du? Keine Chance. Das sind gerissene Halunken. Die gründen für jeden Job eine neue Gesellschaft, und die lassen sie platzen, sobald sie ihr Geld haben. So arbeiten diese Leute.«

»Armer Fürst Joppi«, sagte ich.

»Ja, armer Teufel«, sagte George. Hätte mir Tessa nicht Georges wahre Gefühle verraten, hätte ich ihm sein Mitleid vielleicht geglaubt. Er war ein aufmerksamer und rücksichtsvoller Fahrer. Als ihn ein junger Bursche in einem zerbeulten Ford mit heulendem Motor auf der falschen Seite überholte und, weil er ihm zu sehr auf Sicherheit bedacht fuhr, tadelnd anhupte, lenkte George nur zur Seite und machte ihm Platz. »Blöder Hund«, sagte ich zornig.

»Vielleicht hat er einen schlechten Tag gehabt«, sagte George milde. Manchmal fragte ich mich, ob seine bemerkenswerte Toleranz auf seiner Frömmigkeit gründete. Wenn ja, war sie ein überzeugendes Argument für den römischen Katholizismus. »Du bist doch ein Mann von Welt«, sagte George unvermittelt. Ich wollte gerade eine frivole Antwort geben, als mir klar wurde, daß George irgendwas auf dem Herzen hatte. Also grunzte ich nur und sagte, daß ich das gerne glauben wolle. »Irgendwelche Erfahrungen mit Rauschgiftsucht? Kokain, Heroin, solchem Zeug?«

»Ich bin kein Experte.«

»Es gibt da einen Typ, der sich viel bei Tessa rumtreibt ... Neulich abends hat sie von Drogen geredet und gesagt, es würde eine Menge Unsinn darüber geredet, und zweifellos stimmt das ja.« George verstummte. Ich sagte: »Bitte, George, sag mir, ob ich dich richtig verstehe. Glaubst du, daß dieser Typ ihr Drogen verkauft?«

»Ja, Bernard. Jedenfalls kommt's mir so vor«, sagte er

vorsichtig.

»Gib mir Namen und Adresse.«

»Ich will nicht überreagieren«, sagte George. »Damit könnte genau das bewirkt werden, was ich unbedingt vermeiden will.«

»Eine Überprüfung kann nicht schaden«, sagte ich. »Ich kenne gute Leute, die dir innerhalb von ein paar Tagen gewisse Fragen beantworten können.«

»Er nennt sich Bill Turton, aber darauf würde ich nicht allzuviel geben. Er ist ein wohlhabend aussehender Amerikaner. Nicht jung.« Nachdem er so begonnen hatte, mir sein Herz auszuschütten, hielt er inne und dachte einen Augenblick nach. »Es würde nicht leicht sein, Bernard. Er ist einer von diesen Leuten ohne feste Adresse: Hotels, Clubs, Mietwohnungen, von einem Land zum anderen. Hält sich nirgends lange auf.«

»Ist es das, was Tessa dir erzählt?«

»Sie hat ihn vor kurzem auf einen Drink in die Wohnung eingeladen. Er hat mir überhaupt nicht gefallen. Ich fand ihn zwar auch charmant und freundlich und all das, aber ich hatte einen instinktiven Widerwillen gegen ihn.«

»Vielleicht machst du dir unnötig Sorgen.«

»Er war bei den Joppis heute abend.«

»Was?« Das überraschte mich, und ich wünschte, George hätte mir von ihm erzählt, als noch Gelegenheit für mich bestand, mir den Typ mal anzusehen.

»Bei den Joppis ist immer haufenweise von dem Dreck zu haben. Warst du oben?«

»Oben? Nein.«

»In einem der Zimmer da ... So was gilt als todschick und sophisticated, weißt du.«

»Mir ist aufgefallen, daß da eine Stimmung ... eine Art Hysterie zu spüren war.«

»Hysterie. Genau. Ich kann einfach nicht verstehen, wie Leute sich freiwillig das Blut mit Chemikalien vergiften. Weißt

du, daß Tessa keine konservierten Nahrungsmittel ißt wegen der chemischen Zusätze? Und doch ...«

»Das tut mir leid, George.«

»Deshalb wollte sie unbedingt dahin. Hast du nicht gemerkt, wie animiert sie plötzlich war?«

»Eigentlich nicht mehr als gewöhnlich. Sie ist doch immer ziemlich aufgekratzt, das weißt du doch, George.«

»Ein großer Bursche, graues welliges Haar und Brille.«

»Da haben einige so ausgesehen«, sagte ich.

»Dieser Bursche hat einen kleinen Kinnbart und keinen Schnurrbart. Merkwürdig aussehender Kunde.«

»Ich habe ihn nicht gesehen«, sagte ich wahrheitsgetreu. Die Beschreibung traf auf Mr. Bart Johnson zu, aber Bart Johnson war tot.

13

Als ich am Morgen nach der Party beim Fürsten Joppi die South Audley Street entlangging, begegnete mir Rolf Mauser. Rolf mochte ungefähr siebzig sein. Während des Krieges war er Hauptmann bei der Artillerie gewesen, und er brachte einem gern in Erinnerung, daß er damals mit dem Ritterkreuz ausgezeichnet worden war. Er war ein skrupelloser alter Gauner, aber sehr angenehm im Umgang, und als er noch für meinen Vater arbeitete und – später – als Barkeeper in Lisls Hotel, steckte ich oft mit ihm zusammen. Rolf Mauser war es, der mir beibrachte, Schlösser mit dem Dietrich zu öffnen, und mir zeigte, wie man eine Karte versteckt, während man das Spiel mischt. Als Kind hatte ich ihn geradezu verehrt, und, obwohl ich längst gelernt hatte, ihn zu sehen, wie er war, habe ich doch einen Rest dieser kindlichen Ehrfurcht nie ganz abschütteln können. Obgleich ich nun Rolf als einen etwas angegrauten Spaßvogel zu schätzen wußte, blieb da immer noch etwas Grausames und Furchteinflößendes.

Ich staunte nicht schlecht, ihn hier in London zu treffen, denn ich hatte gehört, daß er sich in Ostberlin zur Ruhe gesetzt habe. »Du siehst gut aus, Rolf. Was machst du denn in London?« Er war ein großer Kerl und trug einen dieser schweren braunen Ledermäntel mit vielen Riemen und Knöpfen. In diesen war er so hineingepreßt, daß man fürchtete, er würde ihn jeden Moment sprengen. Gestützt wurde dieser Eindruck einer bevorstehenden Detonation noch von Rolfs geröteten Wangen und Nase.

»Bernd! Hallo! Na so was! Ich besuche hier Verwandte. Ein Cousin von mir wohnt in Luton.«

»Wo lebst du eigentlich jetzt?« fragte ich.

Er neigte den Kopf und berührte seinen grünen Lodenhut, als wolle er dessen zu engen Sitz lockern, doch konnte man die Gebärde auch als Bitte um Nachsicht verstehen. »Ich bin

immer noch im Osten. In meinem Alter, Bernd, sucht man Ruhe und Frieden. Und außerdem ist es da billig.«

»Immer noch in derselben Wohnung?« Er hatte mich einmal dort beherbergt. Seine Wohnung war groß und behaglich, aber etwas verwahrlost, Rolf selbst ziemlich ähnlich. »Prenzlauer Berg, ja. Fünfundfünfzig Mark im Monat! Ich zahle heute da noch die gleiche Miete wie vor fünfundzwanzig Jahren. Wo gibt es das im Westen?«

»Nirgends.«

Er senkte seine buschigen Augenbrauen und setzte rechtfertigend hinzu: »Natürlich gibt es manchmal Engpässe. Aber die Grundnahrungsmittel – Brot, Milch, Fleisch und Eier – sind billig. Ebenso die Restaurants, öffentlichen Verkehrsmittel, Theater und Konzerte. Ich habe es sehr gut im Osten, Bernd. Mir fehlt nichts.« Es hörte sich an, als hätte er die kleine Rede auswendig gelernt.

»Und ein bißchen Geld reicht lange da drüben«, sagte ich. Sein Gesicht erstarrte. Mauser hatte für das Department gearbeitet und erhielt wahrscheinlich eine kleine Pension über Schneider, von Schild und Weber, der Westberliner Bank, die solche delikatsten Transaktionen für das Department abzuwickeln pflegte. Altersrenten sind im Gegensatz zu den meisten anderen Sozialleistungen in der DDR nicht gerade üppig. Nur ein überzeugter Zyniker wie Rolf konnte, selbst mir gegenüber, so rühmend von den Errungenschaften des Regimes sprechen, dessen Herrschaftsgebiet er zu seinem Ruhesitz gewählt hatte – mit den Einkünften aus einer Pension, die er damit verdient hatte, dasselbe stürzen zu wollen. »Eben, das habe ich doch gerade gesagt, nicht?«

»Jedenfalls ist's schön, dich mal wiederzusehen, Rolf.«

»Na schön, manchmal muß ich nach Gemüse und Fleisch anstehen. Mir macht das nichts aus. Zeit habe ich genug. Und wenn ich vom Einkaufen nach Hause gehe, brauche ich keine Angst zu haben, überfallen oder ausgeraubt zu werden.«

»Du hast es gut. Wohin wolltest du?«

»Ja, ich habe es gut«, bestätigte er, als traute er der Aufrichtigkeit meiner Erklärung nicht ganz. »Mit den jungen Leuten springen sie ja ganz schön um, aber alte Burschen wie ich können kommen und gehen, wie sie wollen. Ich brauche nicht über die Mauer zu klettern, Bernd.« Er grinste.

Wenn ich auch nur die geringste Ahnung von Rolf Mauser hatte – und ich glaubte, ihn ganz gut zu kennen –, war er nicht der Mann, sich jemals zu den Überzeugungen eines sozialistischen Regimes zu bekehren. Er war ein rebellischer Einzelgänger. Die Kommunisten haben wie die Nazis – und natürlich die Kirchen – Konvertiten zu ihrer Sache immer willkommen geheißen. Aber es fiel schwer, sich vorzustellen, daß Mauser sich »sozialistisches Staatsbewußtsein« aneignete, jene blinde Begeisterung für das Regime, die die DDR von ihren Bürgern erwartete. Mauser war Pragmatiker und ein egozentrischer obendrein. Vor langer Zeit hatte ich einmal meinen Vater sagen hören, Rolf Mauser sei genau der Typ des arroganten, streitsüchtigen Deutschen, der das Volk bei der ganzen zivilisierten Menschheit in Verruf gebracht hat. Ruhig hatte meine Mutter ihn gefragt, weshalb er diesen Mann dann noch weiter beschäftigte? Weil er Sachen zustande bringt, die andere nicht mal zu unternehmen wagen, erwiderte mein Vater.

»Wollen wir irgendwo eine Tasse Kaffee zusammen trinken?« schlug ich vor.

Ich vermutete, daß er knapp bei Kasse war – jedenfalls in harter Währung –, da gehören dann die gelegentlichen Tassen Kaffee zum ersten, worauf die Armen verzichten. »Gern, Bernd. Das ist das einzige, was ich nicht zu einem vernünftigen Preis kriege. Glücklicherweise schickt mir mein Sohn jeden Monat ein Paket. Ohne eine anständige Tasse Kaffee morgens kann ich nicht leben.«

In der Nähe gab es ein elegantes, kleines Kaffeehaus, und dorthin gingen wir eilenden Schritts. Unterwegs klagte Rolf

ausführlich über das Wetter. »Es geht mir richtig in die Knochen«, sagte er, als wir uns setzten. Es war natürlich die Feuchtigkeit. Rolf meinte wie die meisten Berliner, daß das geringfügig wärmere englische Klima ihn nicht entschädige für den durchdringenden kalten Dunst, den die meisten Einheimischen nicht einmal bemerken.

Das Kaffeehaus war ein altmodisches Lokal, das ich gut kannte. Hierher ging ich mit Fiona Kaffee trinken, als wir noch in einem Büro in der Nähe arbeiteten. Das war vor unserer Hochzeit. Noch bevor wir einen Tisch gefunden hatten, bestellte ich eine große Kanne Kaffee. Das war die beste Methode, den Leuten hier Dampf zu machen.

»Wie geht es Axel? Ich hab' ihn schon lange nicht mehr gesehen.« Mausers Sohn und ich waren Schulkameraden. Eine Zeitlang waren wir sogar eng befreundet gewesen. »Sie wohnen in einem hübschen Haus in Hermsdorf, aber die Ehe geht nicht allzu gut. Seit dem Tag, an dem sie diesen wunderbaren Job gekriegt hat und anfang, eine Menge Geld zu verdienen, hat seine Frau sich zu einem richtigen Ekel entwickelt.« Er zuckte die Achseln und streckte die Hand nach einer Apfeltasche aus.

»Das tut mir aber leid.«

»Arbeit, Arbeit, Arbeit. An nichts anderes kann sie mehr denken. Eine richtige Karriere-Frau«, sagte er verächtlich. »Aber Axel läßt nichts auf sie kommen. Ich kann nicht verstehen, was er an ihr findet. Er braucht eine richtige Frau.« Rofs Klagen über seine Schwiegertochter waren mir seit Jahren vertraut. Wenn man ihn reden hörte, würde man nicht annehmen, daß diese Ehe nun schon seit ein paar Dekaden hielt und daß die beiden einen heranwachsenden Sohn hatten. »Axel war einer von den intelligentesten bei uns in der Schule«, sagte ich. Rolf hatte sich immer was darauf eingebildet, daß sein Sohn unentwegt als Klassenerster glänzte. Insbesondere genoß er es, meinem Vater zu erzählen, daß Axel wieder mal bessere

Noten gekriegt hatte als ich.

Er riß die Verpackung von einem Zuckerwürfel. Alles, was er tat, tat er mit einer gewissen Wildheit, um nicht zu sagen Bösartigkeit. Begrüßungen, Verabschiedungen, selbst Danksagungen zeugten bei ihm von dieser ständigen Kampfbereitschaft. Ich fragte mich, ob er sich die Pose während des Krieges als junger Offizier angewöhnt hatte, um seine Autorität zu behaupten. Mit der Zeit mochte die Pose seine wahre Natur erstickt haben.

»Und jetzt arbeitet er als Angestellter im Polizeipräsidium. Ich weiß, da verschwendet er seine Begabung, aber auf mich hört er ja nicht.« Er warf den Zucker in seinen Kaffee.

»Vermutlich macht er sich Sorgen um seinen Sohn.«

»Seinen Sohn? Was für Sorgen soll er sich um den denn machen?«

»So habe ich das nicht gemeint«, sagte ich. »Ich wollte sagen, daß Axel sich vermutlich große Mühe gibt, die Ehe zu erhalten, damit sein Sohn Mutter und Vater und ein geordnetes Familienleben hat.«

»Unsinn!« sagte Rolf Mauser. Er kaute sein Gebäck, wobei sich sein Mund wie im Zorn bewegte.

»Axel liebt den Jungen«, sagte ich. »Ich weiß noch, wie er ihm dieses Rennrad zusammengebaut hat.«

»Ich weiß, ich weiß. Der Junge hat einen Unfall gehabt. Irgendein Idiot in einem Porsche. Der Junge hat sich ein Bein gebrochen. Der Fahrer ist einfach weitergefahren. Wahrscheinlich hatte er ein paar Gläser zuviel getrunken. Axel hat sich selbst die Schuld gegeben. Ist das nicht blöd?«

»Ich weiß nicht«, sagte ich. Tatsächlich hätten sich natürlich die meisten Väter gleichermaßen schuldig gefühlt. Nur Dickhäuter wie der alte Rolf sahen dazu keinen Anlaß. Ich vermute, es war der Krieg. Ich erinnere mich gewisser Geschichten, die Rolf von den letzten Tagen des Kampfes um Berlin erzählte. Hauptmann Mauser war mit einem fliegenden

Standgericht losgeschickt worden. Jeder, der sich nicht zufriedenstellend ausweisen konnte, wurde auf der Stelle standrechtlich erschossen. Die Leichen wurden dann aufgehängt mit Schildern, auf denen stand: »Ich bin von meinem Posten desertiert.« Axel hatte gesagt, er könne sich nicht vorstellen, daß sein Vater zu so etwas fähig gewesen wäre, aber ich sah Rolf in anderem Licht. Ich wußte, daß Rolf ein kaltblütiger Killer sein konnte, wenn er es für nötig hielt. Vielleicht fand zwischen uns eine Gedankenübertragung statt, wenn ja, erreichten ihn meine verzerrt, denn er sagte: »Wenn Axel beim Militär gedient hätte, hätte er wahrscheinlich einen besseren Sinn für Proportionen entwickelt.«

»Ist es das, was du beim Militär gelernt hast, Rolf?« Er runzelte die Stirn, und seine Augenbrauen sträubten sich, so daß er grimmig dreinsah. Ich erinnerte mich, als Kind vor solchen Grimassen Angst gehabt zu haben. »Träumst du manchmal, Bernd?«

»Reich zu sein oder ein Filmstar?« Ich wußte natürlich, was er meinte, aber ich konnte der Versuchung nicht widerstehen, mich über ihn lustig zu machen. Die Wahrheit zu sagen, ich wollte seine Träume nicht hören; ich wollte niemandes Träume hören. Ich hatte an meinen genug.

»Ich schlafe nicht gut in letzter Zeit. Ich bin zum Arzt gegangen. Der sagte, das sei altersbedingt. Blöder kleiner Trottel.« Er beugte sich vor. »Ich träume immer über meine Zeit beim Militär, Bernd. Ich erinnere mich an Sachen, an die ich seit Jahren nicht gedacht habe. Und in allen Einzelheiten. Ich erhielt das Kommando über eine Artilleriebatterie mit Eigenantrieb, als das Bataillon hinter der Front lag. Mein Batteriekommandeur erkrankte an irgendeinem Fieber, ich wußte nicht, daß man Fieber kriegen konnte mitten in einem russischen Winter, aber in Rußland habe ich eine Menge dazugelernt. Es war Weihnachten, und wir regenerierten uns in Krasnograd. Hast du je von Krasnograd gehört?«

»Kann mich nicht erinnern«, sagte ich.

»Ein gottverlassenes Nest am Arsch der Welt. Aber Bäume gab es da, eine Menge Bäume, wenn man bedachte, daß die Gegend schon seit einer Weile umkämpft war. Die Leute mochten die Bäume, erinnerten sie an die Heimat. Dicker Schnee und Wald: Mit ein wenig Vorstellungskraft sah es wirklich so aus wie daheim. Die Bauern waren natürlich dageblieben, sie blieben immer da. Russische Bauern würden lieber sterben als ihr Dorf verlassen, so waren sie alle. Ich konnte das nicht verstehen. Dann, als ich gerade bei meiner täglichen Erbsensuppe saß – dieser pulvrigen Pampe, aber der Koch hatte irgendwo ein paar steinalte Kartoffeln dazu aufgetrieben –, kommt der Fernmeldeleutnant aus dem Hauptquartier und sagt mir, daß ich die Batterie übernehmen solle. Mann! Hat mir da plötzlich diese Suppe geschmeckt!«

Er lehnte sich zurück mit einem halben Lächeln, das aber nicht mir galt. Er sah mich in diesem Augenblick nicht einmal an. Rolf Mauser war an einem fernen Ort, in einer fernen Zeit, in Rußland, in seinem Krieg. Er rieb sich das Gesicht. »Das Kommando für sechs schwere 15-cm-Haubitzen auf Panzer-Fahrgestellen zu übernehmen war schon ein Einschnitt im Leben eines jungen Mannes. Ich habe es sehr ernst genommen. Ich sprach mit jedem Offizier, jedem Mann unter meinem Kommando: zwei Offiziere, neunundzwanzig Unteroffiziere, zweiundneunzig Schützen. Die meisten waren grüne Jungens von der Schulbank, vor kurzem angekommener Nachschub. In meinem Traum neulich war mir jeder Name, jedes Gesicht wieder gegenwärtig. Ich wußte sogar wieder genau, für welche Geräte und Ausrüstungsgegenstände ich da plötzlich die Verantwortung übernehmen mußte.« Er sah mich an und wollte, daß ich sähe, wie wichtig ihm das alles war. »Selbst der Geschmack dieser verdammten Erbsensuppe war wieder im Mund.«

»Und als du aufgewacht bist?«

»Hatte ich noch immer alles parat. Achtundzwanzig LKWs, zwei Motorräder, sechzehn leichte Maschinengewehre, zwanzig Maschinenpistolen, achtundvierzig Handfeuerwaffen und achtundsiebzig Karabiner. Selbst die Namen und Dienstgrade. Jedes einzelne ihrer blöden Gesichter.«

Für einen Augenblick dachte ich, nun würde er mir ihre Namen und Feldpostnummern herbeten und mir Einzelheiten über den Zustand der verschiedenen Waffen und Ausrüstungsgegenstände anvertrauen. Vielleicht war mir die Bestürzung am Gesicht anzusehen, denn er sagte: »Glaube mir. Ich sehe diese Männer jetzt noch vor mir. Jedes Gesicht, jedes Wort, das sie gesagt haben. Die meisten haben wir tief unter Eis und Schnee zurückgelassen. Im Sommer hatte ich nur noch ein halbes Dutzend von diesen Leuten.«

Zum allerersten Mal wurde mir bewußt, daß Rolf Mauser sein Leben lang Träumen von militärischem Ruhm nachgegangen hatte. Ein absurder Ehrgeiz vielleicht, aber nicht absurder als die Träume der meisten Männer. Und wenn man der Statistik glauben darf, enden sie nicht weniger als andere in einer glücklichen Ehe und einer liebenden Familie. »General Rolf Mauser«, das klang zwar irgendwie unwahrscheinlich, aber als sie ihm das »Lametta« verliehen haben, hat das seine Hoffnung auf Beförderung sicherlich bestärkt, wozu er jedenfalls die erforderliche Rücksichtslosigkeit hatte.

»Jeder träumt, Rolf«, sagte ich. »Mit dem Alter hat das nichts zu tun.«

»Was soll ich also machen?«

»Geh zu einem anderen Arzt.«

Er setzte ein humorloses Lächeln auf, ehe er wieder seine ganze Aufmerksamkeit dem Kaffee und dem Rest seines Gebäcks zuwandte.

Für kurze Zeit schwiegen wir beide. Dann sagte Mauser: »Der große Kleine ist tot«, während er den letzten Bissen seiner Apfeltasche hinunterschluckte.

»Habe ich schon gehört. Was hältst du davon?«

»Erzähl mir nicht, daß es Selbstmord war.«

»Ich weiß nichts darüber«, protestierte ich. »Kleindorf war nicht der Typ.« Mit der Zungenspitze entfernte er einen Krümel von einem Zahn. »Was war es also?«

»Er war Rauschgifthändler. Er hatte seine Finger in dem Aufbereitungsgeschäft, und er war der Kontakt zwischen Ost und West.«

»Wer sagt das?«

»Regelmäßige Lieferungen kommen über Schönefeld herein, werden im Westen aufbereitet, neu verpackt und nach Osten zurückexpediert. Beamte der DDR machen dabei ihren Schnitt. Das wird alles unter den Teppich gekehrt. Selbst die Westberliner Behörden lassen nichts davon verlauten.«

»Warum?«

»Nach offiziellen Angaben, weil die Beziehungen zwischen den beiden deutschen Staaten durch solche Skandale nicht belastet werden sollen.«

»Und was verlautet inoffiziell?«

Rolf ließ ein langsames Lächeln sich über sein großes, rundes Gesicht ausbreiten. »Daß Beamte auf beiden Seiten in die Sache verwickelt sind. Hohe Tiere.«

»Das klingt ein bißchen weit hergeholt«, sagte ich zweifelnd.

»Wirklich, Bernard! Wir kennen einander nun schon eine ganze Weile, stimmt's? Willst du wirklich allen Ernstes behaupten, daß du derartige Gerüchte oder Geschichten nie gehört hast?«

»Gerüchte schon.« Ich fragte mich, ob er Geschichten von der Sorte gehört hatte, die der Doppelagent Valeri bei Larry Bower anbrachte. »Nichtsdestoweniger ...«

»Kleindorf hatte eine Überdosis Heroin, daran ist er gestorben. Wußtest du das?«

»Ich dachte, es waren Schlaftabletten.«

»Ja, das wird erzählt.« Er nickte. »Hast du zufällig eine Zigarette, Bernd?«

Nachdem ich schon vor einer ganzen Weile mit dem Rauchen aufgehört hatte, nahm ich in letzter Zeit angebotene Zigaretten an. An diesem Vormittag war mein Widerstand vollkommen zusammengebrochen, und ich hatte mir ein Päckchen Zigarillos gekauft. Aber plötzlich beschloß ich, mich noch nicht geschlagen zu geben. Ich reichte ihm das noch ungeöffnete Päckchen und sagte: »Ist das nicht mehr nach deinem Geschmack?«

»Sehr freundlich, Bernd. Bist du sicher ...?«

»Ich habe das Rauchen aufgegeben.«

Er zündete sich sofort eine an und fuhr fort: »Aber die wahre Geschichte ist, daß Kleindorf starb, als er mit einem seiner jungen Tanzmädchen im Bett war, einer Frau mit starkem schlesischem Dialekt, die von der Szene verschwand, lange bevor die Polizei eintraf, und die man auch nirgends hat aufspüren können.«

»Was willst du damit andeuten?«

»Sie hat nur wenige Tage für ihn gearbeitet. Der Name und die Adresse, die sie seiner Sekretärin im Babylon nannte, waren falsch.« Er blies Rauch aus.

»Glaubst du, daß die Frau ihn ermordet hat?«

»Sie ist mit einem Amerikaner zusammen in Berlin angekommen. Die beiden sind auch zusammen abgeflogen: zwei Erste-Klasse-Tickets nach Rom. Man hat an Kleindorf keine Einstiche gefunden. Außer von der Nadel, die ihn getötet hat.« Er wartete, bis ich die Nachricht aufgenommen hatte, und fuhr dann fort: »Er hat niemals harte Drogen genommen. Er war ein Gesundheitsfanatiker. Joggte jeden Morgen, Tag für Tag.«

»Und der Autopsiebefund?«

»Keine Autopsie. Die Sterbeurkunde sagt, eine Überdosis von Schlaftabletten habe den Tod verursacht. Ein Unfall.

Sofortige Beerdigung; ein Antrag auf nähere Untersuchung der Todesursache wurde ohne Begründung abgelehnt.«

»Angeblich soll er auch eine ganze Flasche alten Cognac geleert haben.«

»Es war eine leere Flasche im Schlafzimmer. Wer kann sagen, wieviel er davon getrunken hatte, ohne seinen Magen zu öffnen? Wahrscheinlich hatte er ein Glas mit dem Mädchen getrunken. Hast du Kleindorf je besoffen gesehen?«

»Nein«, sagte ich.

»Genau. Das Ganze soll nur die Tatsachen verschleiern. Es hört sich vollkommen plausibel an für jeden, der nicht weiß, wie Kleindorf wirklich war.«

»Na schön«, sagte ich. »Das Zeug kommt aus Asien. Sie bringen es nach Ostberlin. In Schönefeld lassen sie's durch den Zoll, denn es gehört zur offiziellen Politik, den weiteren Niedergang des dekadenten Westens zu beschleunigen. Gut. Was ich aber nicht verstehe, ist, warum das Zeug dann wieder die Runde zurück in den Osten macht.«

»Was da geliefert wird, ist braunes, unraffiniertes Rohmaterial. Man muß schon ganz schön lebensmüde sein, um sich solchen Shit in die Blutbahn zu schießen. Keiner von den Leuten auf der anderen Seite dieses Handels hat die erforderlichen Kenntnisse, Kapitalien und Geräte, es zu raffinieren, oder den Nerv, es zu riskieren.«

»Nimm noch eine Tasse Kaffee, Rolf.« Ich machte der Kellnerin ein Zeichen.

»Guten Kaffee haben sie hier«, sagte Mauser anerkennend. »Ich bin froh, dich getroffen zu haben, Bernd.«

»Was gibt es aber für Kundschaft im Osten?« fragte ich. »Und woher kam das Geld?«

Rolf Mauser merkte, daß er in die Zange genommen wurde, aber das war ihm lieber, als zuzugeben, er wisse die Antwort nicht. »Du weißt doch, wie diese Sachen laufen, Bernd. Bei dem Geschäft wurden Drogen gegen Papierkram getauscht.« Er

hielt inne, als hätte er etwas keiner weiteren Erklärung Bedürftiges offenbart. Das hatte er vielleicht, aber ich wollte jetzt nicht lockerlassen. »Würdest du das bitte im einzelnen ausführen?«

»Genehmigungen. Importe. Aufträge. Eine Unterschrift und ein Gummistempel auf einem Schreibtisch da drüben kann hier eine Menge Geld bedeuten. Du weißt das, Bernd. Dein Freund Werner Volkmann weiß das auch.« Er blies Rauch aus. Es war eine verhaltene Geste von Feindseligkeit. Er sah mich an und wartete auf meine Antwort.

»Du willst doch nicht sagen, daß Werner drin verwickelt war?« Ehe er die Leitung von Lisls Hotel übernommen hatte, hat Werner eine Menge Geld mit Wechselbürgschaften verdient: nämlich Einfuhr- und Ausfuhrgeschäfte so organisiert, daß die DDR nicht genötigt war, in harter Währung zu bezahlen. In dieser Hinsicht war Werner allerdings für seinen Lebensunterhalt auf Ostberliner Unterschriften und Gummistempel angewiesen gewesen.

»Ich weiß nicht.« Er winkte ab. »Wenn er's war, hat er sich jedenfalls gerade rechtzeitig daraus zurückgezogen. Er geht jetzt nicht mehr rüber.«

»Er hat in Lisls Hotel zu tun«, sagte ich. Ich sah Rolf die Asche von seinem Zigarillo abstreifen. Meine Lust zu rauchen war mir vergangen. Der Rauch, der Geruch, die Asche, schon die Vorstellung ekelten mich an.

»Natürlich«, sagte Mauser. »Und wenn ich du wäre, Bernd, würde ich mir auch irgendeine Beschäftigung suchen.« Ein vielsagender Blick. »Denn es gibt auf beiden Seiten der Mauer jetzt eine Menge Leute, die jemanden suchen, dem sie die Schuld in die Schuhe schieben können. Du würdest dich fabelhaft dazu eignen.«

»Als Drogen-Kurier?«

»Wenn beide Seiten Beweise dafür beibringen? Die wären doch wohl überwältigend. Wer würde jemandem seine

Unschuldsbeteuerungen glauben, wenn Ost und West eine anderslautende Geschichte miteinander verabredet hätten?«

»Woher weißt du das alles, Rolf?«

»Ich kenne eine Menge Leute, und ich spitze die Ohren.« Ich plauderte noch fast eine weitere halbe Stunde lang mit ihm, aber Rolf hatte beschlossen, nichts mehr zu sagen, vielleicht wußte er auch weiter nichts mehr, und so wechselten wir zum Klatsch über seine Familie und andere gemeinsame Bekannte. Der vorerwähnte Verwandte in Luton aber kam nicht wieder zur Sprache. Ich fragte mich, ob dieser Cousin nicht nur ein Vorwand war, den wahren Zweck seines Besuchs zu verbergen. Nicht allzu weit von hier saßen verschiedene Beamte des Departments, die nie aus ihren Bürossesseln herauskamen und froh wären, jemanden wie Rolf Mauser für Ergänzungen ihrer langen, langweiligen und tendenziösen Berichte über die DDR, Literatur, die wenig Ähnlichkeit mit der Wirklichkeit hatte, zur Verfügung zu haben. Es wäre zwar sehr leichtsinnig von ihm, wenn er noch immer für uns arbeitete, aber in Anbetracht der Tatsachen, einerseits, daß das Department stets bereit war, auf jeden, der ihm nützlich sein konnte, wenn nötig Druck auszuüben, und Rolf Mausers Lust auf Abenteuer und Nebenverdienste andererseits vermutete ich, daß er genau das tat. Die Möglichkeit, daß er ein doppeltes Spiel spielte und alles, was hier vorging, der anderen Seite meldete, gab der Sache noch eine weitere Dimension. Ich hoffte, daß wer immer sein Ansprechpartner im Department sein mochte, das wohl bedacht hatte und nie außer acht ließ.

Als ich Mauser verließ, fühlte ich mich von unserer Unterhaltung beunruhigt. Irgend etwas an seinen Worten hatte mich unsicher gemacht. Ich kannte dieses Gefühl seit meiner Kindheit. Mauser genoß es, Leute zu ängstigen.

14

Ich schlug mir Rolf Mauser aus dem Kopf, während ich die Oxford Street hinaufging und bei Selfridges die Eisenwarenabteilung aufsuchte, um ein neues Scharnier für die Garagentür zu besorgen. Ich brauchte ein großes, denn das Holz der Tür war nicht mehr in bester Verfassung. Über kurz oder lang würde ich Metalltüren einsetzen lassen müssen, aber unter den gegenwärtigen Umständen scheute ich die Ausgabe. Und wenn Gloria nach Cambridge auf die Universität ging, verkaufte ich das Haus vielleicht sowieso wieder. Einer der Angestellten fand im Lager ein langes Scharnier, wie ich es brauchte. Ich hatte es bei mir – in braunes Papier gewickelt –, als ich zu der Adresse in der Upper Brook Street ging, hinter der amerikanischen Botschaft, wo mich der Feine Harry zum versprochenen Lunch erwartete. »Deine Kalaschnikow hättest du aber nicht mitzubringen brauchen, Bernard«, sagte Harry, als er das Paket sah. »Es wird alles vollkommen friedlich verlaufen, ich habe Dicky mein Wort darauf gegeben.« Er lachte dieses wohlgezogene Böse-Buben-Lachen, das manche Orientalen kultivieren. »Komm und trink was«, sagte er und führte mich in einen Raum in der ersten Etage. Wie immer war Harrys makellose Kleidung irgendwie englischer Stil: graue Flanellhosen und ein dunkler Blazer mit ziselierten Metallknöpfen und auf der Brusttasche das in Golddraht gestickte Wappen eines Golf-Clubs in Los Angeles. Mayfair ist eine exklusive Wohngegend, von deren vornehmen Wohnungen nicht wenige verkappte Geschäftslokale sind. Eine Gegend hoher Mieten und kurzfristeter Mietverträge, wo Privatbanken, Kunsthändler und Anlageberater sich diskret hinter einfachen Messingschildern verbergen. Die Häuser dort sind klein, und der beengte, übermöblierte Raum, in den der Feine Harry mich führte, sollte offensichtlich die Bedürfnisse reicher Durchreisender befriedigen. Das Haus hatte die Art von

Renovierung erhalten, die mein Schwager als »Behandlung mit goldenen Wasserhähnen« bezeichnete. Es gab eine Menge Tischlampen aus großen, robusten Krügen mit widerstandsfähigen Schirmen, Sofas mit losen Überzügen aus lackiertem Chintz und die Sorte Teppich, auf der Wein keine Flecken macht. Jegliche Wirkung behaglicher Wohnkultur des 18. Jahrhunderts wurde jedoch durch das in einer Ecke des Raums eingerichtete »Erfrischungsbüffet« zunichte gemacht: Auf einer Kunststofftischplatte stand dort ein Speisewärmer mit zwei gefüllten großen Kaffeekannen, Bechern, Pappbechern und Keksen sowie einer handschriftlichen Ermahnung, zehn Pence in die Kasse zu legen und mit Namen bezeichnete Becher nicht zu benutzen. »Mach's dir bequem«, sagte Harry, während er den Erdglobus aufschloß, dessen nördliche Hemisphäre an einem am Äquator befestigten Scharnier heruntergekippt werden konnte und dann einen trinkbaren Kern offenbarte. »Einen Martini? Oder ein anderes Gift?«

»Martini ist mir ganz recht.« Ich sah ihm bei der Auswahl der Flaschen zu: Beefeater und Noilly Prat.

»Ich will dir mal was sagen«, sagte er, während er durch den Raum ging und an einem Bücherregal zog. »Kalifornien kann mir gestohlen bleiben.« Seine Bemühungen zeitigten Erfolg, als nun ein Stück gesammelter Werke in antikem Ledereinband und Regal gleichzeitig seinem Druck wich und den kleinen Kühlschrank freigab, den die literarische Fassade kaschierte. »Yes, Sir.« Mit souveräner Fertigkeit warf er die Eiswürfel in einen Krug und hielt zwei gekühlte Gläser in der Hand, die Ginflasche unter den Arm geklemmt.

Er zog den Stöpsel aus der Ginflasche und mixte die Cocktails mit selbstverständlicher Geschicklichkeit.

»Nicht soviel Gin, bitte«, sagte ich.

»Ich habe dich nie für einen Wermutbruder gehalten«, sagte der Feine Harry, ohne meine Bitte zu berücksichtigen. Er hielt

die Gläser in die Höhe, wie um die Farbe der Mixtur zu prüfen, und reichte mir dann eins. »Ich kann nur eines nicht ertragen ... den Wermutsüchtigen. Spül das mal über deine Mandeln – der vollkommene Martini.«

»Ich mag Kalifornien«, sagte ich.

»Wenn du für meine Firma arbeiten würdest, würdest du's nicht mögen«, sagte er. Er ging zum Fenster und sah hinab auf den Verkehr. Dieser hier kam vom Hydepark durch eine Einbahnstraße, wie gedrängte Herden glänzender Wandertiere stampfte er unaufhörlich vorbei. »Sie haben mich entlassen. Kannst du dir das vorstellen?«

Ich lächelte und probierte meinen Drink. Worin auch immer der Feine Harry in Kalifornien enttäuscht haben mochte, in der Kunst, Martinis zu mixen, zweifellos nicht. Harry sagte: »Es gibt da ein paar Akten, derentwegen ich dich vor dem Lunch noch um Rat bitten möchte.« Er sah auf seine Uhr. »Unser Tisch ist für ein Uhr bestellt. Ist dir das recht?«

»Klar.«

»Ich bin froh, daß wir uns heute treffen konnten, Bernard. Du weißt nicht, was für einen Gefallen du mir tust.«

»Ach ja?«

»Du bietest mir einen Vorwand, dem Büro fernzubleiben. Joe Brody ist im Lande und verteilt Arschritte, als ginge morgen die Welt unter.«

»Joe Brody?«

Ich nehme an, er sah meine Antennen ausfahren. Er sagte: »Ja, Joe Brody! Joe Brody ist aus Wien eingeflogen und luncht heute mit dem Botschafter, das hat ihn aber nicht davon abgehalten, ins Büro zu kommen und so ziemlich jedem, der da arbeitet, Zunder zu geben.«

»Ist denn Brody so ein rüder Bursche?«

»Das kann er sein, wenn man ihn nicht zu nehmen weiß.« Er lächelte hinterlistig. »Der will mit Samthandschuhen angefaßt sein, wenn ich mal so sagen darf. Du mußt ihn doch kennen,

nicht?«

»Wir sind uns in Berlin begegnet.«

»Brody ist scharf auf eine große Beförderung. Ich habe was davon läuten hören, daß er eine leitende Stellung in der Operationsabteilung kriegen soll.«

»Brody ist zu alt.«

»In der CIA, alter Kumpel, ist niemand je zu alt. Deshalb sind wir ja alle so aufgeweckt und pflichteifrig und sitzen unseren Chefs im Nacken.«

»Brody?«

»Und er sorgt dafür, daß man in Washington weiß, daß er noch lebendig und rüstig ist. Verstehst du?«

»Ich dachte, Brody säße in Wien.«

»Vergiß Brody. Mit Brody werde ich schon fertig. Laß mich dir diese Akten zeigen. Du hakst ein paar Sachen ab und sagst mir, wo wir schief liegen, und dann gehen wir und verjubeln den Rest des Spesenetats für diesen Monat im Connaught. Was hältst du davon?«

»Das ist ein Angebot«, sagte ich.

»Sieh dir schon mal das hier an, während ich das übrige Zeug aus dem Safe oben hole.« Er reichte mir einen farbigen Aktendeckel und einen Filzstift.

Ich ging den Vorgang durch. Hinten war wie üblich ein rosa Blatt für Zusätze eingeklebt, ein von der CIA entworfener Fragebogen nach dem jeweils neuesten Stand dringlicher Angelegenheiten. Ich fand die gestellten Fragen nicht sonderlich schwierig, obwohl ich mich bei der Beantwortung ganz auf mein Gedächtnis verlassen mußte. Es waren aber eine Menge Fragen.

Harry kam mit zwei weiteren Akten zurück, die er mir auf den Schoß knallte. Dann bemerkte er, daß mein Glas leer war, ging und mixte uns zwei weitere vollkommene Martinis. »Es gibt da noch eine Akte, die ich aber nicht finden kann. Einer der Angestellten sagt, daß sie zum Grosvenor Square geschickt

worden ist. Möglicherweise wollte Brody sie haben. Gegen Mittag wird sie vielleicht vom Boten zurückgebracht. Mach jedenfalls schon mal, was du schaffst, und dann gehen wir essen. Laß dein Paket hier. Wir kommen nach dem Lunch hierher zurück, und wenn die verdammte Akte inzwischen gebracht worden ist, kannst du ja vielleicht auch noch einen Blick drauf werfen.«

»Okay.«

Sobald meine Arbeit getan war, gingen wir zu Fuß zum Connaught-Hotel am Carlos Place, die kühle Luft milderte die Wirkung von Harrys Martini nur teilweise. Er hatte einen Tisch am Fenster bestellt und hielt sich in jeder Hinsicht an sein Versprechen. Wir bestellen à la carte, und die Weine, die er dazu passend aussuchte, waren hervorragend. Es war das erste Mal, daß ich in so freundschaftlicher Weise mit Harry plauderte. Ich kannte ihn schon seit vielen Jahren, doch hatten wir bisher immer nur geschäftlich miteinander zu tun gehabt.

Wenn die persönliche Tarnung ein Maßstab der Tüchtigkeit eines Agenten war, war Harry einer der tüchtigsten Agenten, die ich je gekannt habe. Jahrelang schien niemand mit Sicherheit zu wissen, ob er nun für die CIA arbeitete oder nicht. Selbst jetzt hätte ich nicht mit Sicherheit sagen können, ob er für sie in fester Anstellung tätig war. Harrys Bruder, viel älter als er selbst, war bei der Ausführung eines CIA-Auftrages in Vietnam elend umgekommen, und ich hatte sagen hören, daß Harry dem Geheimdienst die Schuld an seinem Tod gab. Doch hatte ich das ihm gegenüber nie erwähnt, und wenn diese vergangene Episode irgendwelche Spuren von Verbitterung bei ihm hinterlassen hatte, konnte man von ihm kaum erwarten, seine Gefühle zu zeigen.

Harry, nicht weniger zielbewußt und verschlagen als Rolf Mauser, hatte eine Vorgehensweise, die der des alten Mannes völlig entgegengesetzt war. Mauser liebte es, den Gegner mit Gewalt zum Nachgeben zu nötigen. Für Harry kam es nur auf

das Ergebnis an. Da zeigte sich, schien mir, der grundlegende Unterschied zwischen Europa und dem Orient, zwischen dem Sichtbaren und dem Verborgenen, zwischen Kraft und List, Boxen und Judo.

Es wäre weiser gewesen, wenn ich solchen Überlegungen vor unserem Lunch mehr Gewicht gegeben hätte, denn als ich in das Haus an der Brook Street zurückkehrte, war ich nicht gefaßt auf den wütenden Empfang, der uns da zuteil wurde. »Wissen Sie, wie spät es ist?« schrie Brody, dessen Lunch mit dem Botschafter offensichtlich eine kürzere und kargere Erfrischung als unsere gewesen war.

»Tut mir leid, Joe«, erwiderte Harry, auf halber Höhe der Treppe innehaltend, während ihn der rotgesichtige Joe Brody von der ersten Etage herunter anschrie. Ich betrachtete Brody mit Interesse. Bisher hatte ich ihn nie anders als in entspannter und sanfter Stimmung gesehen. Brody trug einen dreiteiligen blauen Nadelstreifenanzug, der einem Mittagessen mit dem Botschafter angemessen war. Er war alt, ein kahlköpfiger Mann, dessen goldgeränderte runde Brillengläser seinem Gesicht so fest eingepaßt waren wie in den Stamm eines knorrigen alten Baums eingewachsene Münzen. Bei anderen Gelegenheiten hatte ich ihn, ein Glas in der Hand, den Umstehenden nachsichtig Gehör schenken und weise lächeln sehen. Aber hier war jetzt ein rasender Kerl, der sogar durch die ruhigen Züge des Feinen Harry Furchen pflügen konnte.

»Leid tut's Ihnen. Verdammt, das sollte es auch. Wer ist das? Ach, Sie sind's, Samson, ich hatte fast vergessen, daß Sie vorbeikommen wollten. Sind Sie fertig?«

Inzwischen waren wir auf dem oberen Treppenabsatz angelangt. Joe Brody winkte uns beide in den Raum, in dem wir uns vor dem Essen aufgehalten hatten. Er schritt durch das Zimmer, zog sein Jackett aus und warf es auf einen Stuhl. Langsam, wie ein aufgestörtes Reptil, entrollte sich das Jackett und glitt zu Boden. Brody schien es nicht zu bemerken. Ich

antwortete nicht. Brody sah mich an und dann Harry. Ich empfand die Verlegenheit, in die man gerät, wenn man zufällig Zeuge wird, wie sich ein glücklich verheiratetes Paar plötzlich durch einen wilden Ehekrach verwandelt. In der Stille wurde einem das Geräusch des Verkehrs bewußt, das ein endloses Tosen war, wie ferner Donner.

Als Harry merkte, daß ich nicht vorhatte, Brody zu sagen, ob wir fertig seien, sagte er: »Noch nicht ganz, Joe.«

»Jesus Christus!« Und dann, noch wütender: »Jesus Christus!«

»Nur noch eine Akte«, sagte Harry reumütig. »Haben Sie ihn wegen Salzburg gefragt?« sagte Brody und sprach von mir, als sei ich nicht anwesend. »Ich wußte nicht genau, ob es Ihnen recht ist, daß ich davon anfangen«, sagte Harry.

»Setzen Sie sich, Bernard«, sagte Brody. Er brachte ein nervöses, flüchtiges Lächeln zustande, als wolle er mir zu verstehen geben, daß er mich in seinen Streit mit Harry nicht einbezog, aber etwas von seinem Zorn schwappte über. »Wollen Sie was zu trinken, Joe?« sagte Harry, noch immer bemüht, Brodys Zorn zu besänftigen.

»Nein, ich will keinen gottverdammten Drink, was ich will, ist, daß hier endlich mal ein bißchen gearbeitet wird.« Brody griff sich an die Nase, als sei er im Begriff, eine Dosis ekliger Medizin zu schlucken. Harry murmelte etwas von einem Glas Club-Soda, das er jetzt brauche, ging und goß sich eins ein. Ich hatte den Feinen Harry niemals auch nur im geringsten erregt gesehen, aber jetzt zitterten seine Hände.

Brody sank in den Sessel mir gegenüber und seufzte. Plötzlich sah er erschöpft aus. Sein Krawattenknoten hatte sich gelöst, seine Weste war zum Teil aufgekнопft, und ein großer Teil seines Hemds lag jetzt als zerkräuselter Rettungsring um seine Mitte. Seine schlechte Laune hatte sein Äußeres und seine körperliche Spannkraft in Mitleidenschaft gezogen. Aber meine Erwartungen, er würde seine Stimmung mäßigen,

wurden durch den rauhen Ton enttäuscht, in dem er fortfuhr:
»Einer von unseren Leuten ist in die Luft gesprengt worden in Salzburg. Haben Sie davon gehört?«

»Ich war da«, sagte ich.

»Natürlich waren Sie da. Was genau ist passiert, Bernard?«

»Es war also einer von Ihren Leuten?«

»Ich habe Sie gefragt, was genau passiert ist.«

»Ich weiß nicht, was genau passiert ist«, sagte ich.

»Also, stellen Sie sich jetzt bitte nicht dumm, Bernard. Ich habe nicht ewig Zeit und bin auch nicht in der Laune.«

»Ich kann Ihnen nichts erzählen, was die polizeiliche Untersuchung nicht schon ergeben hat.«

»Haben Sie den Polizeibericht gesehen?«

»Nein«, gab ich zu.

»Wie zum Teufel wollen Sie es also wissen?« Er faßte sich wieder an die Nase und beendete die Gebärde dann, indem er sich heftig mit der flachen Hand den Mund rieb. Allem Anschein nach zugehe sich mit dieser Gebärde ein Mann, der in Gefahr war, sich zu einem echten Wutausbruch hinreißen zu lassen.

»Immer langsam, Mr. Brody«, sagte ich. »Es handelte sich um eine durch Leitungselektrizität gezündete Sprengladung. Ihr Mann Johnson starb. Das ist ungefähr alles, was ich Ihnen erzählen kann.«

»Würden Sie Johnson bitte beschreiben?«

»Nett und umgänglich. Ziemlich groß, in guter körperlicher Verfassung, aber etwas übergewichtig. Braunes, welliges Haar, Kinnbart, kein Schnurrbart. Bifokale Brille mit Goldrand.«

»Das reicht. Wer hat das Ding gelegt?«

»Keine Ahnung.«

»Ich glaube doch«, sagte Brody und ließ seine Stimme etwas bedrohlicher werden.

»Dann geben Sie mir einen Tip«, sagte ich.

»Ich stelle hier die Fragen«, sagte Brody. »Denken Sie noch

mal scharf nach.«

»Ich habe Ihnen schon gesagt, was ich weiß, Mr. Brody.«

Er saß da und funkelte mich an.

»Ich werde Sie noch einmal fragen, Bernard. Ich will diese Sache in aller Form durchgehen.«

»Sie können sie in jeder Form haben, in der Sie sie wünschen«, sagte ich. »Ich hab's Ihnen einmal gesagt und sag's Ihnen gern noch mal. Ich weiß nichts.«

»Unser Junge«, sagte er und hielt inne. Ich hatte vergessen, daß leitende Angestellte der CIA immer von »unseren Jungens« sprechen. Als er fortfuhr, sprach er in der abgerissenen Weise, die immer verrät, daß der Sprecher erregt ist. »Unser Junge hieß Bart Johnson. Er war ein guter Mann ... Er war in Frankfurt stationiert. Ich habe Bart zwanzig Jahre lang gekannt. Wir waren zusammen in Moskau. Vor langer Zeit haben wir ein paar schlimme Sachen gemeinsam durchgestanden. Heute habe ich mit dem Botschafter zu Mittag gegessen. Ich wollte ihn davon unterrichten, daß Washington mich autorisiert hat, dieser Sache so tatkräftig nachzugehen, wie es meine Mittel gestatten.«

»Das freut mich zu hören, Mr. Brody, denn wenn ich in die Luft gesprengt werden sollte wie Ihr Freund Johnson, würde ich da oben gerne die Gewißheit haben, daß meinem Verschwinden von irgend jemandem nachgegangen wird, so tatkräftig es seine Mittel erlauben.«

»Okay, Bernard, wir wissen, daß Sie mit Bart Johnson Kontakt hatten. Niemand sagt, daß Sie bei seiner Ermordung die Hand im Spiel hatten, aber ich will genau wissen, was in dem verdammten Hotel gelaufen ist, ehe es zu dieser Explosion kam.«

»Das einzige, was da meines Wissens gelaufen ist, ehe es zu der Explosion kam, war eine Briefmarkenauktion.« Ich versuchte, in ruhigem und höflichem Ton zu sprechen, was mir jedoch nicht vollkommen gelang.

»Versuchen Sie's mit mehr Anstrengung.«

»Versuchen Sie's mit einfacheren Fragen.«

»Okay. Hier ist eine einfachere Frage: Warum sind Sie so ein Arschloch?«

Ich erhob mich und ging durch den Raum. Unauffällig in die Eichentäfelung eingelassen und flankiert von zwei Kupferstichen, die Rennpferde zeigten, war dort eine Tür. Vor der Tür stand ein Tischchen mit einer als Schachbrett eingelegten Platte, auf der Schachfiguren standen, wie der Innenarchitekt sie aufgestellt hatte. Ich drehte mich um. Brody stand gerade auf. Ich stieß den Tisch mitsamt den Figuren zur Seite und versuchte, die Tür zu öffnen. Sie war verschlossen. »Wollen Sie mir bitte diese Tür öffnen, Mr. Brody? Oder soll ich es tun?« Vielleicht hätte ich ohne die Flasche Chateau Talbot und ohne den doppelten Malzwhisky, mit dem ich mein Mahl beschlossen hatte, weder die Verwegenheit noch die Kraft aufgebracht zu tun, was ich dann tat. Ich hob den Stiefel und trat die Tür fast aus den Angeln. Sie schwang mit dem Krach eines Donnerschlags in den nächsten Raum hinein.

Für einen Augenblick fürchtete ich, mich schrecklich verrechnet zu haben, dem war aber nicht so. Da standen in das plötzliche Licht blinzelnd zwei hemdsärmelige Männer mit Kopfhörern auf den Ohren. Ihre Gesichter waren in einem Ausdruck des Schreckens erstarrt. Hinter ihnen leuchteten TV-Monitor-Bildschirme aus dem Dämmerlicht. Die Techniker waren aufgesprungen. Einer von ihnen schnellte zurück, so daß die Strippe seiner Kopfhörer ein Teil des Zubehörs vom Tisch riß. Es stürzte krachend zu Boden. Dann lockerte sich die schwere Tür mit einem langgezogenen quiekenden Geräusch aus dem Halt des einzelnen Scharniers und sank langsam zu Boden, wo sie endlich mit widerhallendem Knall aufschlug. Keiner der beiden Techniker sagte ein Wort. Vielleicht passierte ihnen das häufig. Sie hatten natürlich Videoaufnahmen von mir gemacht. Es wäre vermutlich dumm

von ihnen gewesen, sich anzuhören, was ich wußte, ohne meine Aussage irgendwie zu dokumentieren, aber deshalb brauchte ich mich ja noch lange nicht hinzusetzen und leichten Herzens alles zuzugeben, was mir später als Beihilfe zu einem Mord ausgelegt werden konnte.

»Okay, Schlauberger, Sie haben's uns gezeigt«, sagte Brody ruhig. Er sprach jetzt in einem anderen Ton. Ich wußte noch immer nicht, wieviel seiner vorherigen schlechten Laune nur vorgetäuscht war. Und in welchem Maße sie, wenn sie vorgetäuscht war, den Zweck verfolgte, mich oder den Feinen Harry einzuschüchtern. »Kommen Sie, setzen Sie sich wieder. Wir werden ohne Aufzeichnung miteinander reden, wenn es das ist, was Sie wollen.« Zu den beiden Kameramännern sagte er: »Haut ab, Jungens. Wir schneiden die Massenszene raus«, und dabei lächelte er über seinen Witz.

Der Feine Harry hatte sich nicht gerührt. Er stand noch immer am Kühlschrank und nippte an seinem Soda-Wasser.

»Könnten wir nicht nach unten gehen und uns in einem anderen Raum unterhalten?« fragte ich. »In der Küche zum Beispiel.«

»Bei laufendem Wasserhahn und angeschaltetem Neonlicht?« schlug Brody sarkastisch vor. Er ging und nahm sein Jackett vom Boden auf, wobei er es durchsuchte, um sicherzugehen, daß seine Brieftasche noch da war, wo sie hingehörte. »Na klar, was immer Ihnen guttut, Bernard.« Seine Art war jetzt wärmer, als sei's ihm lieber, den Tod seines Freundes Johnson mit jemandem zu besprechen, der Türen eintreten konnte. Wir gingen in den Keller hinunter zu der winzigen Küche. Sie wirkte genauso wohlgepflegt wie alle anderen Räume des Hauses. Es war eine Küche, in der niemals Essen gekocht wurde. Nasse Tassen und Untertassen standen im Spülbecken und ein paar Gläser auf dem Abtropfbrett. Auf dem Regal darüber standen Packungen gemahlener Kaffees und eine riesige Schachtel mit Teebeuteln sowie ein großer

transparenter Kunststoffbehälter, der einer Aufschrift zufolge Zucker enthielt. Eine graugestrichene Jalousie verdeckte das Fenster. Joe Brody öffnete den Kühlschrank, der mit Getränkedosen angefüllt war. Er nahm sich eine Pepsi, knipste den Verschluß auf und trank aus der Dose. Keinem bot er etwas an. Er schien in Gedanken versunken.

Ich saß mit Harry an dem runden Küchentisch. Brody ergriff einen freien Stuhl, stützte den Fuß auf eine Strebe desselben und fragte: »Waren da zwei Amerikaner oder nur dieser eine?«

»Zwei«, sagte ich und beschrieb Thurkettle, und wie er auf die Terrasse herausgekommen war und davon gesprochen hatte, daß er einst mit Peter Underlet im gleichen Büro gesessen habe, und auch, wie sich nach der Auktion Johnson an mich herangemacht hatte. Ich erwähne nicht, daß ich bei der Auktion mitgeboten hatte, und ließ keine Andeutung fallen, daß ich an dem Umschlag interessiert gewesen war. Brody setzte sich und sagte: »Wir wissen von dieser Auktion.«

»Warum sagen Sie mir nicht, was Sie wissen, Mr. Brody? Ich werde versuchen, die Lücken zu füllen.«

»Meinen Sie Thurkettle?«

»Genau das meine ich«, sagte ich.

»Na, nun sehen Sie, weshalb ich ein paar von den Einzelheiten lieber ausgelassen hätte«, sagte Brody. »Wir versuchen herauszufinden, ob zur Zeit der Explosion beide Männer dort waren.«

»Ich hörte Johnson mit Thurkettle sprechen, als er in sein Zimmer kam. Damals glaubte ich, er spräche mit sich selbst. Danach ... also, ich weiß nicht.«

»Wann war das?« sagte Brody. Er drehte die Öffnung seiner Pepsidose nach unten und schlürfte mit offenbarem Genuß die letzten Tropfen. Wahrscheinlich brauchte er den Zucker.

»Vielleicht eine halbe Stunde vor der Explosion«, erwiderte ich.

»Was hat er gesagt?« Achtlos warf Brody die leere Dose

durch den Raum. Sie landete klappernd im Mülleimer. Als Brodys Augen zu mir zurückkehrten, sagte ich: »Ich glaube, er sagte: ›Na, sieh mal einer an!‹ Jedenfalls war es so eine Bemerkung, wie man sie gut zu sich selbst machen kann. Die aber andererseits auch eine Begrüßung hätte sein können.«

»An jemand, der sich schon im Zimmer befand?«

»Er wußte schon seit dem Tag davor, daß Thurkettle da war.«

»Woher wissen Sie das?«

»Er sprach davon. Fragte mich, ob ich wußte, wer er sei.«

»Das hat er Sie gefragt?«

»Er sagte, er sei Thurkettle schon früher begegnet, wußte aber nicht, wo er angestellt sei und was er arbeite.«

»Wissen Sie, wer Thurkettle ist? Ich meine, wirklich?«

»Jetzt weiß ich's«, sagte ich.

»Lassen Sie mich Ihnen eine spekulative Frage stellen«, sagte Brody. »Weshalb sollte Thurkettle ins Hotel zurück und in dieses Zimmer gehen? Die Bombe befand sich bereits in dem Rasierapparat. Warum hat er nicht einfach Leine gezogen?«

»Keine Ahnung«, sagte ich. »Aber als ich zurückging, um ihn vor Thurkettle zu warnen ...«

»Stop. Hören Sie«, sagte Brody. »Soll ich Ihnen vielleicht glauben, daß Sie vorhatten, Johnson einen Tip zu geben wegen Thurkettle? Sie? Der Typ, der dasitzt und mauert, wenn nach den Umständen seines Todes gefragt wird? No, Sir, das kaufe ich Ihnen nicht ab.«

»Also ich weiß nicht mehr genau, was ich vorhatte. Ich ging jedenfalls wieder in sein Zimmer, um rauszukriegen, was zum Teufel da eigentlich gespielt wurde.«

»Okay, reden Sie weiter.«

Der Feine Harry stand auf und ging zum Kühlschrank und, nachdem er das Angebot gemustert und seine Wahl getroffen hatte, nahm er sich ein Glas aus dem Wandschrank und goß

sich Soda ein. Harry mußte verrückt auf Soda sein. Oder vielleicht versuchte er, damit nüchtern zu werden. Brody funkelte ihn an, um ihm zu bedeuten, daß das Hin und Her seine Konzentration störte. Harry trank sein Soda und ignorierte Brody.

Ich sagte: »Ich ging in sein Zimmer und sprach mit ihm ganz kurz vor der Explosion. Er sagte, ich solle in einer Viertelstunde wiederkommen. Unmittelbar danach ist das verdammte Ding explodiert.«

»Lassen Sie mich festhalten: Sie haben also ein paar Minuten vor seinem Tod mit Johnson in seinem Zimmer gesprochen?«

»Er rief aus dem Badezimmer.«

Brody sagte: »Die Badezimmertür war zu? Sie haben ihn nicht gesehen?« Er zog sich an der Nase, als wäre er tief in Gedanken.

»Genauso war es.« Ich fing an zu verstehen, was Brody beschäftigte. Er wartete eine ganze Weile. Dabei überlegte er sich wohl, wieviel er mir erzählen sollte.

Schließlich sagte Brody: »Als diese Stimme Ihnen sagte, Sie sollten in einer Viertelstunde wiederkommen, waren zwei Männer im Badezimmer. Wahrscheinlich sollte Johnson gerade in diesem Augenblick ermordet werden.«

»Ich verstehe«, sagte ich.

»Ich glaube nicht, daß Sie was verstehen«, sagte Brody.

»Für wen arbeitete Thurkettle denn?«

»Er ist ein Renegat. Seit zwei Jahren schon killt er für den KGB. Wir haben schon mindestens vier Leute durch ihn verloren. Aber so nahe auf den Leib gerückt wie diesmal ist er uns noch nie. Johnson und Thurkettle kannten einander gut. Sie haben früher zusammengearbeitet.«

»Das ist bitter«, sagte ich.

Brody konnte nicht stillhalten. Er stand plötzlich auf und stopfte sich das Hemd in die Hose. »Das können Sie noch mal

sagen. Ich werde es diesem Schwein besorgen, und wenn's das letzte ist, was ich tue.«

»Er ist also nicht durch die Explosion getötet worden?«

»Aha, das haben Sie also schon herausgefunden, was?« sagte Brody sarkastisch. Er ging hinüber zum Spülbecken und wendete sich mir, gegen das Abtropfbrett gelehnt, von dort zu. »Thurkettle ermordete Johnson und sprengte ihm danach den Kopf ab. Warum? Um Spuren zu verwischen? Oder war Johnson zu schlau, auf eine Trockenrasiererbombe reinzufallen? Wurde Thurkettle überrascht, als er die Rasierapparate austauschte? Tötete er Johnson und zündete die Bombe dann mit einer Zeituhr?« Brody, der mich noch immer anstarrte, lächelte schwach und geringschätzig. »Auf die Weise riskierte er nicht, mit Hirn und Blut bespritzt zu werden.«

Der Feine Harry hatte inzwischen seine gewöhnliche Fassung wiedergefunden. Das Glas sprudelnden Wassers noch immer in der Hand, ging er zu dem an der Küchenzeile lehrenden Brody hinüber und sagte: »Sie sollten ihm wirklich reinen Wein einschenken, Joe.«

Brody sah mich an, sagte aber nichts.

Harry sagte: »Wenn Sie wollen, daß die Briten uns helfen, müssen sie doch wenigstens wissen, was wirklich passiert ist.« Brody sagte sehr langsam und nachdrücklich: »Wir glauben, Thurkettle tötete Johnson und sprengte dann dessen Kopf ab, um Spuren zu zerstören. Aber der Kerl, der Ihnen erzählte, er sei Johnson, war in Wirklichkeit Thurkettle.«

»Das darf doch nicht wahr sein!« sagte ich leise, als mir klar wurde, was das bedeutete.

Brody, dem meine Bestürzung sichtlich Spaß machte, fügte hinzu: »Die Leiche, die Sie im Badezimmer sahen, war die des Mannes, der auf der Terrasse mit Ihnen sprach.«

»Verstehe.«

»Viel verstehen Sie nicht, Samson, alter Kumpel«, sagte Brody. Ich hatte den Vorwurf verdient. Ich hätte mir die Leiche

auf dem Boden genauer ansehen sollen.

Der Feine Harry sagte: »Thurkettle hat schon bei einer früheren Gelegenheit die Identität seines Opfers angenommen. Das hat uns endloses Kopfzerbrechen gemacht.«

»Was werden Sie nun also für Konsequenzen ziehen, Bernard?« sagte Brody.

»Ich werde mich weiter mit Wasser und Seife rasieren«, sagte ich. Brody sah sauer drein. Ich stand auf, um zu zeigen, daß ich gehen wollte. Er wandte sich ab und beugte sich über das Spülbecken, um durch die auseinandergezogenen Lamellen der Jalousie aus dem Fenster zu sehen. Da war ein winziger Hof und eine geweißte Wand und große Blumenkübel, in denen ein paar blattlose Triebe ums Dasein kämpften. Von der Vorderseite des Hauses hörte man durch die Doppelverglasung den Verkehrslärm, der jetzt, da das Ende des Arbeitstags bevorstand, noch schlimmer geworden war. »Vergiß die Kalaschnikow nicht«, sagte der Feine Harry.

Joe Brody sah noch immer auf den Hof hinaus. Er schien nichts gehört zu haben.

Ich ging nach oben, um mein Paket zu holen. Harry begleitete mich und ergänzte mein Bild von Thurkettle mit einigen Einzelheiten. Andere US-Regierungsbehörden, die von Anfang an mißbilligt hatten, wie die CIA Thurkettle aus dem Gefängnis holte und mit einer falschen neuen Identität versorgte, erwiesen sich jetzt, da Thurkettle, wie Harry es ausdrückte, »Amok lief«, anscheinend äußerst unkooperativ. Die CIA hatte bei einem Bundesgeschworenengericht im District of Columbia eine geheime Anklageerhebung gegen Thurkettle angestrengt, doch war das Gesuch wegen fehlender Identitätsnachweise abgelehnt worden. Ein Antrag beim Justizministerium war ebenso erfolglos geblieben, ein Antrag auf Aberkennung der Staatsbürgerschaft Thurkettles desgleichen. Harry erklärte, daß es aus diesen Gründen unbedingt nötig sei, Thurkettle das Verbrechen nachzuweisen.

Jeder – womit Harry vermutlich Brody meinte – hatte gehofft, daß meine Aussage den erforderlichen Beweis liefern würde. Denn ehe man diesen Beweis nicht hatte, machte Thurkettle ihnen eine lange Nase und lief frei herum. »Ich verstehe das noch immer nicht«, sagte ich. »Wenn ihr herauskriegt, warum Thurkettle Johnson in die Luft gesprengt hat, könnte alles schon ein bißchen klarer werden.«

»Wir wissen, warum«, sagte der Feine Harry glatt. »Johnson hatte ihn in der Hand.«

»Wen? Thurkettle?«

»Das war Johnsons Auftrag. Die beiden waren alte Kumpels. Joe Brody hat Johnson beauftragt, sich an Thurkettle heranzumachen und die alte Freundschaft zu erneuern. Letzte Woche hat Johnson Brody angerufen und bestätigt, daß Thurkettle im Rauschgiftgeschäft ist. Er konnte am Telefon nicht viel sagen, meinte aber, er hätte genug Beweise, Thurkettle vor ein Schwurgericht zu bringen.«

»Aber Thurkettle war euch allen immer einen Sprung voraus.«

»Joe Brody gibt sich selbst die Schuld daran.«

»Rauschgift?«

»Die am Grosvenor Square vorherrschende Theorie«, sagte Harry, »ist, daß Thurkettle auch dem armen alten Kleindorf das Lebenslicht ausgeblasen hat.«

»Weshalb hätte er das tun sollen?«

»Ich hatte gehofft, du würdest das mir erzählen. Wir meinen, daß Thurkettle irgendwie mit der Londoner Zentrale im Geschäft ist.« Er lachte auf eine Weise, die andeutete, das könnte auch ein Witz sein. Ich beschloß, nicht wütend zu werden. Ich war zu alt, zweimal am selben Tag wütend zu werden. Ich nickte und dankte ihm für das Mittagessen und war zufrieden, Tessas neuen Freund mit Kinnbart und ohne Schnurrbart nicht zur Sprache gebracht zu haben. Denn dann hätten sie bestimmt George und Tessa das Haus ingerannt.

Und den Bart mochte er ja inzwischen auch längst abrasiert haben. Wir plauderten noch ein paar Minuten länger, und dann verabschiedete ich mich von dem Feinen Harry und ging nach Hause. An jenem Tag hatte ich den Wagen zu Hause gelassen und war mit der Bahn in die Stadt gefahren. Während ich die ganze Fahrt überstand, hatte ich Gelegenheit, mir zu überlegen, was passiert war. Hatte man mich hintergangen, fragte ich mich. Brodys Wut war zu überzeugend gewesen, und die Reaktion des Feinen Harry konnte auch nicht nur Theater gewesen sein. Aber hatten die bärenstarken Martinis und das üppige Mittagessen, bei dem es so reichlich zu trinken gab, nicht dem Zweck dienen sollen, mich weichzumachen, damit Brody mich erfolgreich in die Mangel nehmen konnte? Und inwieweit hatte Dicky vermutet, was mir bevorstand?

15

»Onkel« Silas kenne ich, solange ich denken kann. Er war meines Vaters Chef, schon bevor ich geboren wurde. Ich erinnere mich an ihn in Berlin, als ich noch ein Kind war. Er war der Patenonkel des kleinen Billy und ein entfernter Verwandter meiner Schwiegermutter.

Er hatte sich schon vor langer Zeit aus dem Department zurückgezogen und lebte jetzt auf seinem kleinen Gut in den Cotswold Hills. Er war alt und wurde von Besuch zu Besuch unleidlicher, aber ich wußte, daß es Zeiten gegeben hatte, in denen er mich lästiger fand, als er mir je war. Wenn ich der Wahrheit ins Gesicht sah, hatte ich vermutlich meinen Job noch immer deshalb, weil mein Vater sich gute Freunde gemacht hatte; und Onkel Silas war einer von ihnen.

Als mich deshalb Mrs. Porter, seine Haushälterin, anrief und mir aufgeregt erzählte, daß es ihm leider gar nicht gutgehe und er mich sehen wolle, machte ich mich sofort zu ihm auf den Weg. Ich bat nicht um Erlaubnis oder sagte Dicky, daß ich einen Tag Urlaub brauchte, ja, ich ließ nicht mal im Büro Bescheid sagen. Ich fuhr zu ihm.

Der Tag begann mit nicht nachlassendem schweren Regen, und die nassen Straßen nötigten mich, vorsichtig zu fahren. Es war eine lange Fahrt, und ich hatte deshalb unterwegs reichlich Zeit, mir meinen überstürzten Entschluß zu überlegen. Als ich die Cotswold Hills erreichte, verloren sich die Hügel in seidigen Strängen grauen Nebels, der auch die Bäume des Guts umhüllte. »Whitelands« bestand aus etwa zweihundertfünfzig Hektar gutem Ackerboden und einem zusammengewürfelten Ensemble kleiner Gebäude. Dazu gehörten eine prächtige Zehntenscheuer, groß genug, die Abgaben für einen Pfarrer zu speichern, und Ställe für sechs Pferde. Das aus braunem Stein gebaute Gutshaus hatte während der vergangenen Jahrhunderte von geschmacklosen Besitzern allerlei hinnehmen müssen, so

einen neugotischen Turm und einen unpassenden Seitenflügel, in dem sich die großen Billardzimmer befanden.

Ich war es gewöhnt, bei meiner Ankunft hier ein Dutzend Wagen in der Auffahrt und, wenn die Sonne schien, im Schatten der drei hohen Ulmen, die die Grenzen des Rasens markierten, abgestellt zu finden. An solchen Tagen hallte das Haus wider von den Stimmen dankbarer Gäste. Heute nicht. Die Auffahrt war leer, abgesehen von einem schlammbespritzten Landrover, aus dem drei junge Männer in verblichenen Jeans Gerät ausluden, darunter, wie ich bemerkte, drei grellrote Schutzhelme und drei Paar Ohrenschützer. Der Regen hatte aufgehört, aber es tropfte noch aus den pitschnassen Bäumen, und der Rasen quatschte, wo man hintrat.

Vor der Haustür klapperte der Metallrost, als ich darauf trat, und erinnerte mich so daran, mir den Schmutz von den Schuhen zu kratzen. Ich stieß die Tür auf und betrat den Flur. Das Haus war still und, wie diese Gutshäuser alle, dunkel. Durch die winzigen Fenster in den dicken Steinmauern fielen nur kleine Rechtecke von Licht, die farbige Brücken aus dem Orientteppich schnitten. Plötzlich hörte man durch mehrere geschlossene Türen aus dem Wohnzimmer Lohengrin singen: »In fernem Land«. Mrs. Porter, seine stets fröhliche und zuverlässige Köchin, Haushälterin und Faktotum in jeder Hinsicht, kam aus der Küche, hieß mich willkommen und nahm mir meinen Mantel ab. Sie hielt ihn noch im Arm, als sie an mir vorbeiging, um einen Blick aus der Haustür zu werfen. Genüßlich schnupperte sie die Luft, wie ein U-Boot-Kommandant die Nacht schmecken mag, nachdem er lange unter Wasser gewesen ist. Über ihre Schulter sah ich, daß einer der Forstarbeiter einen roten Helm und Ohrenschützer aufgesetzt hatte und nun einen der Bäume hinaufkletterte. Er wurde sehr naß.

Sie kam zu mir zurück. »Ja, ich dachte doch, ich hätte Ihnen

Wagen gehört«, sagte sie. »Ich freue mich so, daß Sie gekommen sind, Mr. Samson. Ich habe mir Sorgen gemacht ... mache mir noch immer Sorgen. Er wird so apathisch, wenn er krank ist.«

»Wirklich?« sagte ich. Es fiel mir nicht leicht, mir einen teilnahmslosen Onkel Silas vorzustellen.

»Er ist aufgestanden und hat sich angekleidet, als er hörte, daß Sie kommen. Ich habe den Arzt deswegen angerufen, aber er sagte, das sei in Ordnung, solange er nicht ins Freie ginge, sich nicht überanstrengte und sich warm hielte.«

»Typisch Arzt«, sagte ich.

Sie lächelte unsicher. Frauen wie Mrs. Porter ängstigen sich, wenn ihr Glaube an die Medizin angegriffen wird. »Der Arzt hat gesagt, daß Mr. Gaunt jeden Augenblick von uns genommen werden könnte«, sagte sie in einem Ton, der mir wohl in Erinnerung rufen sollte, daß zu dem Drama, in welchem Silas' Arzt eine so führende Rolle spielte, ich nicht mehr als ein Statist war. Ich machte ein passend beschämtes Gesicht, und sie sagte: »Er schreibt seine Memoiren. Arme Seele! Er scheint zu wissen, daß seine Zeit gekommen ist.«

Seine Memoiren! Politische Karrieren würden am Ende sein, mancher gute Ruf ruiniert. Es war undenkbar, daß Silas jemals die Erlaubnis erhielt, ein solches Buch zu schreiben, aber ich widersprach ihr nicht.

»Er versteckt es, wenn ich ins Zimmer komme. Ich soll nichts davon wissen, aber ich habe Verdacht geschöpft, als er die kleine Schreibmaschine nach unten schmuggelte. Vor dem letzten Anfall habe ich ihn dann jeden Tag tippen hören. Im Musikzimmer. Da ist er übrigens jetzt. Gehen Sie hinein, ich werde Ihnen Tee bringen.«

Das »Musikzimmer« war das Wohnzimmer, in dem Silas seine Hi-Fi-Anlage und seine Schallplattensammlung untergebracht hatte. Dort pflegte er jeden Abend zu sitzen und Musik zu hören. Für das Fernsehen hatte er nicht viel übrig. Ich

zögerte, ihn bei seiner Oper zu stören, aber Mrs. Porter kam mit zur Tür und sagte: »Gehen Sie ruhig rein.« Dann setzte sie in fast tonlosem Flüstern, das zu verstehen mir ihre übertriebenen Lippenbewegungen halfen, hinzu: »Wahrscheinlich schläft er, das sind diese Pillen.«

Ich platzte also ins Zimmer. Ich sah ihn nicht gleich, denn er saß mit dem Rücken zu mir mit Blick auf das Kaminfeuer. Er trug ein dunkles Hemd und ein Smokingjackett aus pflaumenfarbenem Samt, nicht einmal das seidene Kavaliertaschentuch in der Brusttasche fehlte. So kostümiert wäre zu König Eduards Zeiten ein Schauspieler ins Café Royal gegangen. Eine Schottendecke lag neben ihm auf dem Boden. Sie war ihm von den Knien gefallen, vielleicht hatte er sie auch weggestoßen, als er mich kommen hörte. Seine Füße – in leuchtendroten Hausschuhen – ruhten zwischen den Schürhaken am Kamin. Die Musik war laut, und es roch nach Holzrauch. Wie von der Zugluft der geöffneten Tür angefacht, begann das Feuer hell zu brennen und ließ gelbe Gebilde über die niedrige Decke flackern. »Wer ist da?« brummte er. Er schlief nicht.

Leute, die Silas Gaunt gut kannten, und zu diesen war mein Vater zweifellos zu rechnen, pflegten seine vollendete Höflichkeit, seine ritterlichen Manieren und seinen bezwingenden Charme zu rühmen. Meine Mutter hatte ihn einmal einen Flaneur genannt. Ich hatte das Wort bei dieser Gelegenheit zum erstenmal gehört. Nach ihren Schilderungen wäre man geneigt gewesen, sich Gaunt als englischen Exzentriker nach dem Muster von Henry Fieldings Squire Allworthy vorzustellen. Doch der Silas Gaunt, der mir aus eigener Erfahrung bekannt war, war ein verschlagener alter Teufel, der, je nachdem, wie es in seine langfristigen Pläne paßte, die dicke Haut eines Nashorns oder die Empfindsamkeit eines Schmetterlings zeigte.

»Ich hoffe, ich störe nicht«, sagte ich sehr ruhig.

»Ich höre Lohengrin, verdammt noch mal!« sagte er. Ich war etwas erleichtert, wie immer nun sein körperlicher Zustand sein mochte, wenigstens seinen Kampfgeist lebendig und ungebrochen vorzufinden. Als er dann den Kopf nach mir umdrehte und das Feuer heller aufloderte, sagte er: »Ach, du bist's, Bernard. Ich dachte, es wäre wieder Mrs. Porter, sie ist dauernd hinter mir her.«

Während meiner Kindheit hatte Silas immer Zuneigung zu mir bekundet, aber jetzt war er alt und hatte sich auf seine eigenen Anliegen – Alter, Krankheit, Tod – zurückgezogen. Seine Anteilnahme hatte nachgelassen. »Sie macht sich Sorgen um dich, Silas«, sagte ich.

»Sie hat sich mit diesem verdamnten Kurpfuscher verbündet«, sagte er. Er schaltete den Plattenspieler ab, indem er den Tonabnehmer aus der Rille hob. Unter der transparenten Haube drehte die Platte sich weiter.

Ich suchte mir einen Sitzplatz. Er hatte sehr abgenommen. Die Kleider waren ihm zu weit, so daß sein faltiger Hals jetzt dünn aus einem überbreiten Hemdkragen ragte. Im halbdunklen Raum waren Nippes, Pretiosen und Andenken an ferne Orte verteilt: Skarabäen, eine afrikanische Schnitzerei, eine zerbeulte Spielzeuglokomotive, eine Banderilla, ein Bergstock, in den die Namen bedeutender Gipfel eingeschnitten waren, ein winziger Buddha aus Elfenbein, ein zerbrochenes Kruzifix. Onkel Silas hatte mir einmal erzählt, daß er keine Erdbestattung wünschte. Er wollte nicht in geweihter Erde und auch in keiner Grabkammer liegen. Vielmehr wollte er, wie jetzt viele ägyptische Könige, im Kreise seiner Besitztümer im Museum ausgestellt werden.

»Wir machen uns alle Sorgen um dich, Silas«, sagte ich. Das war eine etwas schwache Erwiderung, und er beschränkte sich darauf, mich böse anzustarren.

»Der verfluchte Arzt will meine Großvateruhr«, sagte Silas.

»Wirklich?«

»Nur deshalb kommt er. Er hat Augen für nichts anderes, wenn er hier ist. Neulich habe ich ihm gesagt, er möge doch mit seinem verdammten Stethoskop ihren Schlag prüfen, da er doch unbedingt wissen wolle, wie genau sie gehe.«

»Vielleicht wollte er nur höfliche Konversation machen.«

»Was ihn reizt, ist die Einlegearbeit, aber er hat Zentralheizung. Bei ihm würde die binnen sechs Monaten austrocknen und in die Brüche gehen.«

»Wirklich eine sehr hübsche Uhr, Silas.«

»Achtzehntes Jahrhundert. Ich habe sie von meinem Vater. Die Tafel an der Vorderseite hat sich ein bißchen verzogen. Einige Intarsien stehen eine Kleinigkeit vor. Die Uhr muß sehr sorgfältig poliert werden von jemandem, der sich darauf versteht. Mrs. Porter läßt keinen anderen dran. Sie zieht sie auch auf.«

»Du kannst dich glücklich schätzen, daß sie sich um dich kümmert, Silas.«

»Dieser verdammte Quacksalber will die Uhr, bevor ich sterbe. Ich weiß, worauf es ihm ankommt. Eine schriftliche Erklärung über den gegenwärtigen Zustand und die Geschichte der Uhr. Solche Urkunden steigern den Auktionspreis. Hat er mir selber erzählt.«

»Ich freue mich, daß du so gut aussiehst«, sagte ich.

»Er hat das ganze Haus voller Uhren. Skelett-Uhren, Kutscher-Uhren, Ballon-Uhren, Uhren auf Elefantenrücken, Uhren in den Bäuchen von Adlern. Ich will nicht, daß meine schöne Uhr in eine derartige Sammlung hineingerät. Das wäre, als schicke man ein Kind ins Waisenhaus oder Mrs. Porter ins Armenhaus. Es ist ein Uhrenfetischist. Er sollte einen Psychiater konsultieren; mit einem Mann, der in einem Haus voller Uhren leben will, stimmt irgendwas nicht. Ich könnte ja mein eigenes Wort nicht verstehen bei all dem Bimbam und Ticktack.« Es wurde leicht an die Tür geklopft. Silas sagte: »Herein«, in dem jovialen dröhnenden Ton, den er Mrs. Porter

gegenüber anschlug. Es war aber einer der jungen Männer.

»Alles startbereit, Mr. Gaunt«, sagte er, und es war ihm anzuhören, daß er aus der Gegend hier kam.

»Sehr gut«, sagte Silas, ohne sich nach ihm umzusehen. Der Mann blickte ihn an, als erwarte er eine ernsthaftere Antwort.
»Wir machen uns also ans Werk.«

»Ja doch«, sagte Silas gereizt.

Der Mann betrachtete den Hinterkopf des Sprechers, schaute dann mich an, rollte die Augen und ging. Ich erwartete, daß Silas diese Störung irgendwie erläutern würde, er sagte aber nur: »Auf meine alten Tage habe ich Wagner wiederentdeckt.«

»Das ist erfreulich.«

Nach einer langen Pause bemerkte er: »Ich verliere die Ulmen. Sie haben diese verdammte Krankheit.«

»Alle?«

»Nur die an der Vorderfront.« Er biß sich auf die Lippe.
»Sie haben immer da gestanden. Mein Vater liebte sie. Vielleicht sollte ich mich wegen dieser verdammten Bäume nicht so aufregen, aber ...«

»Du kannst andere pflanzen«, sagte ich.

»Ja, ich werde sechs Eichen pflanzen.« Er lächelte. Es war verständlich, daß er sich irgendwie mit den Bäumen identifizierte, die von jeher das Haus an der Auffahrt eingerahmt hatten. Es würde andere Bäume geben, auch andere Leute, aber Silas Gaunt würde längst gefällt, verheizt und vergessen sein, wenn sie herangereift waren. Er zog ein leuchtendrotes Baumwolltaschentuch, tupfte sich die Augen ab und schneuzte sich. »Ist es dir zu rauchig hier? Wenn ja, mach das Fenster auf.«

»Ich fühle mich wohl.«

»Ist Fledermaus gut gelaufen? Hast du Fiona gesehen?« Von draußen kam das Geräusch einer angeschalteten Kettensäge. Sein Gesicht verkrampfte sich, aber er tat so, als höre er es nicht.

»Ich habe sie gesehen«, antwortete ich.

»Ist dir nun alles klar?«

Es war noch lange nicht klar, aber das zu äußern würde wenig bis gar nichts bringen.

»Wir holen sie also raus?« wollte ich von ihm bestätigt wissen.

»Wenn's Zeit ist.«

»Ein Wunder, daß sie's so lange ausgehalten hat.«

»Sie ist ein verdammt tüchtiges Mädchen«, bemerkte Silas.

»Eine wundervolle Frau.«

»Und Erich Stinnes kommt auch?«

Silas sah mich abwesend an. Der Lärm der Kettensäge mußte ihn momentan irritiert haben. Ihr Kreischen ertönte in immer längeren Schüben, so, wie sie immer längere und stärkere Äste abschnitt, ehe sie den Baum fällte. Ein Baum ist natürlich wie ein Agentennetz, und so haben die alten Handbücher aus der Kriegszeit es auch immer abgebildet. Und wie einen Baum zerstört man ein Agentennetz, indem man bei einem seiner Zweige anfängt und dann einen Ast nach dem anderen kappt, bis der Stamm gestürzt und die Wurzeln ausgerodet sind. »Stinnes ...«, sagte Silas. »Ja, nehme ich an. Ist Stinnes wichtig?«

»Wichtig?« sagte ich. Ich war so durcheinander, wie er zu sein schien.

»Stinnes anzuwerben ... ihn dazu zu bringen, daß er zurückging und auf der anderen Seite für uns arbeitete, das war brillant. Eine Meisterleistung«, sagte Silas. Seine Augen waren hell und wach jetzt. »Wenn Stinnes schließlich unverseht zurückkommt, wird das Department sich über alle Vorschriften hinwegsetzen, um für Bret Rensselaer einen Adelstitel zu erwirken.« Ich sah ihn aufmerksam an. Stinnes arbeitete also für uns. Aber tatsächlich meinte er zweifellos, falls Fiona unverseht zurückkäme, aber so offen wollte er denn doch nicht mit mir reden.

»Hat Bret das organisiert?«

»Nein. Aber Stinnes zurückzuschicken war ursprünglich Brets Idee. Bret hat deswegen alle Hebel in Bewegung gesetzt.«

»Es war Wahnsinn«, sagte ich. »Vielleicht ist Stinnes damit durchgekommen, vielleicht spielen sie mit ihm. Wer kann das genau wissen? So oder so war es unverantwortlich, ihn zurückzuschicken. Es hat Fiona in Gefahr gebracht.«

»Siehst du's denn immer noch nicht?« sagte Silas. Er schüttelte den Kopf über meine Begriffsstutzigkeit. »Erich Stinnes war und ist uns noch immer vollkommen schnuppe. Stinnes wurde aus einem einzigen Grund dorthin zurückgeschickt, nämlich dem: Fiona als echte Überläuferin glaubhaft zu machen.«

»Nicht, um mit Fiona zusammenzuarbeiten?«

»Nein, nein, nein. Das war ja das Schöne daran. Niemand hat Stinnes verraten, daß Fiona für uns die Seiten gewechselt hat. Es weiß das ja auch fast niemand. Unsere Leute glauben durch die Bank, daß Fionas Verrat der schlimmste Schlag war, der das Department je getroffen hat, und was immer er vielleicht vermutet haben mag, glaubte auch Stinnes das, als er zurückging.«

Ich sagte: »Willst du sagen, daß Stinnes den Auftrag kriegte, zu berichten und zu entschärfen, was Fiona angeblich gegen uns ausheckte?« Es war schön. Es hatte die Symmetrie, die Kunst von Natur unterscheidet.

Silas lächelte zufrieden, als er mich das bedenken sah. »Ja, ›Schadensbegrenzung‹, das war es, was Bret diesem Stinnes als seinen Auftrag hinstellte. Stinnes war nur ein Mittel zum Zweck.«

»Und ich auch«, sagte ich erbittert. »Von Anfang an bin ich zum Narren gehalten worden.« Die Offenbarung, daß meine Frau eine Heldin war statt eine Verräterin, hätte mich mit Freude erfüllen sollen. Das tat sie in gewisser Hinsicht auch,

aber persönlich war ich darüber erbittert, wie man mich benutzt hatte. Mein Zorn galt jedem, der von Fionas langfristig vorbereitetem Einsatz gewußt hatte, ohne mich einzuweihen. Nicht zuletzt Fiona. Von draußen hörte man jetzt pausenlos die Kettensäge. Wahrscheinlich fraß sie sich gerade durch den Stamm. »So darfst du das nicht sehen«, erwiderte Silas. Er seufzte. Es war keiner jener theatralischen Seufzer, die er früher gerne von sich gegeben hatte. Es war der Seufzer eines kranken alten Mannes, der sich den Anstrengungen des Lebens nicht mehr gewachsen fühlt. »Du hast bei der ganzen Sache eine sehr wichtige Rolle gespielt. Was hätte es genützt, wenn du dir bei der Durchführung der Operation hättest Sorgen machen müssen?«

»Das hat Fiona auch gesagt. Wolltest du mich deshalb sprechen?« fragte ich.

»Dieser verdammte Quacksalber sagt, daß ich jeden Augenblick abkratzen könnte.«

Ich nickte. Er sah krank aus. Mrs. Porter machte sich keine unnötigen Sorgen.

»Ich nehme an, daß es dir Mrs. Porter schon gesagt hat. Sie erzählt es jedem. Ich sehe das den Leuten am Gesicht an, wenn sie hier hereinkommen.«

»Sie ist sehr diskret«, sagte ich, um seinen Zorn zu besänftigen. »Was wird bloß passieren, wenn ich weg bin, habe ich mich gefragt. Bret ist krank, und überhaupt kennt auch Bret nicht die ganze Geschichte. Der Direktor kennt sie, aber niemand wird auf ihn hören, denn ihn hält man für nicht mehr ganz dicht; wie denkst du übrigens über ihn?«

Dies waren gefährliche Untiefen, und ich suchte sie zu umschiffen. »Ich habe ihn schon seit langer Zeit nicht mehr gesehen«, sagte ich.

»Dem Gerücht zufolge leidet er an der Alzheimerschen Krankheit, aber mein Quacksalber sagt, die einzig zuverlässige Diagnose für diese Krankheit kann erst nach dem Ableben des

Patienten durch eine Obduktion gestellt werden.« Es folgten eine plötzliche Stille und dann ein weicher Aufschlag und Stimmengewirr. Der gefällte Baum war auf den nassen Rasen gefallen. Der Laut seines Todes machte mich traurig. Silas ließ sich nicht anmerken, daß er ihn gehört hatte, ich wußte aber, daß das der Fall war. »Weißt du, was ich glaube?« Er bewegte sich rastlos. Ein großer und kräftiger Mann wie Silas konnte nicht wie andere Leute die eigene Hinfälligkeit einfach annehmen. Er beäugte mich, um sich zu versichern, daß ich ihm meine ganze Aufmerksamkeit schenkte. Dann sagte er: »Der Alte ist taub.«

»Ja«, sagte ich. »Das ist allgemein bekannt.«

»Er ist tauber, als er zugibt«, sagte Silas. »Sie glauben alle, daß er verblödet ist, weil er verdammt noch mal zu eitel ist, sich ein modernes Hörgerät anzuschaffen. Ich glaube, daß der Direktor so gut bei Verstand ist wie du und ich.«

»Es sollte mich freuen, wenn du recht hast«, sagte ich und versuchte dann aufs Thema zurückzukommen. »Demnach wissen also nur Bret, der Direktor und du, daß Fiona für uns arbeitet?«

»Genauso ist es. Sogar die Wiener Mannschaft, die letzte Woche deine Begegnung mit ihr arrangiert hat, war der Meinung, daß sie dabei Moskau vertrat.«

»Es erleichtert mich, das zu hören.«

»Wenn wir alle drei, ich, Bret und der Direktor, auf einmal das Zeitliche segnen – und das ist nicht vollkommen undenkbar –, werdet ihr, du und Fiona, die einzigen sein, die die wahre Geschichte kennen. Selbst der Führungsoffizier, der ihre Berichte bearbeitet, ist nicht wirklich ein Führungsoffizier. Er weiß nicht, von wem die Berichte kommen.«

»Ich hätte also keine Aussicht, irgend jemanden davon zu überzeugen, daß Fiona für uns arbeitet?«

»Und Fiona ihrerseits würde es nicht wagen, auch nur den Versuch zu machen.« Er räusperte sich. »Ja, so ist die Lage,

Bernard. Deshalb habe ich dich kommen lassen.«

»Was sollte ich deines Erachtens tun?« sagte ich.

»Warten.«

Ich sah ihn an. Sein Gesicht war weiß und aufgedunsen, aber krank oder nicht, zeigte es noch immer die keinen Widerspruch duldende Entschlossenheit, die ihn von jeher auszeichnete. »Wir können Fiona da erst rausholen, wenn die Zeit dafür reif ist.«

»Wartet nicht zu lange, Silas«, sagte ich. »Agenten werden unvorsichtig, das wissen wir doch beide. Ihr müßt sie zurückbeordern. Ich hätte es am liebsten gehabt, wenn sie schon neulich mit mir in den Westen zurückgekehrt wäre.«

»Und alles kaputtgemacht hätte, wofür sie gearbeitet hat? Bernard, deine Frau ist Perfektionistin. Das muß dir doch irgendwann während eurer Ehe klargeworden sein.«

»Nein«, sagte ich. Was mir während meiner Ehe mit Fiona klargeworden war, war letztlich nur, daß, obwohl ich so gut wie jede Idee, jeden Gedanken, jedes Gefühl mit ihr teilte, sie sich ihre eigenen Geheimnisse bewahrt hatte, und zwar mit einer Disziplin, die nicht anders als fanatisch zu nennen war. Ich kam mir betrogen vor. Nicht bemogelt, angeschmiert und ausgenommen, weil ich mich habe überrumpeln lassen, sondern jahrelang systematisch getäuscht von der Person, die gelobt hatte, mich zu lieben und zu pflegen. Fiona Kimber-Hutchinson, nimmst du diesen Mann? Ja, hochgenommen hatte sie mich. »Sie will ihren eigenen Tod inszenieren, damit sie nicht merken, was sie bei ihnen getrieben hat. Ihren Tod inszenieren und dann für ungefähr sechs Monate irgendwo abtauchen. Wir könnten Fionas Material noch ewig weiterverwerten, wenn sie nicht draufkommen, was Fiona bei ihnen gemacht hat.« Dem Gedankengang konnte ich folgen, bedachte ich aber, was er beinhaltete, war ich wie vor den Kopf geschlagen. Wenn Fiona irgendwo versteckt werden sollte, würde ich ihr dort Gesellschaft leisten? Und mit welcher

Begründung konnte man Gloria mein plötzliches Verschwinden erklären? Ihr die ganze Wahrheit zu sagen kam natürlich nicht in Frage. Und was sollte aus den Kindern werden?

Silas fügte hinzu: »Sie hat uns alle möglichen tollen Sachen gesteckt, die wir nicht verwendet haben, um sie nicht in Gefahr zu bringen. Aber wenn sie erst in Sicherheit ist, können wir loslegen.«

Er hätte vielleicht noch mehr gesagt, aber Mrs. Porter kam und servierte uns Tee. Heute hatte sie sich selbst übertroffen. Es gab hausgemachte Würstchen in Blätterteig und einen Gugelhupf, dessen Rezept sie sich beschafft hatte, als sie entdeckte, daß sich für Silas damit glückliche Erinnerungen an eine gute alte Zeit verbanden.

»Wer soll denn das alles essen, Frau ...?« sagte Silas grimmig.

»Regen Sie sich doch nicht auf! Mr. Samson wird es essen. Die Fahrt ist lang. Er wird hungrig sein.«

Silas griff in seine Tasche nach den Schlüsseln, die an einem Ring am Ende einer goldenen Kette hingen. Einen von diesen hielt er in die Höhe. »Sehen Sie diesen Burschen, Mrs. Porter? Wenn mir irgendwas zustößt, nehmen Sie dieses kleine Dingsda und geben es Mr. Samson. Sie rufen ihn an und bitten ihn, hier herauszukommen, und sie geben es ihm und keinem anderen. Verstehen Sie das, Mrs. Porter?« Mit einer unbekümmerten Gebärde, die wohl eines Flaneurs würdig war, wirbelte er die Schlüssel an der Kette herum, ehe er sie wieder in die Tasche steckte. Draußen begann das Geräusch der Kettensäge von neuem.

»Ich kann Gedanken an dergleichen nicht ertragen, Mr. Gaunt.«

»Sie werden tun, was ich Ihnen sage. Darauf kann ich mich doch verlassen, oder?«

»Sie wissen, daß Sie's können, Sir.«

»Das ist gut. Aber nun trollen Sie sich. Ich habe keine Lust, mir von Ihnen was vorheulen zu lassen.«

Mrs. Porter stellte die Tassen hin und hob den Deckel der Thermoskanne, um mir zu zeigen, daß sie mit heißem Wasser gefüllt war. Silas grunzte, um seine Ungeduld auszudrücken. Sie lächelte mir tapfer zu, schniefte und verschwand.

»Ich habe diesen Dodo in Wien getroffen«, sagte ich beiläufig, während ich aus der wunderbaren silbernen Teekanne Tee eingoß. Ein Datum war eingraviert. Sie war Silas bei seinem Abschied aus Berlin von seinen dortigen Mitarbeitern überreicht worden.

»Ach ja, wir mußten uns irgendwas einfallen lassen«, sagte Silas unbestimmt.

»Na, und was habt ihr euch einfallen lassen?«

»Sie haben ihm ein MBE oder so was verliehen und seine Pension aufgestockt.«

»Was haben sie?«

»Reg dich nicht auf, Bernard. Auf die Weise brauchen wir uns seinetwegen wahrscheinlich keine Sorgen mehr zu machen. Denn er wurde ziemlich ungemütlich in letzter Zeit, und er weiß einfach zuviel, als daß wir uns leisten könnten, daß er jedem sein Herz ausschüttet. Die Mohrrübe ist bei manchen Eseln nützlicher als der Stock.«

»Der Kerl ist ein Säufer.«

»Er ist jetzt ein gesetzter Mann, Bernard. Hat eingesehen, was gut für ihn ist.«

»Ihr habt also das MBE als Mohrrübe benützt?« Selbst ein Zyniker wie ich war entsetzt.

»Na ja, keine ehrenvolle Erwähnung im Tagesbefehl, nichts dergleichen. Für den Nachrichtendienst geleistete Dienste. Alles sehr unbestimmt. Aber ein MBE wird seine Enthüllungen disqualifizieren. Diese Auszeichnung wird Moskau weismachen, daß wir mit dem Mann zufrieden sind, daß er auf unsere Anordnung handelt.« Seine zusammengepreßten Lippen

bewegten sich und deuteten vielleicht ein flüchtiges Lächeln zu Ehren des gelungenen listigen Manövers an. »Es kostet uns nichts, Bernard, und wir müssen an Fionas Sicherheit denken.«

»Ja. Wie höchst englisch! Wenn die Leibeigenen anfangen, Ärger zu machen, schmeißt ihnen einen Titel hin!«

»Reich mir diesen großen braunen Umschlag.« Ich nahm ihn vom Tisch und reichte ihn ihm. Er entnahm ihm eine Rechtsurkunde. Eins dieser Papiere mit Ornamentschmuck, der für englische Rechtsanwälte ebenso unverzichtbarer Bestandteil der Rechtspflege ist wie Perücken, Roben und die autokratischste Standesvertretung der Welt. Das Dokument bestand aus etwa vierzig maschinengeschriebenen Blättern, die mit grünem Band durch die in jedes Blatt gestanzten runden Löcher miteinander verbunden waren. »Hier ist eine vollkommene Beschreibung von allem, was Fionas Auftrag betrifft. Namen, Daten und so fort. Steht alles drin.«

Im Glauben, er wolle mir das Dokument aushändigen, streckte ich die Hand danach aus. Er beachtete sie jedoch nicht. »Hast du einen Füllfederhalter, der schreibt?« Er schlug die letzte Seite auf und sagte: »Ich möchte, daß du meine Unterschrift bezeugst. Der Fritze vom Notariat kommt morgen vorbei, um seinerseits meine Unterschrift und eidesstattliche Erklärung zu bezeugen. Ich will aber auch dich als Zeugen. Ich hoffe, du hast nichts dagegen.«

»Nein«, sagte ich. »Natürlich nicht.«

Er schrieb seinen Namen und zeigte mir dann, wo ich meinen hinsetzen sollte, bestand pedantisch auch darauf, daß ich meine Adresse in der vorschriftsmäßigen Blockschrift an die vorgeschriebene Stelle schrieb. »Ich möchte ganz sichergehen, daß es den formalen Erfordernissen genügt«, sagte er. Wo ich nach dem Beruf gefragt wurde, schrieb ich Beamter. Er inspizierte meine Arbeit, blies auf die Tinte, um sie schneller zu trocknen, und erklärte sich befriedigt.

»Kann ich es jetzt lesen?« fragte ich.

»Nicht nötig, daß du's liest, Bernard. Das ist nur für alle Fälle. Ich habe jeden Grund zu hoffen, noch lebendig und munter zu sein, wenn Fiona zurückkommt.«

»Natürlich.«

Er erhob sich mühevoll aus seinem Sessel und ging zu einer alten Militärtruhe. In dieser schloß er das Dokument mit einem der Schlüssel an seinem Ring ein. Er zeigte mir den Schlüssel, ehe er ihn wieder in die Tasche steckte.

»Verstehst du, Bernard?«

Ich nickte. »Ihr habt sie schon in Oxford angeworben, was?« fragte ich.

»Sagen wir mal, daß sie schon dort unsere Aufmerksamkeit erregt hat. Einer meiner Cousins, Professor der Geschichte, hat sie für uns rekrutiert. Niemals zuvor hatte er eine Studentin vorgeschlagen. Fiona sollte an einer Diskussion teilnehmen, und er schlug mir vor, hinzugehen und uns das mal gemeinsam anzuhören. Ich werde diesen Abend niemals vergessen. Sie vertrat die Meinung, daß es sich bei Einsteins Relativitätstheorie um einen Schwindel handle. Ich wünschte, du hättest sie gehört. Es war eine eindrucksvolle Darbietung, Bernard.«

»Aber Fiona hat doch keine Ahnung von Mathematik«, sagte ich. »Das stimmt. Aber der größte Teil ihres Publikums hatte auch keine. Sie war schlau genug, das auszunützen. Die anderen Redner langweilten mit vernünftigen Argumenten. Als die Reihe an Fiona kam, war sie attraktiv und amüsan. Sie machte ihre Gegner lächerlich und plädierte für ihre Meinung mit Argumenten, denen eine gewisse Plausibilität nicht abzusprechen war. Natürlich konnte sie die Debatte nicht gewinnen, das wußte jeder, aber sie bewies, daß sie geistig überaus rege war. Sie stellte ein paar gut recherchierte Tatsachen, ein paar Halbwahrheiten und einen Haufen totalen Quatsch zu einem auf den ersten Blick verdammt überzeugenden Bild zusammen.«

»Ich dachte, das macht jeder an der Universität.«

»Da hast du nicht ganz unrecht, Bernard. Aber in Fiona lernte ich eine Frau kennen, die stets imstande war, ihren eigenen Geist aus dem Material, das sie manipulierte, herauszuhalten, kristallklar, verstehst du. Das ist aber die Essenz unserer Arbeit. Versagen ist bei jedem Nachrichtendienst das Los derer, die nicht unterscheiden können zwischen dem, was sie als Tatsachen kennen, und dem, was sie gerne für wahr halten würden.«

»Oder nicht unterscheiden wollen«, sagte ich mitfühlend.

»Genau. Und deine Frau ist Realistin, Bernard. Die leistet sich keine ausschweifenden Phantasien, keine Romantik, kein Wunschenken.«

»Nein«, bestätigte ich. »Nicht die Bohne.«

»Sie wurde nie angeworben. Ich behielt sie für mich. So hat man das damals gemacht. Wir hatten alle unsere eigenen Agenten: Dein Papa, ich, der Lange, jeder hatte seine eigenen Leute, die aus unregistrierten Überweisungen der Zentralen Finanzierungsstelle besoldet wurden. Die Sorte Finanzgebaren, wegen der du noch kürzlich dem armen Bret Rensselaer die Hölle heiß gemacht hast. Erinnerst du dich?«

»Ja«, sagte ich.

»Als Sir Henry Generaldirektor wurde, ließ ich ihn wissen, daß Fiona bestens getarnt sei. Und als sie darauf drängte, diese große Chance zu kriegen, habe ich auch Bret informiert. Wir beschlossen, es dabei zu belassen. Ihr Name ist nirgends schriftlich fixiert.« Er fiel wieder in Schweigen. Ich schenkte mir Tee ein, er hatte seinen nicht berührt. Er starrte ins Feuer und schien in Gedanken versunken, die er für sich zu behalten gedachte. »Dein Vater fehlt mir«, sagte er schließlich. »Dein Vater wußte auf alles, was so passierte, immer eine Antwort. Dem hatten sie nicht an der Universität das Hirn mit langweiligen Vorlesungen versalzen. Ich glaube nicht, daß er in seinem ganzen Leben ein einziges Examen abgelegt hat.« Silas

sah mich an. Ich erwiderte nichts. »Leute, die sich wie dein Vater selbst erzogen haben – Autodidakten höre ich sie heutzutage nennen –, lesen nicht, um zur Übereinstimmung mit den vorab festgesetzten Antworten irgendeiner mehr oder weniger schwachsinnigen Prüfungskommission zu gelangen, sie finden einen individuellen Standpunkt.« Er lehnte sich in seinem Stuhl zurück. »Mein Wort, Bernard, es war lustig, wie dein Vater ein paar von diesen eingebildeten jungen Eseln bloßgestellt hat, die man uns schickte. Er konnte aus so verschiedenen Quellen zitieren, daß denen die Spucke wegblieb. Jung, Nietzsche, Sueton, Apostel Paulus, Hitler, George Washington, Statistiken aus Speers geheimen Aufzeichnungen, Schiller und Einstein. Deinem Vater stand das alles zur Verfügung. Ich erinnere mich, wie er einmal einem gelehrten alten SS-General erklärte, daß sein großer Held Arminius – der tapfer die Römer schlug, was den Briten, Kelten und allen anderen nicht gelang – die Wohltaten der Zivilisation von Germanien fernhielt, Deutschland in einem barbarischen Chaos festhielt, so daß man dort noch Jahrhunderte später nicht einmal soweit war, steinerne Gebäude zu errichten. ›Ihr Deutschen müßt ein paar Jahrhunderte Zivilisation nachholen‹, sagte dein Vater geduldig. Es war nicht leicht festzustellen, inwieweit er dabei ernstgenommen werden wollte.« Silas kicherte. »Wir haben schöne Zeiten zusammen gehabt, dein Vater und ich.« Für ein paar Augenblicke war Silas wieder ganz der alte, doch dann – da ihm vermutlich der Tod meines Vaters von neuem bewußt wurde – versank er wieder in feierliches Schweigen.

»Was ist in Berchtesgaden passiert, Silas? Was ist da geschehen, das irgendwie die Karriere meines Vaters ruiniert zu haben scheint?«

»Und einen gewissen Schatten auch auf meine geworfen hat«, ergänzte Silas. »Hast du dich nicht manchmal gefragt, warum sie mich nicht in den Ritterstand erhoben haben?«

»Nein«, sagte ich, obwohl ich tatsächlich die Frage schon häufig erörtert gehört hatte.

»Wieviel weißt du?«

»Ein Deutscher, ein Mann namens Winter, wurde erschossen. Papa wurde beschuldigt. Das ist alles.«

»Zwei Deutsche: ein Häftling, für den dein Vater direkt verantwortlich war, und dessen Bruder, der, jedenfalls formal, Offizier der U.S. Army war. Es war in der amerikanischen Zone. Der Krieg war vorbei. Alle Beteiligten warteten auf ihre Entlassung in die Heimat. Sie waren keine Frontsoldaten. Männer mittleren Alters, Angestellte der Militärverwaltung, alle nur beschränkt tauglich und ohne große Erfahrung im Umgang mit Waffen. Nervös, betrunken, schießwütig ... Wer weiß, wie es tatsächlich passiert ist. Dein Vater war der einzige Engländer dort und war schon vielen Leuten auf die Hühneraugen getreten. Die Amis haben einfach ihm die ganze Schuld gegeben. Max hat das hinterher leid getan. Hat er mir mehr als einmal gesagt.«

»Max?«

»Max Busby. Der beim Langen war.« Angesichts meines verständnislosen Blicks fügte er hinzu: »Der, den sie umgelegt haben, als ihr beide über die Mauer seid. Er war Hauptmann in der amerikanischen Armee gewesen. Er leitete das Suchkommando in der Nacht, in der diese Deutschen erschossen wurden. Wußtest du das denn nicht? Hat Max es dir nie erzählt?«

Ich brauchte ein Weilchen, um mich von meiner Verblüffung zu erholen. »Nein, das hat Max mir nie erzählt. Er war ein verdammt guter Freund.« Das war eine ausweichende Bezeichnung für einen Mann, der sich hatte totschießen lassen, um mir eine Chance zu geben, mit heiler Haut nach Hause zurückzukehren. Aber ich brauchte nicht mehr zu sagen, Silas kannte die Geschichte.

»Für dich war er das wirklich immer. Max hatte dich gern,

Bernard, wirklich gern. Aber ich habe mich oft gefragt, inwieweit er damit das Unrecht wiedergutmachen wollte, das man mit seiner Hilfe deinem Vater angetan hatte. Denn es war Max' Aussage, die den Untersuchungsausschuß überzeigte, daß dein Vater tatsächlich die tödlichen Schüsse abgefeuert hat. Diese Geschichte kam ihnen gerade recht. Die Soldaten konnten ohne längeren Aufschub ins Privatleben zurückkehren, und die amerikanischen Zeitungen wurden um die Schlagzeilen gebracht, auf die sie schon scharf waren. Aber der Ruf deines Vaters war seit dieser Sache lädiert. Eigentlich wollten sie ihn auf irgendeinen elenden Verbindungsjob abschieben, aber ich habe darauf bestanden, daß er bei mir blieb.«

»Deshalb haßte also Papa Max«, sagte ich.

»Max, ja. Und den Langen auch. Überhaupt war er nach dieser Geschichte sauer auf die Amis. Eine kindische Reaktion, aber er war sehr erbittert und enttäuscht.«

»Hat er nicht die Wiederaufnahme der Untersuchung beantragt?«

»Natürlich. An der Aufhebung dieses Urteils war deinem Vater mehr gelegen als an irgendwas sonst. Aber das Department konnte sich das öffentliche Interesse, das damit erweckt worden wäre, nicht leisten. Und die offizielle Linie, sowohl unserer als auch der amerikanischen Politik, tendierte dahin, alles zu vermeiden, was zur Verstimmung zwischen den Alliierten hätte beitragen können.« Er lehnte sich zurück. Für einen Augenblick hatten ihn die Erinnerungen neu gekräftigt, aber jetzt waren ihre Gespenster scharenweise ins Zimmer gedrungen, und er schien nicht mehr zu wissen, daß ich noch da war. Ich trank ein bißchen von meinem lauwarmen Tee.

Als Silas wieder zu sprechen begann, war seine Stimme angespannt. Er sagte: »Ich glaube, ich sollte was von dieser verdammten Medizin nehmen. Mrs. Porter weiß, wieviel sie mir davon geben muß.«

»Ich werde jetzt gehen, Silas«, sagte ich schließlich. »Du

mußt dich ein bißchen ausruhen.«

»Bleib doch zum Lunch, Bernard.«

»Ich muß in die Stadt zurück«, sagte ich.

Er versuchte nicht, mich zu überreden. Nun, da er seine Pflicht getan hatte, verließen ihn die Kräfte, wollte er allein gelassen werden.

»Das mit den Ulmen tut mir leid, Silas.«

»Die Eichen werden sich auch sehr gut machen«, sagte er. Ich lehnte Mrs. Porters Einladung, vor meiner Abfahrt noch einen Happen zu essen, dankend ab. Ich hatte das Gefühl, daß es Silas lieber wäre, wenn ich sein Haus umgehend verließ und wegfuhr, ohne mir vorher in der Küche was vorsetzen zu lassen. Oder bildete ich mir das nur ein? Wie dem auch sei, ich selbst hatte es eilig, wegzukommen und über alles nachzudenken. Vor der stillen, kleinen Kirche, die an der schmalen Straße von Whitelands zum Dorf steht, parkten eine Reihe Wagen. Es fand dort gerade eine Beerdigung statt. Ungefähr zwei Dutzend Leute in dunkler Kleidung standen um ein offenes Grab unter ihre Regenschirme geduckt, während der Priester mit im Wind flatterndem Ornat und vom Regen glänzendem Gesicht den Elementen trotzte.

Ich mußte hinter einem Traktor herkriechen und hatte so Gelegenheit, die feierliche kleine Zeremonie unauffällig zu betrachten. Der Gedanke, daß bald, sehr bald, Silas und Whitelands und alles, was sie bedeuteten, aus meinem Leben verschwinden würden, machte mich noch trübseliger. Meine Mutter war alt und krank. Bald würde auch Lisl weg sein und das Hotel zur Unkenntlichkeit verändert. War dies geschehen, würde ich zu der Zeit, die mir so viel bedeutete, keinerlei Verbindungen mehr haben.

Vielleicht hatte Silas recht: Auf einem Regal in einem Museum, umgeben von all dem Gerümpel unseres Lebens, wären wir wahrscheinlich alle am besten aufgehoben. In dieser etwas irrationalen, melancholischen Stimmung hielt ich in der

nächsten Stadt an, um was zu trinken. Kein Pub hatte geöffnet, und das einzige Restaurant war voll lärmender Hausfrauen, die Salat aßen. Ich ging also in ein Lebensmittelgeschäft und kaufte eine halbe Flasche Johnnie Walker und ein Päckchen Pappbecher.

Dann fuhr ich weiter, bis ich die Hauptstraße erreichte und einen Parkstreifen fand, wo ich den Wagen parkte. Es regnete immer noch. Tag, Ort und Zeit waren ideal für einen Selbstmord. Kaum hatte ich die Scheibenwischer abgeschaltet, verschwamm das Glas unter den platzenden Regentropfen, die man auch aufs Dach pladdern hörte. Ich griff nach der Flasche, aber ehe ich daraus trank, lehnte ich mich entspannt gegen die Nackenstütze und muß sofort eingeschlafen sein. Solchen Kurzschlaf kannte ich auch von früher, aber bisher hatte er immer gefährliche Situationen oder große Anspannung begleitet. Ich weiß nicht, wie lange ich schlief. Ich erwachte, als ein Wagen neben meinem anhielt. Ich hörte das Zischen und Klappern eines Scheibenwischers und das tönende Plappern eines Funkgeräts. Ich öffnete die Augen. Es war ein Polizeiwagen. Der uniformierte Polizist drehte sein Fenster herunter, und ich tat das gleiche.

»Fehlt Ihnen irgend etwas, Sir?« Der mißtrauische Blick seines wettergegerbten Gesichts strafte die höfliche Anrede Lügen. Ich stieß die Whiskyflasche zwischen die Sitze, konnte sie aber nicht ganz verbergen. »Nein danke, gar nichts.«

»Ich meine, haben Sie eine Panne? Soll ich den Pannendienst rufen?« Es regnete noch immer, und der Polizist stieg nicht aus dem Wagen.

»Ich wollte nur mal einen Blick auf die Karte werfen.«

»Na, sehr wohl, Sir, wenn Ihnen nichts fehlt und Sie fahrtüchtig sind.« Sie fuhren weg.

Als der Polizeiwagen außer Sicht war, stieg ich aus und stellte mich in den Regen. Das erfrischte mich. Bald fühlte ich mich besser. Ich stieg wieder ein und schaltete Heizung und

Radio an. Das Radio war auf das dritte Programm eingestellt. Brendel spielte Schubert. Ich hörte zu. Nach ein paar Minuten warf ich den ungeöffneten Whisky in den Straßengraben. Ich fragte mich, ob man die Polizisten angewiesen hatte, ein Auge auf mich zu haben, hielt das aber doch für unwahrscheinlich. Daß ich überhaupt auf die Idee kam, war natürlich schon ein Indiz meiner elenden Verfassung. Dergleichen wäre mir früher nicht im Traum eingefallen. Vielleicht stimmte mit mir ja wirklich was nicht. Möglicherweise hatten alle diese Leute, die mir sagten, daß ich krank aussähe, vollkommen recht. Ich dachte über alles nach, was Silas mir erzählt hatte. Besonders beunruhigend fand ich den Plan, daß Fiona untertauchen sollte, damit der KGB nie daraufkäme, daß sie die ganze Zeit für uns gearbeitet hatte. Eine solche Täuschung würde nicht leicht zu bewerkstelligen sein.

Für das Department bot sich eine andere Methode an, die zum gleichen Ergebnis führte: Fiona zu töten, während sie noch für den KGB arbeitete. So etwas wäre verhältnismäßig einfach zu organisieren, Thurkettles gab es wie Sand am Meer, und außerdem wirksam und endgültig. Selbst wenn der KGB die Verantwortlichkeit des Departments für den Mord entdeckte, würde dies nur zusätzlich beweisen, daß Fiona wirklich und allen Ernstes die Seiten gewechselt hatte. Zweckdienliches Ableben. Solch eine brutale Lösung war freilich undenkbar und beispiellos. Aber ebenso undenkbar und beispiellos war Fionas einzigartige Stellung.

16

An dem Tag ging ich nicht mehr ins Büro. Auf der Rückfahrt von Silas Gaunts Landgut wurde das Wetter immer schlechter, bis ich kurz vor London durch ein außerordentliches Gewitter fuhr, das den Himmel mit blauen Blitzen erleuchtete, im Autoradio atmosphärische Störgeräusche verursachte und langanhaltendes Donnern folgen ließ. Ich fuhr direkt nach Hause. Es war früher Abend. Das Haus war kalt und leer, ein warnender Hinweis darauf, wie es sein würde, allein zu leben. Die Kinder waren zum Essen bei Freunden. Ich zündete das Gasfeuer an, setzte mich in einen Sessel davor und beobachtete, wie die Flamme die Farbe wechselte, bis der ganze Rost rot war. Ich döste ein.

Glorias Ankunft weckte mich. Sie knipste das Licht an, und obwohl sie den Wagen draußen gesehen haben mußte, hob sie eine Hand und machte eine kleine überraschte Bewegung, als sie mich da sitzen sah. Eine sehr weibliche Reaktion, gespielt vielleicht, aber kraft irgendeiner Magie überzeugte bei ihr solche kindliche Schauspielerei. Sie war sehr naß. Wahrscheinlich hätte ich sie vom Bahnhof abholen sollen, aber sie beklagte sich nicht. »Es gibt nur gefrorenes Szekelygulyas«, sagte sie, während sie ihren tropfnassen Regenmantel auszog und ein Handtuch holte, um ihr Haar abzutrocknen.

»Nur gefrorenes Szekelygulyas«, sagte ich nachdenklich.
»Was für ein gutes Leben wir doch führen.«

»Ich hatte keine Gelegenheit zum Einkaufen«, sagte Gloria. Ich hörte einen warnenden Ton in ihrer Stimme. »Wir können zu Alonso gehen oder in das kleine chinesische Lokal«, schlug ich vor.

»Was macht dich so brummig heute abend, Teddybär?«

»Ich bin nicht brummig«, sagte ich und brachte ein überzeugendes Lächeln zum Beweis dieser Behauptung zustande.

»Mir reicht ein weichgekochtes Ei«, sagte sie.

»Mir auch«, willigte ich ein.

Sie stand vor dem Spiegel und kämmte ihr nasses Haar. Sie blickte mich an und sagte: »Das sagst du, Bernard, aber wenn ich dir nur ein Ei gebe, fängst du vor dem Schlafengehen immer an, in der Speisekammer herumzustöbern und Büchsen aufzumachen oder Weizenkleie zu futtern.«

»Essen wir doch das gefrorene Szekelygulyas«, sagte ich, denn mir war plötzlich eingefallen, daß sich's dabei nicht um irgendein neues Fertiggericht aus dem Supermarkt handelte, sondern um ein Gericht aus der Küche ihrer Mutter. Kritik an einer solchen Mahlzeit konnte zu Verwicklungen in der Psyche führen, die nur ein freudianischer Feinschmecker hoffen konnte zu entwirren. »Das ist mein Leibgericht! Ist das nicht Huhn in saurer Sahne?«

»Es ist Schweinefleisch mit Sauerkraut«, sagte sie zornig, aber als ich das Gesicht verzog, grinste sie. »Du bist ein Aas! Wirklich!«

»Ich wußte, daß es Schweinefleisch mit Sauerkraut ist«, sagte ich.

»Es gibt da auch noch den neuen Fisch-und-Chips-Imbiß, den wir noch nicht ausprobiert haben.«

»Was für Wein paßt zu Szekelygulyas?«

»Du magst kein ungarisches Essen.«

»Doch, sehr gern.«

»Du hast gesagt, daß dir immer der Kümmel zwischen den Zähnen steckenbleibt.«

»Das war, als ich noch die anderen Zähne hatte.« Sie kniete neben meinem Stuhl nieder und legte die Arme um mich. »Bitte versuche es, Bernard. Bitte versuche, mich wirklich zu lieben. Ich kann dich glücklich machen, das weiß ich, aber du mußt dir auch ein bißchen Mühe geben.«

»Ich liebe dich wirklich, Gloria«, sagte ich.

»Ist Silas sehr krank?«

»Ich bin mir nicht sicher«, sagte ich. »Mal scheint er kurz vor dem Zusammenbruch zu stehen, und im nächsten Augenblick schreit er rum und duldet keinen Widerspruch.«

»Ich weiß, daß er dir sehr viel bedeutet.«

»Er ist alt«, sagte ich. »Früher oder später müssen wir alle gehen. Er war gut am Ball.«

»Ist es also irgendwas, das ich getan habe?«

»Nein, Liebes. Du bist vollkommen. Darauf gebe ich dir mein Wort.« Ich meinte, was ich sagte.

»Es ist dieses Haus, nicht? Du haßt dieses Haus, seitdem wir hier wohnen. Ist es die lange Fahrt? Dein anderes Haus war so zentral gelegen.«

Sie küßte mein Ohr. Ich hielt sie fest. »Das Haus ist in Ordnung. Ich versuche nur gerade, ein paar Probleme zu lösen, die in Zusammenhang mit meiner Arbeit stehen. Du wirst mir mein Brummigsein nachsehen müssen.«

»Meinst du Dicky Cruyer?«

»Nein. Dicky ist meine geringste Sorge. Ohne mich, der ihm neunzig Prozent seiner Arbeit abnimmt, würden sie ihn wahrscheinlich irgendwohin versetzen, wo er weniger Schaden anrichten könnte.«

»Aber?«

»Eine Menge Leute würden es liebend gern sehen, wenn man Dicky die Deutschland-Abteilung wegnähme. Der Deputy Europa zum Beispiel. Er verabscheut Dicky. Wenn er zugleich mit mir Dicky loswerden könnte, täte Gus Stowe das sofort und würde eine Party geben, es zu feiern.«

Gloria lachte. Eine zur Feier von was auch immer von Gus Stowe gegebene Party war nicht leicht vorstellbar. »Laß mich das Essen in den Mikrowellenherd stellen«, sagte sie. Daß sie mich bat, das zuzulassen, anstatt ihre Absicht in bestimmterer Syntax kundzutun, charakterisierte das Wesen unserer Beziehung. Wenn auch andere das vermuten mochten, war doch meine Liebe zu ihr nicht im mindesten väterlich. Aber

von welcher Art war ihre Liebe zu mir? »Und ich werde dir ein Glas Wein bringen.«

»Ich hol's mir. Du bleib ruhig da sitzen und mach's dir gemütlich.«

»Wenn das Essen fertig ist, erzähle ich dir das Neueste von Dicky. Da wirst du Augen machen.«

»Über Dicky wundere ich mich schon lange nicht mehr«, sagte ich.

Sie brachte mir ein Glas gekühlten Wein. Scotch war nicht im Haus. Kein Gin, Wodka oder dergleichen. Alles war ausgegangen, und sie hatte nichts nachgekauft. Sie wollte mir die harten Sachen abgewöhnen. Ich lehnte mich zurück, trank den Wein und lauschte dem Quieken des elektronischen Zeitgebers am Mikrowellenherd. Dieser Ofen war Glorias neuestes Spielzeug. Ich hatte sie mit der Raumpflegerin davon reden hören. Mit der leckeren gedünsteten Leber, die sie darin zubereitet habe, hat sie sich gebrüstet, tatsächlich aber war die Leber explodiert und hatte das Innere des Herds mit einem Knoblauchfilm aus pulverisiertem Schleim bedeckt. Gloria war in Tränen ausgebrochen.

Aber jetzt hörte ich sie leise vor sich hin singen und wußte, daß es richtig gewesen war, mich für die ungarische Küche ihrer Mutter, zubereitet von Gloria in ihrer neuen Maschine, zu entscheiden. Das gab ihr eine Gelegenheit, die Hausfrau zu spielen. Das besondere Vergnügen, das sie daran hatte, war auch dem Aufwand anzumerken, mit dem sie für dieses Mahl zu zweit den Tisch deckte. Es gab Kerzen und sogar eine langstielige Rose, wenn diese auch künstlich war.

»Wie wunderbar du bist«, sagte ich, als ich zum Essen in die Küche kommen durfte.

»Ich habe die Pfeffermühle vergessen«, sagte sie und griff eilig danach. Es war Nervosität in ihrer Stimme, Besorgnis, so daß ihr eifriges Bemühen, es mir recht zu machen, mir manchmal unbehaglich war, weil ich mir dann wie ein Tyrann

vorkam.

»Erzähle mir deine Neuigkeiten von Dicky.«

»Ich weiß nicht, wie Daphne es mit ihm aushält«, sagte Gloria. Sie fing gerne mit einer einstimmenden Vorrede an. »Daphne ist eine so patente Frau. Weißt du, daß sie Lederjacken bemalt?«

»Lederjacken bemalt, Daphne?«

»Sie ist Malerin, Bernard.«

»Ich weiß, daß sie die Kunstschule besucht hat.«

»Na bitte.«

»Auf Lederjacken?«

»Drachen und psychedelische Akte. Hast du noch keine gesehen? Ich weiß, du würdest auch gerne eine haben, Liebling.«

»Ein psychedelischer Akt, und sei's auch nur auf einer Lederjacke, würde mir, fürchte ich, dieser Tage etwas zuviel abverlangen.«

»Man braucht Stunden dafür.«

»Kann ich mir vorstellen.«

»Hör auf!«

»Was?«

»Das ist nicht komisch. Daphne arbeitet sehr hart, und Dicky versteht sie nicht.«

»Hat er dir das gesagt?«

»Natürlich nicht. Ich wünschte, du würdest zuhören, anstatt zu versuchen, so schlau zu sein.«

»Mir schmeckt dieses Schweinefleisch mit Kohl. Ein bißchen sehr salzig, aber sonst hervorragend.«

»Letztesmal war es dir zu fad. Ich habe es extra ein bißchen mehr gesalzen.«

»Es ist köstlich. Was ist also mit Dicky?«

»Er fliegt Freitag nach Berlin. Er hat eine Suite im Kempinski reserviert; er nimmt ein Mädchen mit. Arme Daphne. Wenn sie das je erfährt ...«

»Was für ein Mädchen? Jemand aus dem Büro?«

»Weiß ich nicht«, sagte sie. »Wo hast du dieses Gerücht aufgeschnappt?«

»Das ist nicht nur ein Gerücht. Die Suite ist wirklich reserviert.«

»Hat Dickys Sekretärin dir das erzählt?«

Gloria machte eine Pause, um ihren Kohl zu schlucken, und trank dann auch noch einen Schluck Wein. Das gab ihr Zeit, sich ihre Antwort zu überlegen. »Nein, natürlich nicht.«

»Sie hat kein Recht, solche Sachen herumzuerzählen.«

»Wirst du's Dicky sagen?«

»Nein«, sagte ich, »natürlich nicht. Aber es ist dumm von ihr, so herumzutratschen.«

»Sei nicht so spießig, Teddybär«, sagte sie und goß Wein nach.

»Nimm mal an, da wäre gar keine Frau«, sagte ich. »Nimm mal an, Dicky wartete auf einen Agenten von drüben. Nimm an, die Sicherheit dieses Agenten hinge davon ab, daß jeder den Schnabel hält.«

»Ja.« Sie überlegte und sagte: »Nimm mal an, es wäre eine Frau. Nimm an, es wäre deine Frau.«

»Unmöglich.«

»Warum unmöglich?«

»Weil Fiona eine von den Leuten drüben ist. Verdammt, ich wünschte, diese einfache Tatsache würde endlich mal in deinen dicken, blonden, ungarischen Schädel gehen!« Ich sah die plötzliche Angst in ihrem Gesicht, und erst dann wurde mir bewußt, daß ich schrie und mit der Faust auf den Tisch schlug. Sie sagte nichts. Ich hätte mir, kaum daß die Worte raus waren, die Zunge abbeißen mögen. Aber einmal gemacht, war die dumme, unnötige Beleidigung nicht zurückzunehmen. »Es tut mir leid, Gloria. Bitte verzeih mir. Ich habe es nicht so gemeint.«

Sie weinte jetzt. Die Tränen strömten ihre geröteten Wangen

hinab, als wollten sie niemals aufhören. Doch gelang ihr die Andeutung eines Lächelns, und sie sagte: »Du hast es gemeint, Bernard. Und ich schaffe es einfach nicht, dich dazu zu bringen, mich anders zu sehen.«

»Setzen wir uns doch rüber ins andere Zimmer«, sagte ich. Ich schenkte den Rest des Weins ein.

»Nein. Es ist schon fast Zeit für mich, die Kinder abzuholen, und ehe ich gehe, muß ich noch Wäsche in den Trockner packen.«

»Laß mich die Kinder abholen«, sagte ich. »Du weißt nicht, wo es ist, Bernard. Alles schlecht beleuchtete Einbahnstraßen. Du würdest dich verfahren.« Sie hatte recht. Wie gewöhnlich.

17

Es war leicht zu merken, wenn Dicky eine neue Liebesaffäre hatte. Vermutlich ist es von außen immer leicht zu merken, wenn ein verheirateter Mann eine neue Liebesaffäre hat. Dieser Tigerblick in seinen Augen, diese gespannten Sehnen und das aufgepeitschte Blut, die Shakespeare mehr mit Mars als mit Venus in Verbindung brachte. Seine sehr ins einzelne gehende Bewertung teurer Restaurants war noch strenger geworden. Die plats du jour einiger der bevorzugten wurden ihm allmorgendlich über Telefax gemeldet. Und er machte Scherze. »Oh, ihr Götter, Bernard! Was aber die ethnische Küche angeht – je weniger authentisch, desto besser!« Er blickte auf den Fingernagel, an dem er geknabbert hatte, und biß noch einmal kurz zu.

Er war im Zimmer auf und ab gegangen, manchmal innehaltend, um aus dem Fenster zu blicken. Das Jackett hatte er abgelegt und die Weste aufgeknöpft; zum dunkelblauen Hemd trug er eine weiße Fliege. Seine Schuhe waren aus schwarzem Lackleder, dessen Musterung Krokodilleder vortäuschte. Dicky hatte den geplanten Wochenendausflug nach Berlin schon wiederholt erwähnt. Er sagte, er plane dabei »Geschäfte mit Vergnügen zu verbinden«, wechselte aber gleich darauf das Thema, indem er mich fragte, ob es wohl eine gute Idee wäre, Pinky nach London zu holen. Ich fand die Idee schrecklich, aber das sagte ich nicht. Antworten auf derartige Fragen waren in der Londoner Zentrale immer gefährlich. Fast jeder hier war mit jemandem im Hause irgendwie verwandt oder wenigstens zur Schule gegangen. Es konnte sich leicht herausstellen, daß Pinky eine entfernte Cousine von Dicky war oder das gleiche Kindermädchen gehabt hatte wie der Schwiegersohn des Direktors oder sonstwas in der Art. »Fiona sagte immer, daß es bei ihr mit der Orthographie hapere«, sagte ich.

»Orthographie!« sagte Dicky mit einem seiner kleinen Lachanfalle, die mir zu verstehen gaben, wie einfältig ich war. »Ich weiß selber nie, wie was geschrieben wird«, sagte er, als sei die Frage damit ein für allemal erledigt.

Mir war danach, ihm zu sagen, daß er herzlich wenig richtig wisse oder könne, ich lächelte aber nur und fragte, ob Pinky um die Versetzung gebeten habe.

»Nicht offiziell, aber sie ist mit deiner Schwägerin zur Schule gegangen.« Ein Schmunzeln. »Tessa war es, die davon gesprochen hat. wenn du's genau wissen willst.« Als von mir keine Reaktion kam, fügte Dicky hinzu: »Auf unserer Dinnerparty.«

»Die Welt ist ein Dorf«, sagte ich.

»Allerdings«, sagte Dicky. In seiner Stimme war ein Seufzer der Erleichterung vernehmlich, so, als bemühe er sich schon den ganzen Morgen, mich zum Eingeständnis dieser Tatsache zu bewegen. »Und ganz unter uns, Tessa kommt am nächsten Wochenende mit nach Berlin.«

»Ach wirklich?«

»Ja.« Er umrundete seinen Mund mit einer Fingerspitze, als wollte er mir zeigen, wo derselbe sei. »Und, die Wahrheit zu sagen, wird sie ...« Er blickte auf seine Uhr. »Sag mal, hast du nicht vielleicht Zeit für eine Tasse Kaffee?«

»Ja, danke.« Ich hatte schon viele Tassen Kaffee mit Dicky in seinem Büro genossen, aber das hieß nicht, daß der Kaffeeklatsch Teil seiner alltäglichen Routine war. Dicky zog sich vielmehr von der Geschäftigkeit zurück, um seinen Kaffee zu trinken. Dabei rang er dann, sagte er, mit seinen Gedanken, kämpfte er mit schwierigen Ideen, fand Gelegenheit zur Begegnung mit dem ureigenen Selbst. Einladungen, ihm bei seinem geistigen Handgemenge Gesellschaft zu leisten, wurden nicht leichthin und nie ohne Hintergedanken an eine Gegenleistung ausgesprochen. Ich kann wahrheitsgetreu versichern, daß die meisten der schlimmsten Erfahrungen

meines Lebens irgendeiner Vorstellung, Anordnung, Vergünstigung oder Planung erwachsen, deren erste Bekanntschaft ich bei einer Tasse von Dickys wunderbarem Kaffee machte.

Zum Kaffee rauchte Dicky einen Stumpfen. Eine schlechte Angewohnheit, das Rauchen, ein wahres Gift, er versuchte sich deshalb auf drei Stück täglich zu beschränken. Vermutlich war das der Grund, weshalb er mir keine anbot. »Die Tatsache ist«, begann Dicky, sich in seinen Sessel zurücklehrend, den Kaffee in der einen, die Zigarre in der anderen Hand, »... das heißt eine wichtige Einzelheit dieser Tour nächste Woche ist, daß ich dabei deine Hilfe und Unterstützung brauchen werde.«

»O ja«, sagte ich. Dies war ein völlig neuer Ton bei Dicky, der bisher immer geleugnet hatte, auf irgend jemandes Hilfe oder Unterstützung angewiesen zu sein.

»Du weißt, wie sehr ich mich auf dich verlasse, Bernard.« Er drehte sich einen Zoll breit hin und her, aber verschüttete dabei keinen Tropfen seines Kaffees. »Konnte ich immer. Kann ich immer.«

Ich hielt Ausschau nach einer Feuerleiter. »Nein«, sagte ich, »das habe ich nie gemerkt.«

Behutsam legte Dicky seine Zigarre in den Kristallaschenbecher und zog mit der freigewordenen Hand an seiner Fliege, so daß ihr Knoten sich löste. An der Wand hinter ihm hing ein gerahmtes Farbfoto, das Dicky und den Direktor in Kalkutta zeigte. Sie standen vor einem Verkaufsstand, wo eine große Auswahl greller Porträtposter feilgeboten wurde. Lithographien von Berühmtheiten wie dem Ayatollah, den diversen Marxköpfen bis zu Jesus Christus sowie Laurel und Hardy umgaben Dicky und seinen Chef. Alle schauten geradeaus, außer Dicky. Er sah den Direktor an.

»Ich will Daphne nicht verletzen«, sagte Dicky, als habe er sich plötzlich zu einer neuen Annäherung entschlossen. »Du verstehst ...«

Damit ließ er's bewenden und blickte mich an. Inzwischen ahnte ich, wie es weitergehen sollte, aber ich war nicht gesonnen, es ihm auch noch leichtzumachen. Und ich brauchte Zeit zum Nachdenken. »Was ist es, Dicky?« sagte ich, nippte an meiner Kaffeetasse und tat so, als wäre ich nicht ganz bei der Sache.

»Von Mann zu Mann, Bernard, alter Kumpel. Du verstehst doch, was ich meine?«

»Du willst, daß ich statt deiner fahre?«

»Um Himmels willen, Bernard. Manchmal bist du aber verdammt schwer von Begriff.«

Er paffte seine Zigarre. »Nein, ich nehme Tessa mit.« Eine Pause. »Ich hab's versprochen und kann nicht mehr anders.« Er machte diesen Zusatz in klagendem Ton, so als füge er sich einer seinen persönlichen Wünschen ganz entgegengesetzten Pflicht. Aber dann sah er mir direkt in die Augen und sagte – mit einem schnellen Seitenblick zur Tür, um sich zu vergewissern, daß da niemand lauschte: »Für das Wochenende!« Er sagte das trotzig, fast durch zusammengebissene Zähne, als würde mein Unvermögen, ihn zu verstehen, ihn gleich zwingen, Amok zu laufen. »Fahren wir alle? Gloria auch?«

Er sprang auf die Füße als hätte er sich verbrüht, und kam zu mir herüber. »Nein, Bernard, nein, Bernard, nein, Bernard. Nein!«

»Was denn?«

»Du kommst mit. Du wohnst bei Tante Lisl, aber praktisch wirst du in der Hotelsuite mit Tessa Zusammensein.«

»Praktisch? Wenn ich dich recht verstehe, willst praktisch doch wohl gerade du mit Tessa Zusammensein, stimmt's?«

»Ich bin nicht in der Stimmung, mich von dir veräppeln zu lassen«, bellte er. Doch dann fiel ihm ein, daß ich in seiner merkwürdigen Inszenierung ja eine wichtige Rolle spielen sollte, und er wurde wieder ruhig und freundlich. »Du beziehst

also offiziell das Hotelzimmer. Okay?« Er stand neben dem am Boden ausgestreckten Löwenfell und gab nun dem Kopf einen freundschaftlichen kleinen Tritt mit der Spitze seines Lackschuhs. Er war schon immer tierlieb gewesen. Ich sagte: »Wenn du nur den Schein wahren willst, warum steigst du nicht unter einem angenommenen Namen im Kempinski ab?«

Er reagierte beleidigt. »Weil ich das nicht will«, sagte er. »Oder läßt dir von Werner ein Zimmer bei Lisl geben?« Ich betrachtete sein Gesicht mit Interesse. Nicht einmal Lisl selbst würde ihr Hotel als besonders geeignet für Schäferstündchen einstufen.

»Jesus Christus! Bist du wahnsinnig?« Ich bemerkte nun, daß er nervös war. Er hatte Angst, vom Empfangschef eines großen Hotels irgendwie so bloßgestellt zu werden, daß er nicht nur als Ehebrecher, sondern als stümperhafter Ehebrecher dastand. Wenn ihm das passierte, würde Tessa ihm seine Lage sicherlich nicht leichter machen. Vielmehr würde sie seine Verlegenheit in vollen Zügen auskosten. »Lisl«, sagte er. »Wie du darauf kommst!«

Er kaute an einem Nagel. Ich nehme an, dieser Zug hätte mich bei Dicky nicht überraschen sollen. Mir war schon längst aufgefallen, daß Frauenhelden wie er oft ungeschickt und verlegen sind, wenn es darum geht, die praktischen Details ihrer Eskapaden zu organisieren: Hotel-Reservierungen, Flugtickets, Leihwagen. Der Mann, der sich in seinem Club coram publico seiner Taten rühmt, macht oft die absurdesten Anstrengungen, um die Pförtner, die Kellner, das Zimmermädchen zu täuschen. Vielleicht machen sie's gerade deshalb. »Na schön«, sagte ich.

»Das willst du also auch nicht.« Er schnitt mir das Wort ab. Er war nicht gewillt, mir eine negative Antwort zuzugestehen. Dicky war ein Großmeister in der Kunst, den Leuten Zugeständnisse abzupressen. Jetzt würde er mich weichmachen: mit einem Dauerregen unbestreitbarer

Platitüden. »Deine Schwägerin ist eine der bemerkenswertesten Frauen, die ich je getroffen habe. Glorreich, Bernard.«

»Ja«, sagte ich.

Er schenkte mir Kaffee nach, ohne zu fragen, ob ich noch welchen wollte. Sahne desgleichen. »Und natürlich deine Frau«, fügte er hinzu. »Zwei wahrhaft außerordentliche Frauen: intelligent, schön und von bezwingendem Zauber.«

»Ja«, sagte ich.

»Selbstverständlich hat Fiona den falschen Weg eingeschlagen. Aber das kann jedem passieren.« Für Dicks sonstige Einstellung war das eine erstaunlich verständnisvolle Haltung gegenüber menschlichen Schwächen. Vielleicht las er diesen Gedanken in meinem Gesicht, denn er fügte gleich hinzu: »Oder fast jedem.«

»Ja, fast jedem.«

»Daphne ist auch erstaunlich«, sagte Dicky, doch machte er diese fernere anerkennende Erwähnung mit spürbar geringerem Nachdruck. »Kreativ, künstlerisch.«

»Und fleißig«, sagte ich.

Dessen war er sich nicht so sicher. »Naja, vermutlich arbeitet sie wirklich viel.«

»Daphne war gut in Form neulich am Abend«, sagte ich. »Habe ich euch eigentlich für die Einladung schon gedankt?«

»Gloria hat geschrieben.«

»Ach, gut.«

»Ich wünschte mir, ich könnte Daphne die Unterstützung und Ermutigung zukommen lassen, die sie braucht«, sagte Dicky. »Aber sie lebt in den Wolken.« Er sah mich an. Ich nickte. Er sagte: »Die Künstler sind alle so. Kreativ. Im Einklang mit der Natur. Aber die Leute um sie herum haben's nicht leicht mit ihnen.«

»Ach, wirklich? Auf welche Weise? Ich meine, in Daphnes Fall.«

»Wirklich glücklich ist sie nur, wenn sie malt. Das hat sie

mir selbst gesagt. Sie braucht Zeit für sich. Sie verbringt Stunden um Stunden in ihrem Atelier. Ich ermutige sie natürlich dazu. Das ist ja das wenigste, was ich für sie tun kann.«

»Daß Tessa Zeit für sich braucht, wird dir nicht passieren«, sagte ich.

Er lächelte nervös. »Nein. Tessa ist wie ich: ein durch und durch geselliges Tier.«

»Darf ich fragen, warum du nach Berlin fliegst?«

»Warum wir fliegen«, verbesserte mich Dicky. »Du mußt einfach mitkommen, Bernard. Ganz gleich, was für Vorbehalte du gegen meine Seitensprünge haben magst ... nein, nein.« Er hob die Hand, wie um meine Einwürfe abzuwehren, obwohl ich mich tatsächlich nicht geregt hatte. »Nein, ich verstehe deine Einwände. Es liegt mir fern, irgend jemand dazu überreden zu wollen, etwas gegen sein Gewissen zu tun. Du kennst doch meine diesbezüglichen Anschauungen.«

»Ich habe nicht gesagt, daß es gegen mein Gewissen ist.«

»Aha!«

»Es ist nicht gegen mein Gewissen, aber es verstößt gegen das deutsche Recht. Das alte deutsche Gesetz, nach dem Inzest strafrechtlich verfolgt wird, findet noch immer Anwendung, wenn ein Mann Ehebruch mit der eigenen Schwägerin begeht.«

»Das ist mir ganz neu«, sagte Dicky, der, zu Recht, argwöhnte, daß ich die historische Klausel in diesem Augenblick erst frei erfunden hätte. »Bist du da sicher?«

Ich drehte mich leicht zu dem Telefon auf seinem Tisch und sagte: »Ich kann jemand aus der Rechtsabteilung bitten, dir den Text herauszusuchen.«

»Nein«, sagte Dicky. »Laß das einstweilen. Ich gehe vielleicht nachher selber mal runter und sehe deswegen nach.«

Ich sagte: »Du hast mir noch nicht erklärt, weshalb ich mitkommen muß.«

»Nach Berlin? Es wurde angeordnet, daß du, ich und Frank

Harrington ein Palaver in Groß B veranstalten, um irgendwelches Zeug durchzugehen, das die Amerikaner wollen.«

»Hat das nicht Zeit?«

»Eine schriftliche Anordnung des Direktors höchstpersönlich liegt vor. Und die duldet keinen Aufschub, Gunga Din.«

»Und du nimmst Tessa mit?«

»Ja, sie hat diese Prämientickets, die die Fluggesellschaften Erster-Klasse-Passagieren geben, die viel fliegen. Wenn sie jetzt keinen Gebrauch davon macht, verfallen sie.«

»Du brauchst also für ihren Flug nicht zu zahlen?«

»Die Gelegenheit war einfach zu günstig.«

»Du hast vermutlich recht.«

»Ich hätte jemanden wie Tessa heiraten sollen, nehme ich an«, sagte Dicky.

Es war auffallend, daß er also nicht auf Tessas einmalige Reize scharf war, sondern auf jemanden in ihrer Kategorie. Ob Daphne dieser nicht angehörte, weil es ihr an Intelligenz oder an Reichtum oder Schönheit oder Schick oder Charme oder aber an sexueller Leistungsfähigkeit mangelte, blieb undifferenziert.

»Tessa ist schon verheiratet«, sagte ich.

»Sei nicht so spießig, Bernard. Tessa ist eine erwachsene Frau. Sie hat Verstand genug, solche Entscheidungen für sich selbst zu treffen.«

»Wann soll denn das Palaver stattfinden?«

»Mit dem genauen Termin tut Frank sich schwer. Er muß ihn ja irgendwo zwischen seinem Golfspiel und seinen Bridge-Sitzungen und seinen Ausflügen mit den Kumpels von der Armee einschieben.«

»Du hast die Zimmer also schon reserviert?«

»Die Hotels sind zu dieser Jahreszeit immer so voll«, sagte Dicky.

Ich hörte den rechtfertigenden Ton dieser Feststellung und fragte weiter: »Hast du die Zimmer vielleicht in meinem Namen reserviert?«

»Ja ...« Für einen Augenblick wand er sich in Verlegenheit, erholte sich aber schnell. »Ich habe gesagt, wir wüßten noch nicht genau, wer die Suite schließlich benutzen würde. Im Grunde war klar, daß ich im Namen einer Firma reserviert habe.«

Ich war verdammt zornig, aber Dicky hatte seine Karten so geschickt ausgespielt wie gewöhnlich. Ich konnte mir nichts vorstellen, worüber ich mich hätte beschweren können, das Dicky nicht wegzudiskutieren imstande gewesen wäre. »Wann fliegen wir?«

»Freitag. Tessa will unbedingt eine blöde Oper hören, die nur an diesem Abend aufgeführt wird. Pinky besorgt die Karten. Ich hoffe, daß wir uns schon am Freitag nachmittag zu einem vorbereitenden Gespräch mit Frank und seinen Leuten treffen können. Montag abend sollten wir mit allem fertig sein. Spätestens am Dienstag abend.«

Wieder ein Wochenende ohne Gloria und die Kinder. Dicky sah mein Gesicht und sagte: »Für das verlorene Wochenende kannst du nachher ein paar Tage Urlaub machen.«

»Ja, natürlich«, sagte ich, obwohl es kein großes Vergnügen sein würde, das Unkraut im Garten zu überwachen und mir selbst das Mittagessen zu kochen, während die Kinder in der Schule waren und Gloria im Büro schuftete.

»Du bist neuerdings immer ziemlich schlechter Laune«, sagte Dicky, während er sich den Rest des Kaffees eingoß. »Laß sie nicht mit dir durchgehen. Ich sage das zu deinem eigenen Besten.«

»Du bist sehr rücksichtsvoll, Dicky.«

»Ich kann dich nicht verstehen«, beharrte Dicky. »Da hast du dieses entzückende Geschöpf, das dich anbetet, und trotzdem läufst du mit langem Gesicht herum. Was fehlt dir?

Sag mir, Bernard, was ist eigentlich los?« Obwohl die Wörter wie Fragen angeordnet waren, ließ doch Dickys Ton keinen Zweifel daran, daß er keine Antwort wünschte.

Ich nickte. Das war bei Dicky das Beste. Wie die Japaner formulierte er seine Fragen in Erwartung bejahender Antworten.

»All dein Grübeln kann Fiona nicht zurückholen. Du mußt dich zusammenreißen, Bernard.« Er lächelte mir zu, als wolle er sagen: »Kopf hoch!«

Ich hatte nicht übel Lust, Dicky genau zu erzählen, was ich von ihm hielt und von seinem Plan, mich dabei mitwirken zu lassen, daß er George Hörner aufsetzte, aber er hätte die Gründe meines Zorns gar nicht verstanden. Ich nickte und ging.

Nach dem Dienst fuhr ich mit Gloria heimwärts, aber nicht auf geradem Weg in die Balaklava Road. Sie sagte, sie wolle sich noch ein paar Kleider aus dem Hause ihrer Eltern holen. Der wahre Grund unseres Abstechers war aber, daß sie den Eltern versprochen hatte, gelegentlich nach dem Haus zu sehen, während sie Urlaub machten. Glorias Eltern wohnten in einem eleganten, von Einbrechern oft heimgesuchten Vorort in der Nähe von Epsom, ein paar Stationen weiter als wir an der Southern-Railway-Pendlerstrecke.

Die Kents – Glorias Eltern hatten nach der Flucht aus Ungarn ihren Familiennamen angliisiert – bewohnten eine im Neo-Tudor-Stil erbaute Villa mit Doppelfenster und vier Schlafzimmern sowie einer kiesbestreuten Ein- und Ausfahrt, wo, selbst wenn ihre beiden Wagen dort geparkt waren, noch Platz war für den Tankwagen, der das Heizöl lieferte. An diesem Abend war die Zufahrt leer, die Wagen standen in der Garage. Glorias Eltern verbrachten zehn Tage in ihrem Ferienhaus in Spanien. Sie absolvierte das komplizierte Programm des Aufschließens der Türen und Abschaltens der Alarmanlage innerhalb der dafür vorgesehenen sechzig

Sekunden. Dann gingen wir hinein.

Das Haus roch nach einem sirupartigen Parfüm, das an Veilchenduft erinnerte. Gloria sagte, die Zuehfrau der Eltern käme jeden Morgen und schamponiere systematisch die Teppiche. »Ich mache dir eine Tasse Kaffee«, schlug sie vor. Ich sagte ja. Es war interessant, sie in ihrem Elternhaus zu beobachten. Sie wurde dort eine andere Person: nicht schüchterner oder kindlicher, vielmehr war ihr anzumerken, daß sie sich als Stellvertreterin der Hauseigentümer fühlte, als wäre sie die Angestellte eines Immobilienmaklers, die das Haus einem potentiellen Käufer zu zeigen hätte.

Wir saßen in der Küche. Sie war das Werk eines Innenarchitekten: Marie-Antoinette in ihrer rustikalsten Laune. Wir saßen auf unbequemen Hockern an einer Louis-Seize-Theke aus Kunststoff und sahen zu, wie der Kaffee aus der Maschine tropfte. Die Deckenbeleuchtung – fahl und blau – wurde von zwei summenden Neonröhren besorgt.

Ich hatte Gelegenheit, sie zu beobachten. Den ganzen Tag über war sie warm und gutmütig gewesen wie immer. Es war fast, als hätte sie unseren gestrigen Zusammenstoß vergessen. Hatte sie aber nicht. Sie vergaß nie etwas. Wie schön sie war, mit all dieser Energie und Ausstrahlung, die ein Privileg der Jugend ist. Kein Wunder, daß mich Leute wie Dicky beneideten. Hätten sie gewußt, daß Fiona bald zurückkehren würde, hätten sie mich vielleicht noch mehr beneidet. Aber für mich war das ein elendes Dilemma. Ich konnte Gloria nicht ansehen, ohne mich zu fragen, ob ich fähig sein würde, die persönliche Krise zu bewältigen, die Fionas Rückkehr mit sich bringen würde. Der Plan, Fiona sechs Monate nach ihrer Rückkehr versteckt zu halten, machte das Problem noch unlösbarer. Und was sollte aus den Kindern werden?

»Ich glaube, du hast mir überhaupt nicht zugehört«, hörte ich plötzlich Gloria sagen.

»Aber natürlich habe ich«, und mit einem begeisterten

Ablenkungsmanöver setzte ich hinzu: »Habe ich dir schon erzählt, mit wem Dicky nach Berlin fliegt?«

»Nein.« Ihre Augen waren weit offen. Sie schwang ihr blondes Haar zurück und hielt es fest, während sie sich so nahe zu mir herüberlehnte, daß ich die Wärme ihres Körpers spürte. Sie trug ein karmesinrotes Hemdkleid. An den meisten Frauen hätte das schrecklich ausgesehen, aber sie gab solchen bunten, billigen Sachen einen Schwung wie oft auch kleine Kinder.

»Tessa«, sagte ich.

»Deine Tessa?«

»Meine Schwägerin. Ja.«

»Tessa treibt also ihr altes Spiel weiter. Ich dachte, dieses Techtelmechtel mit Dicky wäre längst vorbei.«

»Ja, mich hat das auch gewundert.«

»Na ja, zu wundern braucht dich das nicht, Liebling. Leute wie Dicky und Tessa sind launisch und unbeständig.«

»Aber das letzte Mal ist es ihm untersagt worden.«

»Von Daphne etwa?«

»Nein. Dem Department hat die Affäre nicht gepaßt. Geheime Treffen mit der Schwester einer Überläuferin schienen denen ein potentielleres Sicherheitsrisiko zu sein.«

»Es überrascht mich, daß Dicky sich davon beeindrucken ließ.«

»Das sollte dich nicht überraschen. Dicky mag ulkige Fliegen tragen und den studentischen Bohemien spielen, er weiß trotzdem genau, wie weit er gehen kann. Wenn die Trompete schmettert und die Orden verteilt werden, steht Dicky in Reih und Glied und salutiert.«

»Außer wenn es Tessa betrifft, meinst du. Vielleicht ist es Liebe.«

»Nicht Dicky.«

»Vielleicht hat er inzwischen eine offizielle Genehmigung gekriegt, mit Tessa ins Bett zu gehen«, scherzte sie.

»Das muß es sein«, stimmte ich ihr zu, und nicht viel später

sollte ich an ihren Scherz zurückdenken. »Vielleicht konnte Dicky nicht widerstehen, weil er ihr das Ticket nicht zu bezahlen brauchte.«

»Was für ein Schwein er ist. Die arme Daphne.« Sie goß den Kaffee ein und entdeckte in einer verbeulten Dose einen geheimen Vorrat an Schokoladenplätzchen.

»Und die Hotelzimmer hat er in meinem Namen reserviert. Wie findest du das?«

Sie nahm es sehr gelassen. »Warum?«

»Vermutlich wird er Daphne irgendeine Geschichte erzählen, in der ich mit Tessa losfliege.«

»Aber du fliegst nicht?«

»Leider ja.«

»Am Wochenende?« Ich nickte.

Sie sagte: »Ich habe für Sonnabend die Pomeroy's zum Essen eingeladen.«

»Wer zum Teufel sind die Pomeroy's?«

»Die Eltern von Billy's Freunden. Die Kinder waren gestern abend zum Essen bei ihnen. Sie sind furchtbar nett.«

»Du mußt sie vertrösten«, sagte ich.

»Ich habe die Einladung schon zweimal verschoben, weil du plötzlich weg mußt.«

»Es ist eine Anordnung des Direktors. Du weißt, was das bedeutet. Ich kann da nicht raus.«

»Am Wochenende?«

»Ich fliege Freitag früh. Montag oder Dienstag bin ich zurück. Dicky's Sekretärin wird auf dem laufenden gehalten.«

»Und am Sonntag ist das Treffen von Billy's Auto-Club. Ich habe ihm versprochen, daß du mit ihm hingehst.«

»Schau an! Davon wußte ich ja gar nichts, Liebling.« Lange trank sie an ihrem Kaffee, ohne zu sprechen. Dann sagte sie: »Ich weiß«, als beantwortete sie eine andere Frage, von der nur sie allein wußte.

»Aber du hast gesagt, daß in Werners Hotel eine Party sein

wird. Ich weiß, daß du gerne hingegangen wärst.«

»Die Party soll nur Reklame für das Hotel machen. Wir werden eben zu einer anderen hinfliegen. Sie veranstalten dauernd Partys, und ohne dich würde es keinen Spaß machen.« Nach dem Kaffee ging ich mit ihr in das Zimmer, das sie bewohnt hatte, als sie noch bei ihren Eltern lebte. Sie hielten es für sie bereit, als erwarteten sie jeden Abend ihre Rückkehr. Spielzeug, Teddybären, Puppen, Bilderbücher, Schulbücher, ein Beatles-Poster an der Wand. Das Bett war mit frischgewaschenem Leinen bezogen. Weggenommen hatte Gloria ihren Eltern kein anderer als ich, und manchmal hatte ich ein schlechtes Gewissen deswegen. Und ich hatte sie nicht einmal geheiratet. Wie wäre mir zumute, wenn eines Tages meine Tochter Sally mit irgendeinem verheirateten Mann mittleren Alters verschwände? Manchmal fragte ich mich, wie ich mit der unvermeidlichen Trennung von den Kindern fertig werden würde. Würde ich ihre Schlafzimmer zu Altären machen, an denen ich die Wiederkehr ihrer mit mir verlebten Kindertage erlehen könnte?

Aus dem Schlafzimmerfenster erblickte ich das flache Dach eines großen eingeschossigen Gebäudes, das man an das Haus angebaut hatte. Gloria, die meinem Blick gefolgt war, sagte: »Ich habe geweint, als sie mir den Blick auf den Garten kaputtgemacht haben. Früher gab es da eine wunderschöne Kastanie und einen Rhododendron.«

»Wozu brauchtet ihr zusätzliche Räume?«

»Da drin sind Praxisräume und eine Werkstatt für Papa.«

»Ich dachte, er hätte seine Praxis in der Stadt.«

»Diese hier ist für besondere Arbeiten. Wußtest du das nicht?«

»Woher sollte ich das wissen?«

»Willst du's sehen? Da unten arbeitet er für das Department.«

»Was denn?«

»Komm und sieh's dir an.«

Sie nahm den dicken Schlüsselbund, den ihr Vater ihr dagelassen hatte, und wir gingen hinab in die ordentliche kleine Zahnarztpraxis. Sie öffnete die Tür, und solange sie nach dem Lichtschalter suchte, wurde der Raum nur aus einem Glaskasten in der Ecke beleuchtet, in dem tropische Blumen bei ultraviolettem Licht wuchsen. Als sie dann das Licht anschaltete, sah der Raum, wenn auch ungewöhnlich viele Apparaturen darin herumzustehen schienen, im wesentlichen aus wie irgendein beliebiger Behandlungsraum von Zahnärzten. Ein moderner, vollkommen verstellbarer Patientenstuhl und eine komplizierte Bohrmaschine standen vor einem großen Fenster. Es gab einen großen Spucknapf aus Keramik, eine verstellbare Kaltlichtlampe und viele Vitrinen, in denen lange Reihen von seltsam geformten Bohrern, Zangen, Zahnsteinschabern und anderen stahligen Werkzeugen lagen.

Gloria ging durch den Raum, benannte die Werkzeuge und erklärte ihren Verwendungszweck. Sie schien eine Menge von Zahnheilkunde zu verstehen, obwohl sie sich dem Wunsch ihres Vaters widersetzt hatte. Dieser Raum, sagte sie, sei ihres Vaters geheimes Allerheiligstes.

»Wer wird denn hier behandelt?« fragte ich.

»In letzter Zeit kommen nicht mehr so viele Patienten, aber ich erinnere mich an Tage, an denen Papa länger hier arbeitete als in seiner öffentlichen Praxis. Ein armer polnischer Junge hat mindestens sechs Stunden in diesem Stuhl gesessen. Er war schließlich so erschöpft, daß Papa ihn zur Erholung auf ein Weilchen zu Mama und mir ins Wohnzimmer schickte.«

»Agenten?«

»Ja, natürlich. An der Universität hat Papa eine Dissertation über die Geschichte der europäischen Zahnheilkunde geschrieben. Danach fing er an, alte zahnärztliche Instrumente zu sammeln. Jetzt kann er irgend jemandem in den Mund sehen

und genau sagen, wo der Betreffende beim Zahnarzt gewesen ist und wann. Sieh dir das an.« Sie hielt ein besonders barbarisch anmutendes Instrument in die Höhe. »Das hier ist sehr alt ... aus Rußland.«

»Ich habe Schwein gehabt«, sagte ich. »Ich habe meine Zähne immer in Berlin behandeln lassen, und meine Tarnungsgeschichte war immer deutsch. Ich habe mir also nie das Gebiß verändern lassen müssen.«

»Ich weiß, daß mein Vater vielen Agenten alle Spuren früherer zahnärztlicher Behandlung entfernen und ihnen ein total neues Gebiß machen mußte, mal ein russisches, mal ein polnisches, mal ein griechisches ... Einmal machte er altmodisch spanische Dentalarbeit für einen Mann, der die Identität eines Bürgerkriegsveteranen annehmen sollte. Komm und sieh dir die Werkstatt an.«

Sie schloß die Tür des anschließenden Raumes auf, und wir gingen hinein. Dieser Raum war noch vollgestopfter als der andere, mit Aktenschränken und Regalen voller Werkzeuge und Gerät. Da gab es eine winzige Drehbank, eine Bohrmaschine und sogar einen kleinen elektrischen Brennofen. Auf einem großen Tisch am Fenster lag ein Werkstück, das offenbar noch in Arbeit war. Eine Tischlampe beleuchtete den unter einem Tuch verborgenen Gegenstand. Gloria nahm das Baumwolltuch weg und stieß einen kleinen Schrei aus, als sich ein menschlicher Schädel zeigte. »Ach, armer Yorick! Wir dürfen ihn nicht berühren. Er dient wahrscheinlich zu Demonstrationszwecken, vielleicht soll er für ein Lehrbuch fotografiert werden. Er macht Reproduktionen alter zahnärztlicher Kunst als Vergleichsmaterial für Polizeipathologen und Leichenschauhäuser überall in der Welt. Mit dieser Arbeit muß es eine besondere Bewandnis haben, so sorgfältig zugedeckt, wie sie da liegt.« Ich ging näher und sah mir den Schädel an. Er glänzte wie Kunststoff, und das Gebiß war mit Goldplomben und Porzellankronen repariert. »Hast du

niemals Zahnärztin werden wollen?«

»Niemals. Und Papa war immer so rücksichtsvoll, daß er mich auch nie deswegen unter Druck gesetzt hat. Erst vor kurzem ist mir klargeworden, wie sehr er immer gehofft hat, mich für seine Praxis und für seine Sammlung zu interessieren. Manchmal arbeiteten Studenten in seiner Praxis mit. Einmal brachte er einen erst kürzlich promovierten Zahnarzt zum Essen mit. Ich habe mich oft gefragt, ob er nicht gehofft hat, daß es zwischen uns zu einer Romanze käme.«

»Schließen wir hier ab und gehen nach Hause«, sagte ich.

»Sollen wir gebratenen Fisch und Pommes für die ganze Familie mitnehmen?«

»Au ja. – Es tut mir leid, daß ich in letzter Zeit manchmal so schlecht gelaunt gewesen bin, Liebling.«

»Ich habe gar nicht gemerkt, daß du anders warst als gewöhnlich«, sagte sie.

18

Als ich später daran zurückdachte, war ganz offenbar dieses Wochenende in Berlin der Anfang vom Ende, aber im nachhinein war man vermutlich immer klüger. Damals kam es mir allein wegen der Hektik, mit der ein Treffen nach dem anderen anberaumt wurde, ungewöhnlich vor, und der Aufregung, die Frank Harrington, – der immer etwas von einer Glücke gehabt hat – verbreitete, der mich mitten in der Nacht rief, um mir dann gestehen zu müssen, daß er vergessen hatte, was er eigentlich von mir gewollt habe.

Nicht, daß bei irgendeinem dieser Treffen groß was herausgekommen wäre. Es handelte sich dabei vielmehr um die üblichen zwanglosen Besprechungen der Berliner Einsatzgruppe, bei denen Frank in seiner unnachahmlich onkelhaften Manier als Vorsitzender fungierte, unaufhörlich seinen stinkenden Knaster rauchte und sich in langen Ausschweifungen über mich oder meinen Vater oder die alten Zeiten oder über all das zusammen erging.

Erst am Sonntagmorgen gab mir Frank einen Wink auf das, was passierte. Dicky war nicht da. Er hatte eine Nachricht hinterlassen, der wir entnahmen, daß er Tessa die Stadt zu zeigen im Begriff war, von der er ungefähr so viel wußte, wie man auf einen Stecknadelkopf schreiben kann, wobei daneben noch reichlich Platz für das Vaterunser bleibt.

So saßen Frank und ich allein in seinem Arbeitszimmer in der großen Grunewaldvilla. Er hatte dort auch eine Sekretärin, und ein Teil des streng geheimen Materials war dort archiviert. Das gab Frank einen Vorwand, gelegentlich zu Hause zu bleiben. Dieses unglaubliche und unvergeßliche Arbeitszimmer! Obwohl es mir nicht gelungen wäre, einem einzigen Gegenstand die Herkunft vom Subkontinent nachzuweisen, hätte dieser Raum doch der Pandschab-Bungalow eines echten Regimentsoffiziers gewesen sein

können, das Heim eines Helden des Sepoy-Aufstands, der den geschwinden Schwarzbock mit Geparden jagte. Bei ausgeschloßenem Tageslicht präsentierte das gedämpfte Lampenlicht eine schöne Militärruhe mit herrlichem Messingbeschlag, das aufgehängte Gehörn einer für mich nicht näher identifizierbaren Antilopenart, ein großes Sofa mit Lederknöpfen und Rattanmöbel; all das ausgebleicht, quietschend und abgenützt, wie diese Dinge eben in den Tropen werden. Selbst das Sepia-Porträt der regierenden Königin schien wegen seiner Ähnlichkeit mit der jungen Victoria ausgewählt worden zu sein. Der Raum drückte Franks geheime Sehnsüchte aus, und wie die geheimen Sehnsüchte der meisten Leute hatten diese keinen Halt in der Realität. Auch Frank selbst gab sich an jenem Sonntagmorgen so militärisch er nur irgend konnte, in Khaki-Safari-Hemd, Sporthose und ungemusterter brauner Krawatte. Mit seinem Füllfederhalter hatte er auf die Landkarte getippt und mir Fragen gestellt, zu deren Beantwortung eigentlich andere Spezialisten als ich berufen waren. »Was weißt du über die Ostberliner Autobahneinfahrten?« sagte er.

Er wies auf die Wand, wo man zwei große Karten angeschlagen hatte. Dies war erst kürzlich geschehen und zerstörte den Dekor kolonialer Herrlichkeit. Eine dieser Karten zeigte Ostdeutschland, dessen Herrscher den ziemlich orwellischen Namen Deutsche Demokratische Republik bevorzugten. Wie eine Insel in diesem kommunistischen Meer waren unsere Sektoren Berlins mit dem Westen über drei lange Autobahnen verbunden. Von Kraftfahrern sowohl aus dem Westen als aus dem Osten benutzt, waren diese Überlandstraßen oft Ort geheimer Treffen. Schmuggler, Spione, Journalisten und Liebende verabredeten kurze und gefährliche Begegnungen am Straßenrand. Und konsequenterweise ließ sich die DDR die ununterbrochene polizeiliche Überwachung dieser Straßen angelegen sein.

Die zweite Karte, auf welche Frank mich eben hinwies, war ein Stadtplan von Berlin. Nicht nur von Westberlin, sondern von ganz Berlin. Der Stadtplan mußte neu sein, denn mir fielen sofort die geplanten neuen Autobahnabzweigungen auf, darunter diejenige, welche – in einer ungewissen und fernen Zukunft – einen neuen Zugang nach Westberlin im Süden der Stadt eröffnen würde. Gerüchteweise vernahm man, daß die Ostdeutschen hofften, dafür einen Haufen Westgeld zu kassieren. Das war der übliche Weg, daß was zustande kam.

»Ich benütze sie nicht mehr. Ich fliege neuerdings immer«, sagte ich.

»Schade.« Er sah auf den Stadtplan und zeigte mit seinem Füller den Berliner Ring und die Straße, über die man heutzutage die Autobahn von Ostberlin aus erreichte.

»Es gab eine allgemeine Anweisung über die Benützung der Autobahn durch Angehörige des Departments«, erinnerte ich ihn sanft. Man befürchtete die Entführung von Geheimnisträgern. Die Befürchtung war nicht grundlos. Es gab aktenweise ungeklärte Rätsel: Autofahrer, die sich auf die lange Reise in die Bundesrepublik machten, verschwanden mitunter spurlos. Westliche Behörden waren nicht in der Lage, derartige Vorkommnisse zu untersuchen. Wir mußten sie uns wohl oder übel gefallen lassen. Und also flog, wer fliegen konnte. »Diesmal möchte ich, daß du über die Autobahn zurückfährst.«

»Wann?«

»Das hoffe ich demnächst zu erfahren.« Er klopfte sich mit dem Pfeifenstiel an die Nase, eine Geste, die offensichtlich Vertraulichkeit signalisieren sollte. »Es kommt jemand rüber.«

»Über Charlie?« Dann hätte sich's um einen Nichtdeutschen gehandelt.

»Nein. Du wirst sie an der Autobahn zusteigen lassen«, sagte Frank. Ich wartete auf irgendeine Erklärung oder Erweiterung dieser Mitteilung, doch vergeblich. Frank

betrachtete vielmehr weiter den Stadtplan und sagte dann:
»Hast du je von einem Mann namens Thurkettle gehört? Einem Amerikaner?«

»Ja«, sagte ich.

»Wirklich?« Wenn Frank nicht seit unserer letzten Besprechung Schauspielunterricht genommen hatte, war er von dieser Enthüllung wirklich vollkommen verblüfft. Von meinem Salzburger Abenteuer hatte man ihm offenbar nichts erzählt.
»Sag, was weißt du von ihm?«

Ich erzählte Frank in aller Kürze von Thurkettle, ohne die Einzelheiten des Auftrags, der mich nach Salzburg geführt hatte, zu berühren.

»Er ist hier«, sagte Frank.

»Thurkettle?« Jetzt war es an mir, überrascht zu sein.
»Gestern abend eingeflogen. Ich habe es nach London gemeldet, habe aber nur das ›Empfang bestätigt, keine weiteren Maßnahmen ergreifen‹-Signal zurückgekriegt. Ich frage mich, ob all das, was du mir da eben erzählt hast, in London bekannt ist.«

»Doch, doch, die wissen Bescheid«, sagte ich. Frank runzelte die Brauen. »Wir wissen beide, wie schnell Meldungen abgelegt und vergessen sind«, sagte er. »Sie sollten mir wenigstens gestatten, die Amerikaner und die Polizei zu informieren.«

»Du kannst ihnen unter der Hand Bescheid sagen«, sagte ich. »Das könnte rauskommen und mich in Teufels Küche bringen.« Frank war ein Meister in der Kunst, Begründungen für Untätigkeit zu finden. »Wenn Thurkettle in einer geheimen Mission der Yanks hier ist und London auf dem üblichen Weg darüber informiert wurde, also dann! ...« Er zuckte die Achseln. »Sie würden's mir jedenfalls übelnehmen, wenn herauskäme, daß ich's überall herumerzählt habe und so.«

»Andererseits«, sagte ich, »wenn Thurkettle hier aufgekreuzt ist, um einen von den Goldjungs der CIA

umzulegen, könnten sie der Meinung sein, daß eine Routinemeldung nach London keine dem Ereignis angemessene Reaktion war.«

»Es war vertraulich«, sagte Frank. »Mein Informant war jemand, den ich unter keinen Umständen nennen kann. Wenn London oder das CIA-Büro mir mit Rückfragen wegen der Identifizierung kommt, werde ich eine von diesen elenden Diskussionen am Hals haben, die ich so hasse.« Er sah mich an, und ich nickte. »Was meinst du, Bernard, weshalb ist der Bursche hier?«

»Niemand scheint genau zu wissen, für wen Thurkettle arbeitet. Die herrschende Meinung – wenn man Joe Brody glauben darf ist, daß er ein Killer ist, der Aufträge von jedem annimmt, von jedem, der sich seine Dienste kosten läßt, was er dafür verlangt. Brody sagt, daß ihn während der letzten beiden Jahre der KGB beschäftigt hat. Wenn Thurkettle vorhatte, unsere Freunde in der Normannenstraße zu besuchen, würde er wohl in Schönefeld gelandet sein.«

»Du meinst, sie haben ihn auf jemanden hier im Westen angesetzt?« Frank verzog das Gesicht. »Ich kann ihn nicht beschatten lassen. Ich weiß nicht, wo er abgeblieben ist, und selbst wenn ich's wüßte, habe ich einfach nicht genug Personal.«

»Westberlin liegt nicht auf dem Wege irgendwo anders hin«, sagte ich, »Niemand kommt hierher auf der Durchreise; hierher kommt man, und dann kehrt man zurück.«

»Du hast recht. Vielleicht sollte ich London doch noch mal erinnern.« Mit geballter Faust bürstete er die Enden seines Schnurrbarts. Wenn man nicht genau hinsah, sah das aus, als versetzte er sich zwei Fausthiebe auf die Nase; vielleicht war's das, womit er aus London rechnete, wenn er keine Ruhe gab. »Ich werde die Sache erst mal übers Wochenende ruhen lassen; sie könnten ja von sich aus noch mal antworten.«

Guter alter Frank: allzeit bereit, nichts zu tun.

»Und wenn du den Alten anrufst?« schlug ich vor.

»Den Direktor? Er haßt es, wenn man ihn daheim stört.« Er kratzte sich die Wange und sagte: »Nein, ich werde die Sache fürs erste auf sich beruhen lassen. Aber was du mir erzählt hast, beunruhigt mich, Bernard.«

Mir war klar, daß meine Beschreibung von Thurkettles Aktivitäten Frank in eine schwierige Lage gebracht hatte. Vor unserer Unterhaltung hätte er jederzeit behaupten können, nichts Näheres gewußt zu haben über den Mann und die Gefahr, die er für Personen in alliierten Diensten darstellen mochte. Ich überlegte, ob ich ihm vorschlagen sollte, zu vergessen, was ich gesagt hatte, aber Frank konnte mitunter sehr förmlich sein. Trotz der Freundschaft, die bis in meine Kindheit zurückreichte – oder vielleicht gerade um dieser Freundschaft willen –, hätte Frank den Vorschlag vielleicht hochverräterisch und beleidigend gefunden. Ich beschloß, das lieber nicht zu riskieren. »Eins ist mir aber noch nicht ganz klar, Frank«, sagte ich. Er hob eine Augenbraue. »Du hast Teacher nach mir geschickt und mich bei der Vernehmung dieses alten Apparatschiks durch Larry Bower hospitieren lassen. Warum?« Frank lächelte. »Hat Larry dir denn das nicht erklärt?«

»Nein«, sagte ich. »Larry hat nichts erklärt.«

»Ich dachte, die Vernehmung würde dich vielleicht interessieren. Ich erinnerte mich, daß du Stinnes ja mal betreut hast.«

»Warum hat man mir nicht einfach die Abschrift gezeigt?«

»Des Vernehmungsprotokolls?« Geschürzte Lippen und ein Nicken, als sei dies eine neue und höchst interessante Anregung. »Das hätten wir natürlich tun können. Ja.«

»Möchtest du hören, was ich glaube?« sagte ich.

»Aber gewiß doch«, sagte Frank mit der unterdrückten Ironie, mit der liebende Eltern ein naseweises Kind gewähren lassen. »Sag's mir.«

»Ich habe lange darüber nachgedacht. Ich wunderte mich, daß du mir gestattet hast, mir einen noch aktiven Agenten so aus der Nähe anzusehen. Vor so was raten die Lehrbücher unseres Berufs ja dringend ab.«

»Ich richte mich nicht immer nach den Lehrbüchern«, sagte Frank.

»Du bist aber kein Querkopf und nicht verdreht. Wenn du etwas tust, verfolgst du einen Zweck damit.«

»Was wurmt dich eigentlich, Bernard?«

»Du hast mich in dieses sichere Haus in Charlottenburg nicht eingeladen, weil du wolltest, daß ich der Vernehmung zuhöre und mir diesen Valeri mal ansehe, sondern damit dieser Valeri mich anschauen konnte, und zwar aus der Nähe.«

»Weshalb hätte ich das wollen sollen, Bernard?« Er fand einen Fussel an seinem Ärmel, zupfte ihn ab und ließ ihn in den Aschenbecher fallen.

»Vielleicht um herauszukriegen, ob Valeri mich identifizieren könnte als einen von den Leuten, die in das Rauschgiftgeschäft verwickelt sind.«

»Weißt du, man kann auch zu mißtrauisch sein«, sagte Frank sanft.

»Nicht in unserer Branche.« Er lächelte. Er bestritt meine Behauptung nicht.

»Du brauchst Urlaub, Bernard.«

»Recht hast du«, sagte ich. »Und inzwischen, wann soll ich also zu dieser Tour über die Autobahn aufbrechen?«

»Erst in ein paar Tagen«, sagte Frank. »Frühestens am Dienstag.« Wahrscheinlich dachte er, es würde mir ganz recht sein, ein paar Tage in Berlin verträdeln zu können, aber ich hatte es eilig zurückzukommen, und er muß mir das am Gesicht abgelesen haben. »Nimm es von der besten Seite. Auf die Weise kannst du heute abend zu Werners Kostümfest gehen.« Als ich auf diese Bemerkung nichts erwiderte, fügte er hinzu: »Das liegt außer unserer Kontrolle, Bernard. Wir

müssen einfach auf die Botschaft warten.«

»Wann werde ich instruiert?«

»Eine offizielle Instruktion findet nicht statt. Wir behandeln die ganze Sache sehr diskret. Aber Jeremy Teacher wird dich begleiten. Er wartet unten. Ich werde ihn jetzt kommen lassen, und dann kann er dir erzählen, was er vorhat.« Frank nahm das Haustelefon ab und sagte:»Schicken Sie bitte Mr. Teacher rauf.« Ich war nicht gerade entzückt von der Aussicht, mir von Mr. Teacher erzählen zu lassen, was er vorhatte.

»Bitte, Frank, eins möchte ich aber klarstellen«, sagte ich. »Soll Teacher die Sache durchziehen oder ich?«

»Es ist absolut unnötig, einen Chef zu benennen«, sagte Frank. »Mit Teacher kommt man gut aus. Und der Job ist ja auch ziemlich einfach.«

»Komm mir nicht mit diesen glatten Sprüchen aus der Londoner Zentrale, Frank«, sagte ich. »Wenn ich einen Staatsangehörigen der DDR auf DDR-Territorium in den Wagen steigen lasse und über die Grenze bringen soll, ist das Einsatzdienst. Wann hat Teacher jemals im Einsatzdienst gearbeitet?«

»Hat er nie«, gab Frank zu. »Und er war auch nie Geheimagent. Ich nehme an, daß du darauf hinauswillst?«

»Du hast verdammt recht, lieber Frank, gerade darauf will ich hinaus. Ich werde allein fahren. Ich habe keine Lust, das Kindermädchen für einen Federfuchser zu machen, der sich mal den rauhen Wind des Lebens um die Nase wehen lassen will.«

»Du schaffst es nicht alleine. Du wirst einen Fahrgast haben. Irgend jemand muß den Wagen lenken. Wer weiß, was für unerwartete Dinge unterwegs passieren. Wir können das Risiko nicht eingehen.«

»Teacher?«

»Er ist der beste Mann, den ich habe.«

»Laß mich Werner mitnehmen«, sagte ich. »Werner ist

deutscher Staatsangehöriger und nur für nichtkritische Verwendung freigegeben«, sagte Frank steif. »Und dieser verdammte Teacher ist ...«

Es wurde an die Tür geklopft, und Teacher kam herein. Der Verlust seiner Frau schien keine Verbesserung seiner trübseligen Erscheinung bewirkt zu haben. Eine Atmosphäre verdrießlichen Brütens umgab ihn. Das Lächeln, mit dem er mir die Hand schüttelte, war sauer, und obwohl sein Händedruck fest war, war die Gebärde irgendwie schlaff. Vielleicht hatte er mich gehört, ehe er ins Zimmer kam.

»Sagen Sie Bernard, was Sie arrangiert haben«, sagte Frank.

»Volkswagen-Bus. Diplomatische Kennzeichen. Wir treffen uns mit dem anderen Wagen auf einem Rastplatz in der Nähe der Ausfahrt nach Brandenburg. Es sollte alles sehr glatt gehen. Diplomatenwagen werden nicht angehalten.«

»Bernard will wissen, wann es losgeht.«

»Ich warte auf die Diplomatenpässe für uns drei. Wir können sie erst nach dem Wochenende erwarten.«

»Natürlich«, sagte ich. »Weshalb sollten wir irgend jemandem das Wochenende ruinieren?«

Teacher sah mich und dann Frank an. Frank sagte: »Bist du bewaffnet, Bernard?«

»Nein«, sagte ich.

»Jeremy wird eine Pistole dabei haben«, sagte Frank, unfähig, seinen Widerwillen zu verbergen. Frank hatte einen Widerwillen gegen Feuerwaffen, der schlecht zu seinen romantischen Träumen vom Soldatenleben paßte.

»Das ist nett«, sagte ich.

Teacher tat so, als sei ich nicht da. »Es wird nicht dazu kommen«, sagte Frank. »Es ist ja ein einfacher, kleiner Job. Eine Fahrt auf der Autobahn, weiter nichts.« Ich erwiderte nichts und Teacher auch nicht. Wenn es so verdammt einfach war, dachte ich, warum machte Frank es nicht selbst? »Aber eins ist da noch ... Ich habe schon mit Jeremy darüber

gesprachen.« Eine Pause machte deutlich, daß Frank gewisse Schwierigkeiten hatte. Deshalb auch hatte er's wohl bis zuletzt zurückbehalten. »Unter keinen Umständen darf der Agent da drüben in Haft genommen werden. Verstehst du?«

»Nein«, sagte ich. »Das verstehe ich nicht. Du hast doch gesagt, daß wir in einem Diplomatenwagen fahren werden.«

»Darauf ist nicht hundertprozentig Verlaß, Bernard. Denke nur mal an den armen kleinen Fischbein. Den haben sie aus einem Diplomatenwagen heraus mitten auf dem Alex verhaftet.«

»Ich weiß Bescheid«, sagte Teacher.

Aber ich war nicht geneigt, Teacher zu gestatten, Frank aus der Klemme zu helfen. »Sag mir auch Bescheid, Frank, los, instruiere mich!«

»Wenn es zum Schlimmsten kommt, Bernard, müßte der Agent ... eliminiert werden.«

»Getötet?«

»Ja, getötet.« Frank wendete sich wieder der Karte zu, als suchte er da etwas, ich glaube aber, er wollte nur meinem Blick ausweichen. »Jeremy hat die Waffe zu diesem Zweck.«

»Armer verdammter Agent«, sagte ich.

»Alle Beteiligten wissen, was auf dem Spiel steht«, sagte Frank steif, »einschließlich des Agenten.«

Frank drehte sich um, und jetzt sah er mich an. Sein stumpf gestutzter Schnurrbart war neuerdings völlig grau. Frank war zu alt für den Einsatzdienst. Zu alt, zu müde, zu zimperlich, zu gutherzig. Was immer es war, die Belastung für ihn war ihm am Gesicht anzusehen.

»Das geht schon in Ordnung, Sir«, sagte der stets hilfsbereite Teacher. »Wir werden alles tun, was getan werden muß.« Auch Teachers Gesicht war gezeichnet, aber Teacher war weder alt noch müde. Teacher war auf seine Weise ein zäher kleiner Bastard, was ich bisher nur noch nicht bemerkt hatte. Sie hatten ihn gut ausgesucht für diesen Job. Frank

schien Teacher nicht zu hören. Es war, als wären nur ich und Frank im Zimmer. »Okay, Bernard?« fragte er weich. Ich sah Frank in die Augen und wußte ohne den Schatten eines Zweifels, daß es Fiona war, die auf der Autobahn aufgelesen werden sollte. Es war Fiona, die wußte, was unter Umständen getan werden mußte, um zu verhindern, daß die professionellen Folterer in der Normannenstraße sie vernahmen. Und Teacher war da, im Falle ich zögerte, wenn es Zeit war abzudrücken. »Ja, Frank«, sagte ich. »Es ist okay.«

Am Sonntag abend gab es eine große Party bei Lisl. Auf der gedruckten Einladungskarte hieß es, Anlaß sei die Eröffnung der neu eingerichteten Räume. Unter diesem Vorwand hatte Werner Spenden von verschiedenen seiner Lieferanten erhalten, und die Einladungen, genauso wie die Papierservietten und verschiedene andere auffallende Gegenstände, waren mit den Markenzeichen von Brauereien und Destillieren geschmückt. Da es inzwischen schon fast Sommer und die Abende nun länger waren, wollte Werner das Fest im Freien feiern und hatte zu diesem Zweck auf dem Hof hinter dem Hotel ein großes Zelt aufschlagen lassen. Aber während des Nachmittags war der Himmel immer dunkler geworden, und am Abend regnete es aus geschlossener Wolkendecke in Strömen. Nur die verwegenen Gäste unternahmen es, das kühle Zelt aufzusuchen, und die Einweihung wurde drinnen gefeiert.

Das Fest fand jedoch nicht nur zur Feier der Wiedereröffnung des Hotels statt. Und als ich Frank an jenem Sonntagabend in Lisls Hotel begegnete, wußte ich, daß auch er das spürte. Frank hatte das Pensionsalter schon überschritten, bald würde er nicht mehr hiersein. Im Rückblick war mir später klar, daß er dieses Fest als sein persönliches Abschiedsfest betrachtete. Frank hatte meine Liebe zu Lisl nie geteilt, und allen Gegenbeweisen zum Trotz blieb er dabei, Werner die Schuld an jenem alten »Baader-Meinhof-Fiasko« zu geben, für

das Frank ein gut Teil Kritik abbekommen hatte. Aber selbst Frank wußte, daß für eine Feier in Berlin nur Lisls Hotel in Frage kam, und da er einmal zu dieser Einsicht gelangt war, zeigte er sich dort in heiterster und charmantester Laune. Er war sogar kostümiert: als Herzog von Wellington.

»Das ist das Ende einer Epoche«, sagte Lisl. Wir saßen in ihrem kleinen Arbeitszimmer. In diesem Raum verbrachte Lisl den größten Teil ihrer Zeit, seitdem ihr das Gehen schwerfiel und Schmerzen bereitete. Hier frühstückte sie, spielte sie Bridge, sah die Geschäftsbücher durch und kredenzte auserwählten Gästen ein genau bemessenes Glas Sherry, wenn sie kamen, ihre Rechnungen zu begleichen. An der Wand hing ein Bild Kaiser Wilhelms II. auf dem Kaminsims stand eine scheußliche, mit Blattgold überzogene Uhr, und um den Tisch, an dem sie frühstückte, standen vier geschnitzte Eßzimmerstühle in venezianischem Stil, alles, was von der Einrichtung des großen Speisesaals ihrer Großeltern übriggeblieben war. Jetzt saß sie nie in diesen ihr so teuren Stühlen; selten verließ sie den praktischen stählernen Rollstuhl, in dem sie sich mit solcher Geschwindigkeit fortbewegen konnte, daß Werner ihr eine kleine Hupe daran angebracht hatte.

Der Lärm der Party drang laut durch die fest geschlossene Tür. Ich weiß nicht, wer auf die Idee gekommen war, Lisls Aufziehgrammophon und ihre Sammlung antiker 78er-Platten zur musikalischen Umrahmung des Fests heranzuziehen, von den Gästen wurde diese Musik jedenfalls als letzter Schick begrüßt, und eben jetzt schnurrte Marlene, von einem Honkytonk-Klavier begleitet, wohl schon zum vierten oder fünften Mal hintereinander »Falling in love again«. Werner hatte vermutet, das Aufziehgrammophon würde nicht laut genug sein, aber es war laut genug.

Selbst Lisl hatte schließlich Schutz gesucht vor der unermüdlichen und hingebungsvollen guten Laune, die

Berliner zu ihren Partys mitbringen. Ein sehr alter Koffer, der meinem Vater gehört hatte, stand offen auf dem Boden. Seinerzeit waren Koffer noch keine Markenartikel und wurden noch solide gearbeitet. Außen war er mit blaßgrünem Leinen bezogen, der Falz, die Ecken und die Griffe mit Leder. Gefüttert war er mit Kaliko.

Er enthielt Papiere und andere Habseligkeiten meines Vaters: Rechnungen, Kontobücher, Zeitungsausschnitte, ein paar Kalender, einen Seidenschal, auch die britische Uniformjacke, die er so selten trug. Ich stöberte in diesen Sachen herum, während Lisl mir, in ihrem Rollstuhl sitzend, ab und zu an ihrem Sherry nippend, dabei zusah. »Da ist sogar sein Revolver«, sagte sie. »Sei vorsichtig damit, Bernard. Ich hasse Waffen.«

»Weiß ich«, sagte ich. Ich zog ihn aus dem Lederfutteral. Es war ein Webley Mark VI, ein gigantischer Revolver, ungefähr zweieinhalb Pfund schwer, die Sorte Waffe, die die britische Armee ihren Offizieren schon seit dem Ersten Weltkrieg umhängte. Er war blau und in tadellosem Zustand. Ich bezweifelte, daß mein Vater ihn jemals abgefeuert hat. Eine Schachtel Munition dafür war ebenfalls vorhanden. Nickelmantel, 455-Zoll-Kaliber »für den Militärgebrauch«. Das Etikett war 1943 datiert und die Banderole noch intakt.

»Das ist alles. Klara hat alle Sachen deines Vaters in diesen Koffer packen lassen. Alle, das heißt außer der Fußbank, der Matratze und den gesammelten Werken von Dickens.«

»Danke, Lisl.«

»Das Ende einer Epoche«, sagte sie traurig. »Werner übernimmt das Hotel. Die Veränderungen in den Räumen. Du nimmst die Sachen deines Vaters mit. Ich bin jetzt eine Fremde hier, eine Fremde im eigenen Haus.«

»Sei nicht albern, Lisl. Werner liebt dich. Er hat all das nur für dich getan.«

»Er ist ein guter Junge«, sagte sie traurig, denn sie wußte,

daß er ihre Zuneigung verdiente, nur wollte sie nicht gerne von dem Selbstmitleid lassen, das sie so genoß.

Der Lärmpegel der Party stieg plötzlich, als Werner hereinkam und die Tür hinter sich schloß. Werner war als Ritter in voller Rüstung kostümiert. Praktischerweise war die Rüstung ganz aus Stoff geschneidert, der aber geschickt mit Gold- und Silberdraht so bestickt war, daß man meinte, in Metall gravierte und vergoldete Verzierungen zu sehen. Er sah großartig aus, das fand sogar Lisl. Auch sie sah prächtig aus in einem langen, buntgemusterten Kleid – dem Etikett des Kostümverleihs zufolge nach der Mode adeliger Damen des 13. Jahrhunderts, den Figuren der Glasfenster des Augsburger Doms nachempfunden. Ein Diadem und ein Schleier gehörten dazu und ein leichter, aber weiter Überwurf. Was immer die Treue der Reproduktion des historischen Musters anlangte, Lisl sah in diesem Kostüm neben Werner ganz fabelhaft aus, der Rollstuhl wirkte als imponierender Thron. Ich dachte, er hätte ihrer beider so gut zueinander passende Kostüme in der Absicht gewählt, sich als Lisls treuer Sohn zu zeigen, er gestand mir aber später, daß jenes Kostüm das einzige im Fundus des Verleihs gewesen sei, das ihr nicht nur paßte, sondern zudem feuerrot war. Lisl liebte heftige Farben.

»Da draußen ist das reinste Irrenhaus«, sagte Werner, an die Tür gelehnt und nach Atem ringend. Sein Gesicht war rot von Erregung und Anstrengung. »Ich habe euch noch Champagner mitgebracht.« Er hatte die Flasche in der Hand und schenkte uns beiden ein. »Absolut gräßlich.«

»Es klingt gräßlich«, sagte ich, obwohl ich schon seit langem daran gewöhnt war, daß Werner solche irren Kostümfeste organisierte, um dann den ganzen Abend lang jedem zu erzählen, wie gräßlich er sie finde.

Er sah mich an. »Ich wünschte, du hättest dein Kostüm angezogen«, sagte er. Er hatte ein eindrucksvolles Gewand aus der Mitte des letzten Jahrhunderts für mich ausgesucht, das auf

der Schachtel als das eines »Biedermeier-Kavaliers« bezeichnet wurde. Frack und Zylinder gehörten dazu. Ich vermutete, daß Werners Lust am Schabernack ihn zu dieser Wahl bewogen hatte, und ich war nicht geneigt, mich dieser Lust zu opfern. »Ich finde mich so ganz in Ordnung«, sagte ich. Ich trug einen zerknautschten grauen Anzug, mein einziges Zugeständnis an den Kostümwang war eine von Werners farbenfreudigen Fliegen.

»Du bist so verdammt englisch«, sagte Werner nicht unfreundlich.

»Manchmal schon«, gab ich zu.

»Es sind bestimmt hundertfünfzig Leute da«, erzählte er mir. »Die Hälfte uneingeladen. Es hat sich anscheinend herumgesprochen. Sie sind alle kostümiert.« Es war typisch für ihn, daß der Gedanke an die vielen Leute, die uneingeladen zu seinem Fest gekommen waren, ihn mit einem gewissen Stolz erfüllte. »Soll dir die Duchess wahrsagen, Lisl?«

»Lieber nicht«, sagte Lisl.

»Es heißt, sie sei eine Hexe«, sagte Werner, als wäre das eine Empfehlung.

»Ich will die Zukunft nicht kennen«, sagte Lisl. »In meinem Alter hat die Zukunft einem außer Herzeleid und Schmerzen nichts mehr zu bieten.«

»Ach, sei kein Spielverderber, Lisl«, sagte Werner, der sich ihr gegenüber viel mehr herausnahm, als ich je zu tun gewagt hätte. »Ich werde dafür sorgen, daß du unter die Leute kommst.«

»Geh weg!« sagte Lisl. »Ich unterhalte mich gerade mit Bernard.«

Werner sah mich an und grinste kaum merklich. »Ich komme wieder«, versprach er und kehrte zu seinem Fest zurück, das von Minute zu Minute lauter wurde. Er blieb lange genug in der offenen Tür stehen, mir einen Blick auf die Tanzfläche zu gestatten. Die hingerissenen Tänzer, die sich da

drängten, waren sämtlich aufwendig kostümiert – Deutsche nehmen Kostümfeste so ernst, wie sie jedes gesellschaftliche Ereignis nehmen, vom Opernbesuch bis zum Besäufnis – und wedelten die Arme mehr oder weniger im Takt der Musik. Da gab es Ballettratten in pailletenbesetzten Trikots, einen römischen Senator, Karl Mays Old Shatterhand war da, und zwei Squaws tanzten zappelnd und lächelnd vorbei. Jeremy Teacher – als dünner, eleganter, kraushaariger Gorilla kostümiert – tanzte mit Tessa, die ein langes, durchscheinendes gelbes Kleid trug und auf ihrem Kopf lange wippende Fühler hatte. Teacher hielt sie fest an sich gedrückt und redete auf sie ein. Tessa hörte mit großen Augen zu und nickte energisch mit dem Kopf. Die beiden bildeten ein ziemlich unwahrscheinliches Paar. Die Tür ging zu. »Wann werden sie alle nach Hause gehen?« fragte mich Lisl.

»Es wird sicherlich nicht sehr spät«, versprach ich, obwohl ich sehr wohl wußte, daß es ganz bestimmt sehr spät werden würde.

»Ich hasse Feste«, sagte Lisl.

»Ja«, sagte ich, obwohl offensichtlich war, daß sie sich schon entschlossen hatte, sich nichtsdestoweniger mal draußen umzusehen. Sie liebte es, sich in ihrem Rollstuhl schieben zu lassen. Das erhöhte irgendwie ihre Majestät. Wahrscheinlich würde ich ihr diesmal diesen Dienst leisten müssen, und sicherlich fiel ihr irgendwas ein, mich dabei lächerlich zu machen. Ich verschloß den Koffer. »Komm schon, Lisl«, sagte ich. »Gehen wir raus und sehen uns mal um.«

»Muß das sein«, sagte sie, prüfte dabei aber schon ihr Make-up im Spiegel. Dann öffnete sich die Tür von neuem. Ein kleiner, lächelnder Mann stand da.

Zuerst dachte ich, er trüge ein besonders aufwendiges Kostüm, zu dem ein geschwärztes Gesicht gehörte. Dann erkannte ich Johnny den Tamilen. Er sah anders aus, er trug eine goldgerandete Brille. Er lachte. »Wie wunderbar!« sagte

er. »Wie wunderbar!« Ich nahm an, er meinte das Fest, aber er schien das Fest kaum zu bemerken. Vielleicht war er high. »Wunderbar, dich zu finden, Bernard«, sagte er. »Ich habe schon überall gesucht.«

»Wie ich hörte, haben dich die Bullen hoppgenommen«, sagte ich.

Er sah mich über seine Brillengläser an. »Ich habe Schwein gehabt. Da war diese Demonstration gegen die Marschflugkörper. Dreihundert Verhaftungen. Sie brauchten den Platz in den Zellen. Da haben sie mich rausgeschmissen.« Sein Deutsch war nicht besser geworden, aber ich hatte mich an seinen Akzent gewöhnt.

»Ich werde dir was zu trinken holen«, bot ich an. Hinter ihm sah ich durch die offene Tür den Herzog von Wellington, der eine ziemlich entzückende Geisha fest in den Armen hielt. Für einen flüchtigen Augenblick meinte ich, Daphne Cruyer zu erkennen, aber als sie den Kopf wandte und Frank anlächelte, wußte ich, daß sie es nicht war.

»Nein. Ich muß weg. Ich habe dir das hier mitgebracht.« Er gab mir einen großen Umschlag mit Eselsohren. Ich öffnete ihn. Er enthielt eine Kunststoffschachtel, die ein bißchen wie ein kleines Radio aussah. »Das ist Spenglers ...« sagte Johnny. »Er wollte, daß du ihn kriegst. Es ist sein Schachcomputer.«

»Danke.«

»Er hat immer gesagt, daß, wenn ihm je was zustieße, ich seine Brille haben sollte und du seinen Computer. Das ist alles, was er besaß«, setzte Johnny überflüssigerweise hinzu. »Die Bullen haben seinen Paß genommen.«

»Für mich. Bist du sicher?«

»Ganz sicher. Spengler mochte dich. Ich habe die Batterien erneuert.«

»Danke, Johnny. Sind die Gläser richtig für dich?« Die Brille veränderte seine Erscheinung erheblich.

»Nein, ich sehe dadurch alles verschwommen. Aber die Brille ist schick, findest du nicht?«

»Doch, ist sie«, sagte ich. »Dies ist Tante Lisl. Trink doch ein Glas.«

»Hello, Tante Lisl.« Die Vorstellung, daß Lisl wirklich meine Tante sein könnte, schien ihn zu verwirren, aber er fragte nicht nach.

»Nein, ich muß weg, Bernard.«

»Haben sie rausbekommen, wer Spengler umgebracht hat?« fragte ich.

»Sie haben nicht mal seinen richtigen Namen rausgekriegt oder wo er her war. Um den kümmert sich keiner mehr, außer uns.«

Er winkte, und fort war er. Lisl hatte nicht versucht, der Unterhaltung zu folgen. »Mit der Wahl deines Umgangs mußt du in dieser Stadt vorsichtig sein«, sagte sie. »Hier ist es nicht wie in London.«

Lisl, die, soweit ich wußte, nie in London gewesen war, sagte das schon, seitdem ich, damals war ich sechs Jahre alt gewesen, eines Tages Axel Mauser mitgebracht hatte, um ihm meine Sammlung von Nazi-Orden zu zeigen.

Johnnys Besuch war so kurz, daß ich vergaß, ihm ein bisschen Kleingeld zu geben. Leuten wie Johnny ist mit ein paar Mark schon sehr geholfen. Weiß der Himmel, wieviel Zeit und Mühe er darauf verwandt hatte, mich aufzuspüren. Er hatte sogar neue Batterien für mich geklaut. Langlebige Batterien sogar, die besten. Vermutlich hatte er sie von Wertheim. Er klaute gerne bei Wertheim. Da kriegt man doch wenigstens Qualität, pflegte er zu sagen.

Schließlich war es dann Werner, der Lisl durch seine Party schob, wo sie sich gnädig verneigte, ihre Hand zum Kuß reichte oder königlich winkte, je nach dem Grad der Gnade, den die verschiedenen Gäste von Werners Fest in ihren Augen fanden. Ich trug den Koffer meines Vaters in den Keller hinunter, und setzte mich, als ich unten war, für ein paar Minuten hin. Mir war bewußt, wie absurd ich mich benahm,

mich so vor Werners Party zu verstecken, ich wußte auch, wie Werner mich auslachen würde, wenn er mich hier unten entdeckte. Aber ich wollte nicht da oben sein, wo hundertundfünfzig ausgelassene Leute, von denen ich die meisten nicht kannte, in Verkleidungen, die ich nicht durchschaute, das Ende von etwas feierten, von dem ich nicht Abschied nehmen wollte. Ich verdrückte mich in das kleine Versteck neben dem Kesselraum, in das ich mich als Kind oft verkroch, um meine Schularbeiten zu machen. Da gab es immer helles Licht und einen hohen Stoß alter Zeitungen und Zeitschriften. Da ich, anstatt meine Schularbeiten zu machen, meist in diesem Pressearchiv schmökerte, wurde mein Deutsch so gut, daß ich bei Wortschatztests und im Aufsatz der Mehrzahl meiner deutschen Klassenkameraden oft überlegen war.

Jetzt machte ich's genauso. Ich nahm eine Zeitung von dem hohen Stapel, setzte mich auf die Bank und las sie. In Spandau hatte man vergrabene Kanister mit Giftgas entdeckt. Die hatten da seit dem Zweiten Weltkrieg gelegen.

»Bernard, Liebling! Was machst du denn hier unten? Ist dir schlecht?«

»Nein, Tessa. Ich wollte nur meine Ruhe haben.«

»Du bist wirklich der Gipfel, Bernard. Der Gipfel. Der Gipfel.« Sie wiederholte die Worte, als bereite es ihr Vergnügen, sie auszusprechen. Ihre Augen waren weit und feucht. Ich merkte, daß sie high war. Nicht betrunken vom Alkohol. High von irgendwas Stärkerem. »Wirklich der Gipfel«, sagte sie noch einmal. Sie streckte die Arme aus. Der fast durchsichtige gelbe Stoff war an ihren Handgelenken befestigt, und sie verwandelte sich in einen Schmetterling. Das helle Licht zeichnete ihr einen wirbelnden Schatten an die weißgetünchte Wand.

»Was ist denn, Tessa?«

»Dein Freund Jeremy sucht dich überall.« Sie drehte sich,

um noch einmal den wirbelnden Schatten zu genießen, den sie warf. »Wer ist Jeremy?«

»Du meinst, Jeremy und wie weiter? Jeremy wer?« Sie lachte schrill. »Jeremy Dingens!« Sie schnippte mit den Fingern. »Jeremy, der kultivierte Affe. Kennst du den Vers: ›Er tut es dem Affen also gleich, daß je höher er steigt, desto mehr Arsch er zeigt?‹ Francis Bacon. Du denkst vielleicht, ich bin ein liederliches Mädchen ohne höhere Bildung. Aber ich bin zur Schule gegangen und kann Francis Bacon zitieren wie die Besten von euch.«

»Natürlich kannst du das, Tessa. Aber du scheinst mir selbst ein bißchen hoch zu hängen.«

»Und zeige zuviel von meinem Arsch, was, Bernard, du unverschämtes Aas?«

»Nein, Tessa, natürlich nicht. Aber ich glaube, es wäre vernünftig, wenn du jetzt in dein Hotel zurückgingst. Wo ist denn Dicky?«

»Hörst du mir denn überhaupt zu, Bernard? Jeremy, der Affe, sucht dich überall verzweifelt. Er dreht langsam durch. Er wird ganz zum Affen!« Wieder Gelächter. Leise, aber noch schriller. Es schien einen hysterischen Ausbruch anzukündigen. »Der Funkspruch ist gekommen, und ihr müßt weg.«

»Ist es das, was Jeremy, der Affe, sagt?«

»Der Funkspruch ist gekommen, und ihr müßt weg.«

»Tessa!« Ich schüttelte sie. »Hör mal, Tessa! Reiß dich zusammen! Wo ist der Affe jetzt?«

»Er hat versucht, sich einen von Werners dreiteiligen Anzügen – blau mit Nadelstreifen – anzuziehen, aber Werner ist wütend geworden und wollte ihm keinen Anzug borgen. Und beide haben angefangen herumzuschreien. Werner mag ihn nicht.« Sie lächelte. »Und Werners Anzüge sind Jeremy zu groß.« Ich sagte es langsam: »Wo ist Jeremy, der Affe, jetzt?«

»Ihr fahrt nicht ohne mich. Der Wagen ist hier. Ein Kombiwagen. Ford-Kombi, ein hübsches Blau. Diplomatische

Kennzeichen. Draußen im Regen. Jeremy, der Affe, fährt. Affen sind gute Fahrer. Mein Vater hatte jahrelang einen Affen als Fahrer. Und dann fing er an, dauernd zusätzliche Bananen zu verlangen. Affen können furchtbar lästig werden. Habe ich dir das schon erzählt?«

Draußen fiel der Regen in großen, stählernen Güssen, hämmerte aufs Straßenpflaster und trommelte auf das Dach des Ford-Kombis. Jeremy Teacher, noch immer im Gorilla-Kostüm, saß am Steuer. Er war pitschnaß. Ich fragte ihn, was los sei, und er mußte schreien, um sich durch den Lärm des Regens und Donners Gehör zu verschaffen. »Steigen Sie ein«, sagte er.

»Was ist los?« sagte ich, vielleicht zum vierten Mal.

»Was zum Teufel glauben Sie, daß los ist?« sagte er wütend. »Der verdammte Befehl ist vor dreieinhalb Stunden durchgekommen!«

»Sie haben von einem Volkswagenbus gesprochen.« Er warf mir einen giftigen Blick zu. »Ich habe meinen Paß nicht dabei«, sagte ich und drehte fast durch, als ich an all die anderen Dinge dachte, die ich nicht dabei hatte.

»Steigen Sie ein! Ich habe die Pässe hier.« Die Aussicht, als Gorilla kostümiert durch die Kontrollen fahren zu müssen, verdarb ihm offensichtlich die Laune.

Jetzt sah ich, daß Tessa draußen im Regen herumtanzte. Sie war vollkommen durchnäßt, schien sich aber des fesselnden Anblicks, den sie in dem ihr nun am Leibe klebenden dünnen Kleidchen bot, nicht bewußt zu sein.

Doch dieser Anblick – und der eines Gorillas am Steuer eines Ford Transit, der sich lautstark mit einem Zivilisten stritt, der aussah wie sein Wärter – zog Zuschauer an, die, da sie von Werners Fest kamen, ihrerseits auch bemerkenswert aussahen. Manche von ihnen hatten Regenschirme, aber vielen schien es ebensowenig wie Tessa was auszumachen, bis auf die Haut naß zu werden.

Auch Werner erschien, gebeugt unter dem Gewicht des Koffers meines Vaters. Er öffnete die Hecktür des Wagens, um den Koffer einzuladen, und während er das tat, stieß Tessa ihn beiseite, kletterte auf die Ladefläche und knallte die Tür zu, daß die Karosserie kreischte.

»Also los!« schrie Teacher. »Tessa ist hinten drin«, sagte ich. Er sah sich um und schrie: »Steigen Sie aus, Tessa.«

»Ich fahre mit euch«, gurrte Tessa.

»Seien Sie nicht albern, Sie haben keinen Paß«, sagte Teacher mit einer ruhigen Höflichkeit, die unter diesen Umständen sehr rühmlich war.

»Aber doch, habe ich«, sagte sie triumphierend. Irgendwoher hatte sie das Dokument zum Vorschein gebracht und hielt es nach vorn, um es ihm zu zeigen. »Dicky hat gesagt, ich sollte ihn hier immer bei mir tragen.«

»Steigen Sie aus, Sie blöde Ziege!« Er trat aufs Gas, um den Motor aufheulen zu lassen, als hoffte er, sie damit zu verscheuchen, aber es gelang nicht. Es zeigte nur, daß der Motor stotterte. Ich hatte Zweifel, ob er die Reise schaffen würde. »Ich will nicht, ich will nicht.«

»Um Himmels willen, schmeißen Sie sie raus!« rief Teacher mir zu.

»Wer zum Teufel glauben Sie, daß Sie sind?« sagte ich. »Schmeißen Sie sie selber raus.« Ich kannte Tessa in dieser weggetretenen Verfassung und beschloß, den kühnen Mr. Teacher sich sein Geld verdienen zu lassen.

Er sah auf seine Uhr. »Wir müssen los.« Fluchend öffnete er die Tür und stieg aus, doch der Regen, der alsbald seinen Gorilla-Anzug durchnäßte, bewirkte offenbar einen Sinneswandel, denn er stieg gleich wieder ein und setzte sich wieder hinters Steuer.

»Los, Tessa, wir müssen fahren.«

»Ich komme mit«, sagte sie.

»Nein, verdammt noch mal, das tun Sie nicht!« sagte

Teacher. Er schaltete die Heizung auf volle Touren. Das nasse Gorillafell war offenbar kalt.

Dann trat Dicky auf. Er war als Harlekin kostümiert, – sorgfältig geschminktes Gesicht, kariertes Anzug und imposanter Hut –, eine Maskerade die sich auf deutschen Faschingsfesten großer Beliebtheit erfreut. Er bemerkte Tessa und meldete uns pflichteifrig, daß sie hinten im Wagen sitze. Teacher stieß einen lauten und zornigen Seufzer aus. »Dann holen Sie sie raus«, sagte er, ohne seine respektvolle Zurückhaltung, die er im Verkehr mit Vorgesetzten gewöhnlich walten ließ. Inzwischen drängten sich anscheinend Dutzende von Leuten in phantastischen Kostümen um den Wagen, obwohl es in der Dunkelheit und bei dem Regen schwer war, irgend jemanden zu erkennen. Jedenfalls drängten sich die Leute so dicht, daß es schwierig sein würde, sich einen Weg durch sie zu bahnen und die Hecktür aufzukriegen, um Tessa herauszuholen, selbst wenn, im Fall einer groben Behandlung Tessas, keiner sich einmischte. Und, wenn ich irgend etwas von den Wirkungen des Alkohols auf die männliche Psyche wußte: Ein Handgemenge mit Tessa würde sofort einen Aufstand provozieren. Ein Blitz flammte auf. Weitere Scharen phantastisch kostümierter Masken ergossen sich auf die Straße. Das Gedränge rings um den Ford war die neueste Attraktion der Party. Ein durchnäßter Friedrich der Große schwenkte vergnügt die Arme, während Barbarossa, mit zerzaustem falschem Bart, seinen Hut einer römischen Jungfrau zum Schütze ihrer Frisur anbot. Ich erblickte die Duchess. Sie war als Hexe kostümiert, mit spitzem Hut und einem langen schwarzen Gewand, dessen Rock mit okkulten Symbolen besetzt war. Trotz des heftigen Regens hatte sie ihre verdammte Katze dabei, deren Augen zornig aus der Finsternis leuchteten. Die Duchess stellte sich vor den Kühler des Wagens und fing an, feierliche Gebärden mit ihrem Stab zu machen. Der Donner grollte wie gerufen. »Was macht die alte

Kuh denn da?« fragte Teacher.

»Ich glaube, sie zaubert«, erwiderte ich.

»Jesus Christus!« sagte Teacher, aufs Blut gereizt. »Sind denn alle verrückt geworden?«

Ehe die Duchess mit ihrer Beschwörung fertig war, steckte Harlekin sein bemaltes Gesicht zum Fenster herein und sagte: »Teacher hat die Leitung. Vergiß das nicht, Bernard.« Ich reagierte nicht. Er packte mich an der Schulter, und im Befehlstone eines gereizten Erziehungsberechtigten, der mit einem unartigen Kind spricht, sagte er: »Schau mich an, Bernard! Hörst du, was ich gesagt habe?«

Ich sah Dicky in das dick geschminkte Gesicht und in die kleinen kalten Augen. Jahre unterdrückten Grolls drängten in mir hoch. Die Art, wie er über meinen Kopf hinweg befördert worden war, seine Wichtigtuerei, sein präntiöser Lebensstil, seine Bereitschaft, dem armen alten George Hörner aufzusetzen und Witze darüber zu machen. Jetzt überstimmte das Gefühl den gesunden Menschenverstand. Ganz gleich, wohin das führen mochte, jetzt war der Augenblick zu reagieren. Ich holte mit der Faust aus und versetzte ihm einen kräftigen Stoß auf die rotgeschminkte Nase. Keinen allzu heftigen, doch taumelte Dicky davon rückwärts auf die Fahrbahn, als gerade ein Wagen vorbeikam. Mit unglaublich schnellem Reaktionsvermögen und quietschenden Bremsen wich der Fahrer ihm aus. Ich drehte mich um und sah ihm nach. Breitbeinig, den Hut verdreht auf dem Kopf und mit ausgebreiteten Armen, bemüht, das Gleichgewicht wiederzugewinnen, taumelte Dicky noch immer rückwärts. Und dann landete er auf dem Rücken, und sein großer Dreispitz fiel ihm vom Kopf.

»Los, fahren wir! Wir werden die Sache am Kontrollpunkt klären«, rief ich.

Teacher legte den Gang ein, Gummi quietschte, und auf einen dumpfen Schlag folgte der Schrei einer Frau. Ich wußte

sofort, was passiert war. Diese verdammte Katze »Jackdaw« hatte unter dem Wagen Schutz vor dem Regenguß gesucht. Jetzt hatten unsere Hinterräder sie plattgewalzt. Fast hätten wir auch die Duchess selber umgefahren, aber Teacher riß eben noch rechtzeitig das Steuer herum, und so gelangten wir in den fließenden Verkehr auf dem Ku'damm.

Auf den nassen Straßen glänzten die farbigen Neonlichter, die die Touristen anlockten, die Alkoholkranken, Drogenabhängigen und Stadstreicher zu besichtigen, denen das Europa-Center Heimat war. »Ist sie noch hinten?« fragte Teacher, als wir an der Gedächtniskirche vorbeifuhren, deren Turm man erhalten hat, um Leute, die zur Nostalgie neigen, daran zu erinnern, daß das alte Berlin zum guten Teil aus häßlichen Bauwerken bestand. Selbst zu dieser späten Stunde war noch viel Verkehr. Teacher gab ein paarmal Vollgas bei Leerlauf, und danach lief der Motor ruhiger. Vermutlich hatte der Regen ihm zugesetzt.

»Ich bin hier, Liebling«, sagte eine Stimme von hinten. »Ich kann mir schon vorstellen, zu wem ihr unterwegs seid. Wenn ihr's wagt zu versuchen, mich am Kontrollpunkt rauszuschmeißen, werde ich's laut in die Welt hinausschreien. Das wäre euch doch bestimmt nicht recht, oder?«

»Nein, das wäre uns nicht recht«, sagte ich.

»Diese Scheißheizung funktioniert nicht«, sagte Teacher und schlug mit der haarigen Hand darauf.

»Das ist ein verdammt überzeugendes Kostüm, Jeremy«, sagte ich bewundernd. Tessa kicherte leise, aber Teacher antwortete nicht.

19

Der Verkehr von West-Berlin nach Westdeutschland über die Autobahn geht durch den Grenzkontrollpunkt Drewitz in der Südwestecke des Stadtgebiets.

Die Kontrollen verlaufen flüssig und sind für Wagen mit diplomatischen Kennzeichen minimal. Auf der DDR-Seite der Grenze legen die Insassen von derart ausgewiesenen Fahrzeugen ihre Papiere gewöhnlich flach gegen die Fensterscheiben, wo sie dann beim Schein ihrer Taschenlampen von kommunistischen Beamten studiert werden, die mit der bemühten Langsamkeit arbeiten, die im Westen vor allem als Modus operandi von Gewerkschaftlern während eines Tarifkonflikts bekannt ist. Schließlich winkten die Posten uns widerwillig durch. Wenn sie bemerkt hatten, daß einer von uns ein Gorilla war, ließen sie es sich jedenfalls nicht anmerken. Teacher schob die Diplomatenpässe ins Handschuhfach, und die lange, eintönige Fahrt nach Westen begann. Passend zu der Belagerungsmentalität der DDR gibt es an dieser Strecke weder Cafés noch Restaurants. Da ist keine Gelegenheit, jene achtundsechzig Sorten Icecream zu probieren, die an den Rändern der langen, breiten amerikanischen Freeways zu haben sind, vergeblich sucht man das bifteck aux pommes frites avec chateau vinaigre, mit dem man an den teuren französischen Autoroutes bewirtet wird, nicht mal der Giftmüll und der starke Tee, die überall an Großbritanniens Motorways angeboten werden, sind hier erhältlich.

Zunächst war der Verkehr dicht. Liebhaber und Ehemänner, die aus glücklichen Wochenenden kamen, begegneten einander auf der Heimreise. Lastwagen, die pünktlich mit dem Ende des Wochenendfahrverbots um Mitternacht losgefahren waren, überholten langsam und mühevoll andere schwere Fahrzeuge. Auf der Überholspur rasten Deutsche an uns vorbei, die

Scheinwerfer aufblendend, falls sie jemand bei der öffentlichen Demonstration der technischen Überlegenheit Deutschlands behindern sollte. »Deutschland über alles«, sagte Teacher, als ein solcher Mercedesfahrer, der dicht hinter uns aufgefahren war, uns endlich überholte, wobei er uns mit dem Finger einen Vogel zeigte und uns mit einem Schwall schmutzigen Wassers bespritzte.

»Tessa ist eingeschlafen«, sagte ich.

»Schließlich mußte auch mal was Gutes passieren. Das ist ein statistisches Gesetz.«

»Verlassen Sie sich nicht auf die Statistik«, sagte ich. Die Scheibenwischer quiekten und quietschten. Teacher griff nach dem Knopf des Autoradios, schien sich's aber dann anders überlegt zu haben.

Wir gerieten hinter eine Reihe von schweren Lastwagen, die Plane des letzten flatterte im Wind und nun eine Weile vor uns her. »Bleiben Sie wach. Wir werden alle Ausfahrten absuchen«, sagte Teacher. »Die Botschaft könnte fehlerhaft gewesen sein.«

»Kein Kommentar«, sagte ich.

Diese ostdeutschen Autobahnen waren in miserabilem Zustand. Auf dieser Strecke war, seitdem Hitler sie baute, kaum was gemacht worden. Die Senkung der Fahrbahn hatte hier und da große Spalten gerissen, und die oberflächlichen Ausbesserungsarbeiten hatten die tiefen Brüche nicht geheilt. Überall in Europa überzog ein Ausschlag von Warnschildern und Baustellen die Autostraßen, Symptome einer Arteriosklerose der Verkehrsadern, die nicht mehr heilbar zu sein schien. Wir waren schon an verschiedenen Baustellen vorbeigekommen, aber hinter der Ausfahrt nach Brandenburg – einer Stadt, die inmitten einer Gruppe von Seen westlich Berlins liegt – verengte sich die Autobahn in westlicher Richtung auf eine einzige Spur. Teacher verlangsamte die Fahrt, als eine Doppelreihe von Kunststoffkegeln im Licht

unserer Scheinwerfer auftauchte. Einige davon hatten die heftigen Windstöße, die den unaufhörlichen Regen begleiteten, umgeworfen. Die Straße bog sanft nach links und führte dann zu einer Steigung. Von hier aus sah ich vor uns das von Lichtpünktchen markierte Band der Straße, welches wie eine Reihe von Insekten hinaufstieg und plötzlich über einen fernen Hügel verschwand, dessen Kuppe am violetten Himmel eben noch sichtbar war. An dieser Stelle wurde die Autobahn verbreitert. Den Straßenrand säumten kolossale Maschinen; Bulldozer und hochragende Schaufelbagger, Planierraupen und Straßenwalzen, das bizarre Spielzeug einer gargantuesken Welt.

»Sehen Sie da!« sagte ich, als ich einen zwischen den Maschinen abgestellten Wagen bemerkte, dessen Standlicht durch den strömenden Regen gerade noch sichtbar war. »Das sind sie«, sagte Teacher mit hörbarer Erleichterung. Er bog von der Fahrbahn ab, wir holperten hinunter über den schlammigen Straßenrand und suchten uns vorsichtig zwischen Metalltonnen, Stahlverstärkungen, zerbrochenen Holzgattern und anderem undefinierbaren Abfall unseren Weg. Wir waren noch ungefähr fünfzig Schritt von dem anderen Wagen entfernt, als Teacher meinte, wir wären nahe genug. Er hielt an und schaltete den Motor ab. Die Scheinwerfer erloschen. Das Geräusch des Regens war plötzlich sehr laut. Es war dunkel, außer wenn vorbeifahrende Wagen um die Kurve bogen und die Baustelle mit ihren Scheinwerfern streiften. Das Licht fuhr dann darüber hin wie der kreisende Strahl eines Leuchtfeuers. Nirgends eine Bewegung.

»Vorsichtig«, sagte ich. »Wenn Sie die Tür aufmachen, geht innen das Licht an. Dann sitzen wir wie auf dem Präsentierteller.« Ich kroch auf die Ladefläche des Kombis, öffnete den Koffer und kramte nach der Munition und dem Revolver. Ich lud ihn sorgfältig. Es war nicht das Kaliber, das man bequem in den Bund einer billigen Hose stecken kann,

also behielt ich das Ding in der Hand.

»Ich steige aus«, sagte Teacher. »Sie bleiben hier.«

»Wie Sie befehlen!«

Es war nicht der Augenblick, einen Streit vom Zaun zu brechen, aber während er die Tür öffnete und an der Seite ausstieg, schlüpfte ich durch die Hecktür hinaus in die Dunkelheit und den strömenden Regen. Draußen hing der Gestank, den Straßenbauarbeiten immer ausdünsten, in der Luft, der Geruch von aufgewühlter Erde, Fäkalien und Dieselöl. Aber die Straße führte hier durch Hochwald, und der Harzduft frisch geschlagener Kiefern mischte sich noch in dieses Däftepotpourri. Ehe ich noch mehr als zwei Schritte durch den klebrigen Matsch gegangen war, hatte der Regen mich bis auf die Haut durchnäßt. Ich hielt den Revolver unter meiner Jacke und beobachtete die undeutliche Gestalt meines Kollegen Teacher, der sich vorsichtig an den anderen Wagen heranschlich. Einige Wagen kamen vorbei, die sich achtsam an die vorgeschriebene Spur hielten, der strömende Regen verdunkelte ihre Scheinwerfer. Während Teacher weiterging, stieg jemand aus dem anderen Wagen, in dem ich nun einen Wartburg erkannte. Die andere Seite hatte die Vorsichtsmaßregel getroffen, ein Pflaster über die Innenbeleuchtung zu kleben. Das Innere des Wartburgs blieb dunkel, und das Standlicht blendete einen gerade genug, daß man nicht sicher sein konnte, ob da nun ein Mann oder eine Frau ausgestiegen war. Mir näher – und direkt hinter der mir zunächst stehenden großen gelben Baumaschine – war eine Absperrung. Sie sicherte die tiefe Baugrube, die man zur Verbreiterung des Straßenbetts ausgehoben hatte.

»Bitte kommen Sie her, einer nach dem anderen«, hörte ich Teacher rufen. Selbst diesen wenigen Worten war anzuhören, daß er mit der deutschen Sprache nicht sehr vertraut war. Plötzlich wurden die Scheinwerfer des Wartburgs voll aufgeblendet. Das Licht war hart und grell. Es durchschnitt wie

Glasperlen funkelnden Regen und stellte Teacher als absurden, pitschnassen Gorilla bloß. Teacher erschrak und sprang in die Dunkelheit zur Seite, doch konnte ich seinen Umriß noch sehen. Von dem Bulldozer, der mir am nächsten stand, hörte ich eine Bewegung, ein leises metallisches Klicken, möglicherweise der Sicherheitsverschluß einer Feuerwaffe. Eine Gestalt hatte hinter den Raupen des Bulldozers den Standort gewechselt, um zu sehen, wohin Teacher gegangen war. Ich näherte mich der Reihe von Erdbewegungsmaschinen, die mir den Schutz versprochen, dessen sich die andere Seite schon versichert hatte. Jetzt, im Dunkeln, konnte ich auch besser sehen. Neben dem Wartburg schien eine Frau zu stehen. Möglicherweise saßen im Wagen noch mehr Leute. Das metallische Geräusch, das ich gehört hatte, kam von jemandem, der in der Nähe der Absperrung stand. Es war ein Mann, der eine Waffe mit langem Schalldämpfer in der Hand hielt. Ihre ganze Aufmerksamkeit war auf Teacher gerichtet.

Es war, als sähe man einer Vorstellung auf hell beleuchteter Bühne zu, deren Kulisse die hohen Bäume des großen Waldes bildete, während auf der einen Seite die doppelte Perlenkette der Fahrzeuglichter – der eine Strang rot, der andere weiß – sich in die Tiefe des Raums verlor. Jetzt konnte ich Teacher sehen, aber er konnte die Gestalt mit der Waffe nicht sehen, deren Umriß sich dunkel von den Pfützen im Schlamm abhob, die wie Silber unter den Scheinwerfern des Wartburgs glänzten. Ich hörte einen Ruf – fast einen Schrei –, eine Frauenstimme, und hinter mir rannte jemand patschend durch den Matsch. Ich drehte mich um, aber unser Ford Transit verstellte mir das Blickfeld. Dann fiel der erste Schuß; die Sorte leiser Furz, den man nur rauskriegt, wenn man zum erstenmal mit einem nagelneuen Schalldämpfer schießt. Es war nicht Teacher. Die Frau rief noch mal. Sie schrie: »Machen Sie, was Ihnen gesagt worden ist!« In deutsch, mit Berliner Tonfall.

Dann fiel ein weiterer Schuß, ein ungedämpft knallender, und Glas splitterte. Es war ein einzelner Schuß, und er kam von irgendwo zu meiner Linken. Dann folgte ein Durcheinander von Dunkelheit, durch die Pistolenschüsse fetzten, und den plötzlichen Strahlen vorbeischnellender Scheinwerfer. Der vorüberrumpelnde Verkehr gab genug Licht, mir zu zeigen, daß die Windschutzscheibe des Wartburgs zersprungen war, die Splitter wie Hagel verstreut. In diesem kurzen Lichtschein sah ich Teacher gebückt, die Pistole am ausgestreckten Arm, stehen, die Pose, die Schauspieler in den Fernsehserien über Bullen annehmen. Ich konnte nicht sicher sein, ob er den Schuß abgefeuert hatte. Hatte er, fragte ich mich, versucht, jemanden im Wagen zu treffen, und, wenn ja, hatte er getroffen? Dann kam etwas herangeflattert, das zwischen mir und den Scheinwerfern des Wartburgs ein schimmerndes Muster warf. Bis zu diesem Augenblick hatte ich gedacht, daß Tessa noch immer hinten in unserem Transit saße, aber es gab nur eine Person, die so durch den Schlamm wirbeln, sich so drehen und wenden würde, ohne Regen und Schüsse zu beachten. Wer immer sie erschöß, stand in der Nähe des linken Vorderrads des Wartburgs. Sie war dem Schützen sehr nahe, als sie getroffen und in die Luft geschleudert wurde. Peng. Peng. Zwei Kugeln aus einer Flinte schwemmten sie durch die Scheinwerferkegel, ihr Rock und drapierter Ärmel von glänzendem und durchscheinendem Gelb. Als sie zu Boden fiel, verwandelte sie sich in etwas Blutrotes, und der Stoff wickelte sich um sie, wie irgendein schönes, geflügeltes Insekt sich, wenn man den Film schnell zurückspuke, in eine zuckende Puppe zurückverwandelte. Von den Scheinwerfern angestrahlt, lag sie der Länge nach im Schlamm. Der Regen prasselte herunter. Sie bewegte sich wieder und lag dann still.

»Bastard!« sagte jemand auf englisch. Es muß Teacher gewesen sein. Und dann feuerte er, ich erkannte das Bam-bam der 9-mm-Browning, die ich in seiner Hand gesehen hatte.

Zwei Schüsse fielen sehr laut und sehr dicht nacheinander. Einer von ihnen traf den stählernen Rahmen einer großen Erdbewegungsmaschine und prallte ab in den Himmel mit dem erbärmlichen kleinen Schrei, den Querschläger ausstoßen. Aber der andere Schuß traf den linken Scheinwerfer des Wartburgs, und der erlosch mit einer sekundären Explosion und lautem Zischen, als der Regen das heiße Metall des Reflektors traf.

Peng. Peng. Peng. Peng. Peng. Da waren Männer mit Feuerwaffen in der Dunkelheit jenseits von Teacher. Keine Schalldämpfer. Sie erwiderten das Feuer sofort. Mehrere Schüsse, aber fast gleichzeitig abgefeuert, daß sie fast wie ein einziger klangen. Teacher rannte, stolperte und stürzte dann mit einem lauten Schrei. Ich konnte ihn in der Dunkelheit jenseits des Lichts aus dem verbleibenden Scheinwerfer des Wartburgs eben noch sehen. Er wand sich und schrie und schlug beide Arme um sich wie ein Mann, der versuchte, sich aus der Zwangsjacke seiner Schmerzen zu befreien. Aber während er so alle Aufmerksamkeit auf sich zog, gelang es mir, um die Hinterseite des Bulldozers zu schlüpfen und auf die breite Raupenkette zu steigen. Das stählerne Schneideblatt war hochgestellt, und ich benützte es als Deckung, während ich so hoch kletterte, wie ich konnte. Ein Rundblick über das ganze Gelände belohnte meine Mühe. Der auf einer Spur langsam vorbeikriechende Verkehr beleuchtete den breiten ausgeschachteten Graben, die Reihe der Baumaschinen und den Wartburg an deren Ende. In der Mitte des Schauplatzes stand der schief abgestellte Ford Transit, und links davon lag Teacher. Zwei Männer kamen aus der Richtung der Schüsse und blieben bei Teacher stehen. Einer von ihnen stieß den Körper mit der Schuhspitze an. Kein Lebenszeichen. »Jetzt ist alles sicher«, sagte er. Ich erkannte die Stimme von Erich Stinnes.

Die Frau trat hinter dem Wartburg hervor. Sie ging vorsichtig, um den schlimmsten Schlammputzen

auszuweichen. Es war Fiona, meine Frau.

»Wie viele haben sie geschickt?« sagte einer der Männer. »Einen Mann und eine Frau«, sagte Stinnes. »Beide sind tot.« Fiona ging an Tessas Leiche vorbei und sah auf Teacher hinab, ohne ein Zeichen des Erkennens zu geben. Da wurde mir klar, daß sie auch ihre Schwester nicht erkannt hatte. Stinnes blickte sich nach dem Ford um. Er dachte vermutlich an die zertrümmerte Windschutzscheibe des Wartburgs und fragte sich, wie er bei dem noch immer fallenden Regen den Wagen fahren sollte. In diesem Augenblick hatte ich eine Menge Alternativen. Vermutlich hätte mir das Lehrbuch empfohlen, mit ihnen zu verhandeln, aber ich war kein hingebungsvoller Leser von Lehrbüchern und Ausbildungsleitfäden, was der Hauptgrund dafür ist, daß ich noch am Leben war. So hob ich meinen großen Revolver, legte den Lauf auf die schwere, stählerne Schar des Räumflugs – was die Instrukturen auf dem Übungsschießstand des Departments zweifellos als schlechte Haltung gerügt hätten – und feuerte auf den am weitesten entfernt Stehenden, wobei ich auf die Körpermitte zielte. Die schwere Webley-Kugel traf ihn wie ein Vorschlaghammer und schlug ihn hin in die Dunkelheit, wo er sich nicht mehr rührte und keinen Laut mehr von sich gab.

Der zweite Mann, Stinnes, trat erschrocken zurück, aber seine Ausbildung setzte sich gegen seinen Schrecken durch und, ohne mich zu sehen, hob er seine Waffe und feuerte dreimal in die Richtung, wo ich zu vermuten war. Die Kugeln summtan an meinem Kopf vorbei, und eine zupfte mich am Rock. Er tat das Richtige: Nach der herrschenden Lehre nötigte er damit seinen Gegner, in Deckung zu gehen, und hielt ihn so davon ab, weiter zu schießen. Aber meine Reaktionen waren viel zu langsam, die herrschende Lehre zu bestätigen, und inzwischen hatte ich ihn mit meiner zweiten Kugel schon getroffen. In den Hals. Es war ein Anblick, der mich dann oft aus dem Schlaf reißen, ein Schlußbild von Alpträumen, aus

denen ich inmitten vieler Nächte erwachen sollte. Denn Erich Stinnes verspritzte Blut wie ein Springbrunnen, hoch in die Luft. Und Blut verspritzend, die Hände an der Kehle, stolperte er rückwärts mit einem keuchenden Geräusch und rutschte und glitschte durch den Schlamm, bis er an die Absperrung stieß, die vor dem ausgeschachteten Graben stand. Die stützte ihn für einen Augenblick, dann kippte er rückwärts um und stürzte kopfüber mit einem lauten Aufklatschen in die schlammigen Pfützen in der Sohle der Ausschachtung.

Fiona, starr vor Furcht und mit frischem Blut bespritzt, blieb, wo sie war. Ich wartete. Kein Geräusch von nirgendwoher. Der Verkehr auf der Autobahn ruhte für den Augenblick, und der Wald verschluckte die Laute von Wind und Regen. Dann rannte Fiona zu dem Wartburg zurück. Dabei brach einer ihrer Absätze ab, und stolpernd verstauchte sie sich den Knöchel, so daß sie, beim Wagen angelangt, auf ein Knie sank und vor Schmerzen schluchzte. Aus der mutmaßlichen Sicherheit, die die Dunkelheit ihr bot, und nicht ahnend, wie nahe ich ihr war, rief sie: »Wer ist es? Wer ist da?«

Ich antwortete nicht, machte kein Geräusch, bewegte mich nicht einmal. Irgendwo da draußen hatte jemand eine Waffe mit Schalldämpfer, und ehe ich nicht mit dem fertig war, war es nicht sicher, hinunterzusteigen in den Schlamm. Ich wartete lange. Dann humpelte Fiona zum Wartburg, beugte sich hinein und schaltete den noch leuchtenden Scheinwerfer ab.

Jetzt lag der Platz in völliger Dunkelheit, außer wenn die Scheinwerfer vorüberfahrender Wagen in dem Augenblick, da sie um die Kurve bogen und bergab zu fahren begannen, darüber hinstrichen.

Fiona versuchte, den Wagen anzulassen, aber die Kugel, die den Scheinwerfer zerschmettert hatte, mußte noch irgendwas anderes beschädigt haben, denn der Anlasser heulte zwar auf, doch sprang der Motor nicht an. In der Stille des Waldes hörte ich sie vor sich hin fluchen, leise und sanft. Verzweiflung war

in ihrer Stimme.

Und in diesem Augenblick sah ich den anderen. Er schlich sich sehr langsam an der Absperrung entlang. Ich nahm ihn nur für einen Augenblick wahr, aber ich sah, daß er einen Trenchcoat trug und die Sorte wasserdichten Hut, den die Amerikaner zum Golfspielen aufsetzen. Ich konnte mir denken, wer es war, Thurkettle.

Lange sah und hörte ich dann nichts außer den Geräuschen und Lichtern des Verkehrs auf der Autobahn. Dann vernahm ich die rufende Stimme des Mannes: »Sollen wir vielleicht die ganze Nacht hier warten, Samson?« Es war Thurkettles Stimme. Ich blieb still. Thurkettle rief wieder: »Sie können die Frau nehmen und den Ford und abhauen. Nehmen Sie Ihren Gorilla auch mit. Ich will keinen von euch.« Ich erwiderte nichts.

»Können Sie mich hören?« sagte er. »Ich bin auf Ihrer Seite. Hauen Sie ab. Ich habe noch mehr zu tun.« Ich rief: »Fiona! Kannst du mich hören?« Sie sah sich um, entdeckte mich aber nicht. »Geh zu dem Ford, laß den Motor an und fahr ein oder zwei Meter vor. Schalte dann in den Leerlauf.« Fiona ging los und schleuderte beide Schuhe von den Füßen, ehe sie dann weiter durch den Schlamm patschte. Ängstlich und zögernd, denn der verstauchte Knöchel tat weh. Endlich stieg sie in den Wagen und ließ den Motor an. Nachdem sie sich kurz mit der Schaltung vertraut gemacht hatte, fuhr sie langsam ein Stück vorwärts und legte dann den Leerlauf ein.

»Jetzt schulden Sie mir was, Bernie«, rief Thurkettle.

»Grüßen Sie den Grafen Zeppelin von mir«, sagte ich. Noch war ich ihm einen Schritt voraus. Ich wußte, wo er war, aber er hatte mich noch nicht geortet. Ich kletterte zu Boden und schätzte, wie viele Schritte ich zur anderen Seite unseres Wagens machen mußte. Wenn Thurkettle zu schießen anfing, bot mir der Wagen Deckung. Ich wartete ein paar Minuten, damit Thurkettle schon mal anfinge, sich umzusehen und sich

zu fragen, ob ich nicht schon davongekommen sei. Dann rannte ich zu unserem Wagen hinüber. Ein schwerer Lastzug kroch eben in diesem Augenblick um die Kurve, und seine Scheinwerfer packten mich. Ich lief weiter und warf mich in den Schlamm, als ich das Heck des Ford Transit erreichte. Ich blieb einen Augenblick lang dort liegen, um Atem zu schöpfen. Es fielen keine Schüsse. Ich bewegte mich zum vorderen Teil des Wagens und legte eine Hand an die Scheibe, um Fionas Aufmerksamkeit zu erregen. »Kannst du ihn sehen?« flüsterte ich. »Er ist hinter dem Wartburg.«

»Ist er einer von deinen Leuten?«

»Ich weiß nichts von ihm.«

»Ist er denn nicht mit euch gekommen?« fragte ich sie.

»Nein. Er kam auf einem Motorrad.«

»Kannst du fahren?«

»Ja, natürlich«, sagte sie. Ihre Stimme war fest und entschlossen. »Wir werden uns hier absetzen und ihn machen lassen. Rutsche tief in den Sitz für den Fall, daß er schießt. Ich werde einsteigen. Wenn ich sage: ›Los!‹, fahr los. Nicht zu schnell, sonst würgst du den Motor ab.«

Ich fingerte mit der Hand an der Türfassung entlang, bis ich den Lichtschalter fand, auf den ich dann drückte, um zu verhindern, daß sich die Innenbeleuchtung einschaltete. Dann öffnete ich die Tür und stieg ein. »Los«, sagte ich leise. Fiona gab Gas, und wir rumpelten vorwärts über unebenes Gelände. Es fielen keine Schüsse.

In der Dunkelheit rumpelte der Wagen über ein paar Bretter, und dann rollten wir über eine hohe Kante auf die Autobahn. Es war sehr dunkel. Kein Verkehr weit und breit in Sicht. Wir fuhren nach Westen. Als wir ungefähr eine halbe Meile weit gekommen waren, sahen wir hinter uns einen großen Lichtball. »Mein Gott!« sagte Fiona. »Was mag das sein?«

»Da geht dein Wartburg in Flammen auf, wenn ich mich nicht sehr irre.«

»In Flammen?«

»Irgend jemand zerstört das Beweismaterial.«

»Beweismaterial für was?«

»Laß uns nicht zurückfahren und danach fragen.« Das Feuer loderte sehr heftig. Man sah die Flammen noch aus vielen Meilen Entfernung. Dann, als wir über den Kamm eines Hügels fuhren, erlosch das Licht am Horizont plötzlich. Nach einem solchen Brand würden sehr wenig forensisch verwertbare Spuren zu sichern sein.

Ich fragte Fiona, ob ich fahren sollte. Sie schüttelte wortlos den Kopf. Ich versuchte, auf andere Weise eine Unterhaltung in Gang zu bringen, aber sie antwortete jedesmal einsilbig. Das Fahren auf der Autobahn gab ihr in dieser Nacht etwas, worauf sie sich konzentrieren konnte. Sie war entschlossen, nicht an das zu denken, was sie getan hatte, und nicht in der Stimmung, zu besprechen, was wir zu tun hatten.

Mein Arm schmerzte. Ich berührte ihn und fühlte meinen Ärmel klebrig von Blut. Eine der Kugeln war mir näher gekommen, als ich zunächst gemerkt hatte. Es war keine richtige Wunde, nur eine lange, schlimme Schramme mit enormer Prellung, wie Streifschüsse sie verursachen. Ich faltete ein Taschentuch und drückte es gegen meinen Arm, um die Blutung zu stillen. Es war keine Verletzung, deretwegen ich mich würde ins Krankenhaus legen müssen, aber sie war mehr als hinreichend, mir den Anzug zu versauen.

»Bist du in Ordnung?« Es war keine Zärtlichkeit in ihrer Stimme. Sie war ebenso mahnend wie besorgt, die Stimme einer Lehrerin, die eine Kinderschar über eine verkehrsreiche Straße geleitet.

»Ich bin in Ordnung.« Wir hätten reden sollen, uns umarmen, miteinander lachen und uns lieben. Wir waren wieder zusammen, und sie kam nach Hause zu mir und den Kindern. Aber so war es nicht. Wir waren nicht mehr das sorglose Paar, das sein Konto überzog, um in die Flitterwochen

zu fahren, und auf dem Standesamt hysterisch beschwipst war von einer unter vier Leuten geteilten halben Flasche Champagner. Wir saßen schweigend in der Dunkelheit. Wir beobachteten den auf Berlin zukriechenden Verkehr und hörten die Porsches an uns vorbeikreischen. Und ich verträpfelte Blut, und die unausgesprochenen Träume, die Ehen in Gang halten, verbluteten auch. Der Regen hörte auf, oder vielleicht fuhren wir aus ihm hinaus. Ich schaltete das Autoradio an. Da gab es arabisches Gebrabbel, die deutschen Nachrichten von Radio Moskau und dann den starken deutschen Sender, der während der Nacht praktisch die ganze mitteleuropäische Opposition mundtot macht. Ein großes, schmalziges Orchester: »Ach, mach dir doch vor, daß ich dich liebe. Ach, mach dir doch vor, daß du mich liebst ...« Hinter uns erhellte und färbte sich allmählich ein Streifen Himmel, bis er eine gequetschte Masse von lila-violetten Tönen war. »Alles in Ordnung, Liebes?« fragte ich. Noch immer ging sie auf meine Annäherungsversuche nicht ein. Sie konzentrierte sich nur auf die Straße, die Lippen zusammengepreßt, die Knöchel weiß.

Die unerträgliche Ungewißheit, die mir heftige Magenschmerzen verursachte, während wir der Grenze näher und näher kamen, erwiesen sich als unbegründet. Als wir hielten, sah sie in den Rückspiegel und wischte sich mit einem Taschentuch, das sie mit Spucke befeuchtete, ein paar Blutspritzer aus dem Gesicht. Ihr Ausdruck blieb unverändert. »Alles in Ordnung?«

»Ja«, erwiderte ich.

Sie fuhr wieder an. Ein gelangweilter Grenzposten streifte angesichts unserer diplomatischen Kennzeichen unsere Papiere und Gesichter nur mit einem flüchtigen Blick, ehe er zur Lektüre seiner Zeitung zurückkehrte.

»Wir haben es geschafft«, sagte ich. Sie antwortete nicht. Ein Empfangskomitee erwartete uns jenseits des Kontrollpunkts. Es war die Stunde der Dämmerung, in deren

ungewissem Licht Soldaten ihre Schlachten zu beginnen pflegen. Ein paar Militärfahrzeuge waren am Straßenrand abgestellt: ein gepanzerter Mannschaftswagen, ein Befehlswagen und eine Ambulanz. Alles, was man zum Kriegführen brauchte. Von dem leeren Straßenrand her traten plötzlich zwei Soldaten in Erscheinung. Der eine war mittleren Alters, der andere in den Zwanzigern. Dann tauchte ein gutgelaunter junger Oberst einer unidentifizierbaren Einheit auf, der die Khaki-Mütze fest über seinen breiten Schädel gezogen hatte und dessen Kampfanzug außer den Flügelabzeichen der Fallschirmjäger und der Angabe seines Ranges in schwarzer Schablonenschrift keine Insignien zeigte.

»Wir haben einen Hubschrauber hier«, sagte der Oberst. Er hielt ein kurzes Offiziersstöckchen, das er nun in der Parodie eines militärischen Grußes für Fiona erhob. »Sind Sie fit genug, nach Köln weiterzufahren?« Gefragt war Fiona. Seine Stimme war laut, sein Gebaren fast triumphierend. Er war sauber und frisch rasiert, und die frühe Stunde schien ihm nichts auszumachen. »Mir geht es gut«, sagte Fiona. Der Oberst öffnete die Tür, um sie aussteigen zu lassen. Aber Fiona blieb sitzen und sah ihn nicht mal an, um ihm zu erklären, warum. Sie hielt das Lenkrad sehr fest und sah starr geradeaus. Dann schniefte sie ein bißchen. Dann noch einmal lauter, wie ein Kind, dem die Nase läuft. Dann fing sie an zu lachen. Zu Anfang war es das natürliche, charmante Lachen, das man von einer schönen jungen Frau erwarten durfte, nachdem sie soeben die Weltmeisterschaft in Spionage und Doppelspiel gewonnen hatte. Aber als ihr Gelächter anhielt, begann der Oberst die Stirn zu runzeln. Ihr Gesicht rötete sich. Ihr Lachen wurde schrill, und sie zitterte und bebte, bis ihr ganzer Körper von hysterischem Gelächter geschüttelt wurde, wie von einem Husten- oder Erstickungsanfall. Noch immer hörte das Lachen nicht auf. Mir machte es langsam angst, aber der Oberst schien so etwas nicht zum erstenmal mit anzusehen. Er betrachtete die

sie bedeckenden Blutspritzer und wandte sich dann mir zu. »Das ist die Reaktion. Es sieht ganz so aus, als hätte sie allerhand durchgemacht.« Über die Schulter sagte er: »Kümmern Sie sich mal um sie, Doktor.« Er trat zur Seite, und der jüngere Mann hinter ihm kam zum Wagen. Der Soldat mittleren Alters gab ihm irgendwas. Dann griff der jugenhafte Stabsarzt durch das Fenster, packte sie, und ohne viel Theater – eigentlich ohne Aufhebens – gab er ihr eine Spritze in den Oberarm, einfach durch den Ärmel. So ist das beim Militär. Er hielt den Arm fest und beobachtete sie, während sie sich beruhigte. Dann fühlte er ihr den Puls. »Das sollte reichen«, sagte er. »Ein Beruhigungsmittel. Kein Alkohol. Und während der nächsten ein, zwei Stunden sollte sie auch nichts essen. Ein Arzt von der R. A. F. wird am Kölner Flughafen auf Sie warten. Ich werde ihn benachrichtigen. Er wird Sie auf der ganzen Reise begleiten.«

»Auf der ganzen Reise wohin?« fragte ich. Der junge Arzt sah den Oberst an, der sagte: »Haben sie's Ihnen denn nicht gesagt? Es ist doch immer wieder das gleiche, was? Den Leuten an der Front wird nie was gesagt. Sie werden auf einen transatlantischen Flug umsteigen. Eine lange Reise, aber die Air Force wird sich um Sie kümmern.« Fiona entspannte sich jetzt. Das Gelächter hatte vollkommen aufgehört, und sie sah sich um, als erwache sie aus tiefem Schlaf. Sie gestattete dem Oberst, ihr aus dem Wagen zu helfen. »Wo sind Ihre Schuhe?« fragte er ritterlich und fing an, sie zu suchen. »Ich habe meine Schuhe verloren«, sagte sie tonlos und strich ihr Haar zurück, als werde ihr plötzlich ihre ungepflegte Erscheinung bewußt.

»Das macht gar nichts«, sagte der Oberst. »Es gibt sehr hübsche Schuhe in Amerika.«

20

Der Sommer ist nicht die beste Zeit in Südkalifornien. Selbst in »La Buona Nova«, dem großen Anwesen an einem Berghang in Ventura County, wo Fiona während ihres offiziellen Verhörs verborgen gehalten wurde, gab es lange, energieverzehrende Tage, an denen nicht ein Lüftchen vom Stillen Ozean wehte. Bret Rensselaer hatte die Leitung dieser Einsatzauswertung. Manche Leute – auch ich – hatten gesagt, er sei zu alt, um noch einmal eine volle Stelle beim Department zu übernehmen. Bret galt offiziell als Fionas Führungsoffizier. Bret war von Anfang an in Fionas langfristig angelegten Plan, sich nach Moskau abzusetzen, eingeweiht. Er hatte die Stufen der Ausführung dieses Plans überwacht. Es gab also wirklich niemand anderen, der sie hätte vernehmen können.

Bret Rensselaer war entschlossen, bei dieser Aufgabe, die zweifellos die letzte seiner dienstlichen Laufbahn sein würde, einen großen Erfolg zu erringen. Die Aussicht auf Erhebung in den Adelsstand kam nie zur Sprache, aber man brauchte kein Gedankenleser zu sein, um zu wissen, wie sich nach Brets Dafürhalten die dankbare Monarchin in angemessener Weise für seine Dienste erkenntlich zeigen sollte. Bret jedenfalls wäre sich nicht zu gut dafür, bei dieser Gelegenheit vor ihr das Haupt zu beugen: Er würde für diesen Titel auf den Knien von einer Küste der Neuen Welt zur anderen rutschen.

Niemand schien irgendein Dankeschön für mich in Betracht zu ziehen. Als mein Gehalt überwiesen wurde, fiel mir auf, daß mir alle Sondervergünstigungen und Zulagen abgezogen worden waren. Nichts als den nackten Grundbetrag kriegte ich plötzlich. Als ich das Bret gegenüber erwähnte, sagte er, schließlich hätte ich hier Kost und Logis gratis. Du lieber Himmel, sagte ich, und keine Entschädigung dafür, daß ich von meinen Kindern getrennt bin? Aus naheliegenden Gründen sprach ich nicht von Gloria. Bret war es, der Gloria zur

Sprache brachte. Er sagte, man habe ihr erklärt, ich sei in einer Mission unterwegs, die geheimgehalten werden müsse. Das Department wache darüber, daß meine Kinder glücklich und wohlversorgt seien. Er sagte das, als ob seine Worte eine nicht gerade versteckte Drohung gegen mich enthielten. Ich hatte das Gefühl, was man Gloria sagen würde, würde sehr von meinem guten Benehmen abhängen.

Eines Tages bemerkte ich unter den Papieren auf Brets marmorner Tischplatte eine farbige Postkarte. Es war van Goghs Gemälde eines Briefträgers in seiner blauen Uniform, ein Bild, das Gloria ganz besonders liebte. »Könnte diese Postkarte wohl für mich sein?« fragte ich.

»Nein«, sagte er wie aus der Pistole geschossen.

»Bist du sicher?«

»Das ist meine Privatkorrespondenz«, sagte Bret. Ich hatte nicht übel Lust, sie in Augenschein zu nehmen, aber der Tisch war groß, und Bret hatte die Karte in der Hand, ehe ich sie erreichen konnte. Er warf sie in eine Schublade. Ich wußte, es war eine Karte von Gloria an mich. Ich wußte es einfach. Danach hatte ich selten Zutritt zu Brets »Büro«, und wann immer ich dort war, war der Schreibtisch aufgeräumt und leer. Und die einzige Post, die man mir nach Kalifornien nachsandte, war ein Porträtfoto, das Paul Bocuse zeigte. Die Karte war in Lyon abgestempelt, Tante Lisl beschrieb mir eine Mahlzeit, die sie dort gegessen hatte.

Sie hatten mich und Fiona in einem bequemen Gästehaus abseits der Hauptgebäude untergebracht. Wir hatten dort eine Küche und ein Speisezimmer und eine junge Mexikanerin, die uns das Frühstück zubereitete und den Hausputz machte. Fiona verbrachte fast täglich vier, manchmal fünf Stunden mit Bret. Sie unterbrachen diese Sitzungen nicht, um anständig zu Mittag zu essen, vielmehr ließen sie sich Sandwiches, Früchte und Kaffee hereinschicken und redeten weiter. Bret hatte eine Teilzeitsekretärin, aber diese war während der Sitzungen nicht

bei ihnen. Sein großes und sehr bequemes Büro mit Fenstergittern und Sicherheitsschlössern enthielt Landkarten und Nachschlagewerke und einen Computer, der ausdrucken oder auf seinem Bildschirm präsentieren würde, was immer man aus irgendeiner Datenbank rief. Was Fiona sagte, wurde auf Tonband aufgenommen und in einem großen Safe verschlossen. Schriftliche Protokolle gab es einstweilen nicht. Dafür würde später noch Zeit sein. Dies war der erste Durchgang, damit Bret London und Washington umgehend von allem Dringlichen in Kenntnis setzen konnte. Anfänglich saß ich manchmal bei ihnen und hörte zu, aber nach ein paar Tagen bat mich Fiona, diesen Sitzungen fernzubleiben. Sie fühlte sich in meiner Gegenwart gehemmt, sagte sie. Das verletzte und beleidigte mich zwar damals, aber für gewöhnlich fanden diese Verhöre unter vier Augen statt, und ich war nie begeistert, einen Beisitzer zu haben, wenn es an mir war, tiefenanalytische Schaustücke zu zeigen.

So schwamm ich in dem blauen Swimmingpool unter freiem Himmel, las Bücher, für die man gewöhnlich keine Zeit hat, und hörte klassische Musik von KSCA-FM, dem Sender, der vierundzwanzig Stunden täglich klassische Musik sendet, oder von Kassetten über die große Hi-Fi-Anlage. An den meisten Tagen schwamm ich mit Mrs. O'Raffety, der künstlerisch begabten alten Dame, der das Anwesen gehörte und die wegen ihres Rückens schwimmen mußte. An den meisten Tagen aßen wir auch gemeinsam zu Mittag.

Ich wäre gerne nach Los Angeles gefahren oder wenigstens auf ein Bier hinunter nach Santa Barbara, das ganz in der Nähe lag. Eine Strandwanderung, eine Autotour auf dem Pacific Coast Highway, eine Besichtigung des Hauses des Zeitungskönigs Hearst – alles, was versprochen hätte, meinen eintönigen Alltag aufzulockern, wäre mir recht gewesen. Aber Bret war unerbittlich. Wir beide hatten in La Buona Nova zu bleiben, umgeben von Maschendrahtzäunen, Hunden und

schwerbewaffneten mexikanischen Wächtern. Es war ein Gefängnis, ein nettes, bequemes Gefängnis, aber wir waren verurteilt, dort auszuharren, solange es dem Department gefiel. Ich hatte das ungemütliche Gefühl, daß wir die Freiheit so bald nicht wiedersehen sollten. Aber was konnte ich tun? Nur so war Fionas Sicherheit zu garantieren, sagte Bret. Und dagegen gab es keine Argumente.

Eines Abends, bald nach unserer Ankunft, hatte ich versucht, mit Fiona über ihre Zeit bei Stinnes und seinen Spießgesellen zu sprechen. Es war, als wir schlafen gingen. Anfänglich antwortete sie normal, aber dann wurden ihre Antworten immer kürzer und abgehackter, und ich merkte, daß sie sich sehr aufregte. Sie weinte nicht, es kam überhaupt zu keinem Gefühlsausbruch. Wäre das geschehen, wäre es wahrscheinlich für alle Beteiligten besser gewesen. Es hätte ihr vielleicht geholfen. Aber sie weinte nicht; sie legte sich ins Bett, machte sich ganz klein und zog das Laken über den Kopf.

Allabendlich beim Dinner saßen wir zusammen mit Bret, unserer Gastgeberin und deren Schwiegersohn, einem umgänglichen Rechtsanwalt. Diese Mahlzeiten waren sterbenslangweilig, die mexikanischen Dienstboten ließen uns dabei keinen Augenblick allein, und wir tauschten Belanglosigkeiten aus. Manchmal sah ich Bret Rensselaer am Schwimmbassin, und dann scherzten wir miteinander. Meiner Besorgnis um Fionas Gesundheitszustand entgegnete er mit freundlichen Beschwichtigungen. Der Arzt hatte sie am Tage nach ihrer Ankunft hier gründlich untersucht und ihr, für den Fall, daß sie sie brauchte, Vitaminpillen und Schlaftabletten gegeben. Und er wies mich darauf hin, daß sie eine schwierige Zeit hinter sich habe, und behandelte mich wie eine neurotische Mutter, die sich um ein Kind mit abgeschürftem Knie sorgt. Aber die Veränderungen, die ich an Fiona bemerkte, waren vielleicht nicht sichtbar für Leute, die sie nicht so gut kannten. Es waren durchweg geringfügige Veränderungen. Sie schien

irgendwie eingeschrumpft, ihr Gesicht war gespannt, und sie hatte nicht mehr diesen anziehenden aufrechten Gang, dessen ich mich so gut erinnerte. Neu war auch die leise und zögernde Stimme, mit der sie jetzt sprach, und die Schüchternheit, mit der sie jedem begegnete, mir und Bret genauso wie den mexikanischen Dienstboten. Eines Abends, beim Dinner, verschüttete sie ein paar Tropfen Barbecue-Sauce auf das Tischtuch – dergleichen passiert mir ja dauernd –, und sie sank in ihren Sessel zurück und schloß die Augen. Niemand am Tisch schien es zu bemerken, aber ich wußte, daß sie kurz davor war zu schreien, vielleicht einem Zusammenbruch nahe. Das Schlimme war, daß sie sich mir nicht anvertraute, obwohl ich immer wieder versuchte, sie zum Reden zu bringen. Schließlich beschuldigte sie mich, sie unter Druck zu setzen, deshalb gab ich meine Bemühungen auf und überließ die ganze Sache Bret.

Zwei Tage später bat mich Bret, während der Vormittagssitzung anwesend zu sein. »Es sind noch ein paar Sachen ungeklärt«, sagte Bret.

»Aus meiner Sicht ist da noch eine Menge ungeklärt«, sagte ich. Fiona saß zusammengesunken in einem großen Sessel. Bret saß hinter seinem Tisch – ein perfektes modernes Design aus rosa Marmorplatte aufpolierten Stahlbeinen –, mit dem Rücken zu den getönten Fensterscheiben. Der Garten war mit Farben vollgepackt. Vor der weißgetünchten Wand des Hofes standen Orangen- und Zitronenbäume, blühten Jasmin, Rosen und Bougainvilleas. Von ihrem Duft hatte man in Brets Büro nichts, denn das Fenster war fest verschlossen und die Klimaanlage lief auf vollen Touren. Bret sah mich lange an und sagte schließlich: »Zum Beispiel?«

»Die Heroinspuren in dem Ford Transit.« Das war ein Bluff, und er zog nicht.

»Lassen wir doch jetzt die Nebensächlichkeiten«, sagte Bret. »Was wir feststellen wollen, sind die Identitäten der

anderen Beteiligten.«

»Das kann Fiona für dich besorgen«, sagte ich. »Sie hat mit ihnen im Wagen gesessen.«

»Erich Stinnes«, sagte Fiona etwas mechanisch. »Und ein russischer Verbindungsmann. Und dann war da noch ein Mann, den ich nie zuvor gesehen hatte. Er kam auf dem Motorrad.«

»Gut! Gut!« murmelte Bret, während er das mühevoll alles aufschrieb, um es nicht zu vergessen. Er blickte auf. »Drei Mann.« Ein schnelles, nervöses Lächeln. Bret Rensselaer war einer von diesen schlanken, eleganten Amerikanern, die, ob krank oder gesund, immer gut in Form zu sein scheinen; wie ein Bugatti-Oldtimer oder ein fünfzigkarätiger Diamant. Hinter dem Schreibtisch, einen goldenen Füllfederhalter in der Hand, glich er einem sorgfältig arrangierten Porträtfoto aus einer Klatschillustrierten. Er trug maßgeschneiderte weiße Sporthosen und ein weißes Tennishemd mit einem roten Streifen am Kragen. Das alles paßte sehr gut zu seinem weißen Haar und ließ sein sonnengebräuntes Gesicht sehr dunkel erscheinen. Ich fragte mich, ob man den geheimnisvollen Motorradfahrer schließlich doch noch mit Thurkettle identifizieren würde. Ich gab keinen Hinweis in der Richtung, und mir fiel auf, daß Fiona nichts von dem unverkennbar amerikanischen Akzent des Unbekannten sagte.

»Hat die Medienüberwachung irgendeinen Hinweis aufgelesen?« fragte Fiona.

»Nicht in den Zeitungen und Zeitschriften, und über das Radio ist sicherlich auch nichts gekommen.« Er lächelte von neuem sein knappes kleines Lächeln und drehte seinen Siegelring. »Es hätte mich auch sehr gewundert.«

»Und noch mehr hätte es mich gewundert, wenn du uns in dem Fall was davon erzählt hättest«, sagte ich. Bret verschwendete keine Zeit auf diese Unterstellung. Er grunzte nur und wandte sich wieder an Fiona. »Warum sollten sie den Wagen verbrennen wollen?«

»Bernard sagt, um Beweismaterial zu vernichten.«

»Ich habe aber dich gefragt, Fiona.«

»Ich habe wirklich keine Ahnung. Es hätte sogar ein Unfall gewesen sein können. Ein Mann war noch da.«

»Ah! Der Mann mit dem Motorrad.«

»Ja«, sagte sie.

»Ich wünschte, du könntest mir ein bißchen mehr von ihm erzählen.« Er wartete für den Fall, daß Fiona etwas sagte. Als sie's nicht tat, sagte er: »Und während der Fahrt hast du mit Stinnes und diesem Verbindungstyp nicht gesprochen?«

»Nein, habe ich nicht.«

»Haben sie miteinander geredet?«

»Ich glaube nicht, daß wir so weiterkommen. Ich habe dir alles gesagt, was ich von ihnen weiß.«

Bret nickte mitfühlend. Er blickte auf seinen gelben Notizblock und sagte: »Dieser ›andere Mann‹ fuhr Motorrad? Ziemlich ungewöhnlich, findest du nicht?«

»Ich habe keine Ahnung, wie ungewöhnlich das ist, Bret.«

»Wenn der Wagen aber, nachdem ihr weg wart, vorsätzlich in Brand gesetzt wurde, wird das also wohl dieser Motorradfahrer gemacht haben, oder?«

»Ich nehme an«, sagte Fiona.

»Ich auch«, sagte Bret. »Und damit kommen wir zur letzten Frage dieser rätselhaften Geschichte: Warum hat er euch so leicht entwischen lassen?«

Fiona nickte und befeuchtete ihre Lippe, als sei es ihr unangenehm, darüber nachzudenken. »Seltsam, ja.«

»Welches Motiv könnte er gehabt haben? Bernie hatte gerade zwei von seinen Kumpels abgeknallt. Und er läßt euch laufen. Klingt das nicht ein bißchen verrückt?«

Fiona sagte: »Es war eine Pattsituation. Er konnte sich nicht bewegen, ohne erschossen zu werden. Er wußte auch, daß Bernie den Wagen nicht erreichen konnte, ohne ihm vor die Kanone zu kommen. Da hielt er's vielleicht für das Einfachste,

uns abhauen zu lassen.«

»Ganz bestimmt nicht, Schätzchen«, sagte Bret. »Diese Leute waren in ihrem eigenen Land. Nehmen wir also an, Mr. X hätte sich entschlossen, bis Tagesanbruch zu warten. Man hätte schließlich von der Autobahn aus bemerkt, was da am Rande lief, oder die Bauarbeiter wären zur Arbeit erschienen. So oder so, für unseren Herrn hätte sich ein bißchen mehr Geduld bezahlt gemacht. Stimmt's?«

»Ich weiß nicht, wer er war«, sagte Fiona, als hätte sie Brets Frage nicht gehört. »Was soll das heißen?« sagte Bret.

Fiona sah mich hilfesuchend an. Ich sagte: »Fiona meint, wenn irgendein CIA-Agent in eine Schießerei am Pacific Coast Highway irgendwo hier in der Nähe geriete, würde er doch vermutlich nicht sonderlich scharf darauf sein, bei Tagesanbruch von der Ortspolizei am Tatort gesehen zu werden.«

»Na schön«, sagte Bret in einem Ton, der keine Zugeständnisse einräumte. »Aber das hier sind die US von A, wo liberale Zeitungen nur auf Gelegenheiten warten, der Regierung eins auszuwischen, von wirrköpfigen Senatoren ganz zu schweigen. In einer derartigen Situation könnte einem CIA-Agenten allerdings daran gelegen sein, wenig Spuren zu hinterlassen, zu welchem Preis auch immer. Aber in der DDR ... Das leuchtet mir nicht ein.«

»Warum sagst du uns nicht einfach, was wir sagen sollen, Bret?« fragte ich.

»Wie bitte?« sagte Bret, und man hörte ihm an, daß sein Geduldsfaden zu reißen drohte.

»Wir wissen alle, daß du ein Märchen schreibst«, sagte ich. »Die Handlung ist zweifellos schon vor Monaten, wenn nicht Jahren festgelegt worden. Du willst gar nicht wissen, was wirklich passiert ist: Du willst Erklärungen hören, damit du sagen kannst, alles sei wie geplant gelaufen. Ich weiß, wie der Bericht aussehen wird. Fünfzig Seiten mit dickem Lob für

einen Haufen Bürohengste für die wunderbare Arbeit, die sie geleistet haben. Ungewiß nur noch, wer geadelt und wer mit einem MBE oder einem CBE abgefunden wird.«

»Du bist ein unverschämter Bastard, Bernard«, sagte er leise.

»Ja, ich weiß. Das sagen mir alle. Nichtsdestoweniger sage ich die Wahrheit.«

Er sah mich an und gab ein winziges Stückchen nach. »Sagt nicht Goethe irgendwo: ›Der Ausgang gibt den Taten ihre Titel‹? So sollte es doch wohl sein, oder nicht? Ehre, wem Ehre gebührt. Fiona hat einen großartigen Erfolg errungen. Nie wird sie die ihr gebührende Ehre erhalten, weil das nicht die Art und Weise ist, wie man diese Sachen beim Department handhabt. Das wissen wir alle. Was ihr jedoch niemand nehmen kann, ist der Bericht. Soll ich da nun vielleicht so was wie einen Pannenbericht machen, sagen, daß sie Scheiße gebaut hat?«

»Nein«, sagte ich. Bret fand immer ein Argument, um seine Gegner ins Unrecht zu setzen.

Fiona sagte nichts. Ihr Beitrag zu der Unterhaltung war minimal, doch sie verweigerte sich nicht: Sie war wie eine Schlafwandlerin. Sie wußte, daß ihre Schwester tot war, Bret hatte es ihr gesagt, aber sie vermied es, von Tessa zu sprechen. Es war, als wäre Tessa nie dagewesen, und Bret ließ es dabei. Es gab noch vieles, worüber Fiona nicht reden wollte, selbst die Kinder erwähnte sie nur selten. Ich beneidete Bret nicht um seine Aufgabe.

Bret sah auf die Uhr. »Na schön, wenden wir uns ein paar lichterem Fragen zu. Wir werden uns ein paar von diesen Roastbeef-Sandwiches hereinschicken lassen und die Mittagspause ein bißchen früher machen. Was sagt ihr dazu?« Auch die Sandwiches waren miserabel.

Ein paar Tage später kam Besuch. James Prettyman war ein amerikanisierter Engländer, mit dem ich früher mal zusammengearbeitet hatte. Seitdem hatte ihn die Londoner

Zentrale nach Washington geschickt, wo er so gut und gründlich getarnt für sie arbeitete, daß nicht mal seine besten Freunde im Department was davon wußten. In London waren wir einst sehr gut befreundet gewesen. Jetzt war ich mir dieser Freundschaft nicht mehr so sicher, obwohl ich ihm vermutlich den einen oder anderen Gefallen schuldig war.

Jim war Anfang Dreißig. Er hatte die drahtige Konstitution und Geistesgegenwart eines Handelsvertreters, der immer rechtzeitig den Fuß in der Tür hat. Er wirkte blaß und blutleer. Sein Schädel war hochgewölbt und verlor sein seidiges Haar schon, aber manchmal fiel ihm eine Strähne in die Augen. Ich glaube, er freute sich dann, es zu sehen.

Es war noch früh am Morgen, als er ankam. Er trug einen blauen Nadelstreifenanzug aus dem leichten Baumwollstoff, den man in dieser heißen Jahreszeit selbst in Washington, D.C. gerade noch ertragen kann. Ein gefaltetes Kavaliertaschentuch aus Seide mit Paisleymuster steckte in seiner Brusttasche, und die Hosen waren sehr zerknittert, als wäre er ein paar Stunden lang in seinem Sitz angeschnallt gewesen.

»Schön, dich mal wiederzusehen, Bernie«, sagte er und schüttelte mir aufrichtig die Hand, indem er mich mit den Augen fixierte, wie es die Amerikaner tun, wenn sie sich zu erinnern versuchen, wie man heißt. »Ich bin mit drin.« Er sah auf seine Uhr. »Später am Vormittag. Du und ich und Bret. Okay?«

»Gut«, sagte ich, ohne genau zu wissen, was man von mir erwartete. Ich dachte, er müsse eigentlich mit Fiona reden wollen, aber sie frühstückte im Bett, da sie den Vormittag »zur freien Verfügung« hatte.

Bret Rensselaer setzte sich mit Jim Prettyman zur Geheimbesprechung zusammen, und mich riefen sie um zehn Uhr hinein. Die Reste ihres Frühstücks standen noch im Zimmer herum. Bret konnte nicht denken, ohne dabei herumzulaufen, und so standen überall Teller mit

halbverzehrten Mais-Muffins, halbgeleerte Kaffeetassen und Gläser mit Resten von Orangensaft. Ich schenkte mir aus einer Thermoskanne Kaffee ein und setzte mich. Ich griff auch nach dem Sahnekännchen, doch das gab nur noch ein paar Tropfen her.

Bret Rensselaer sagte: »Jim würde gerne deine Version von den Ereignissen hören.«

Ich sah Bret an, und er setzte hinzu: »Auf der Autobahn.«

»Oh«, sagte ich. »Auf der Autobahn.«

»Wer war dieser Mann auf dem Motorrad?« fragte Prettyman.

»Das scheint niemand zu wissen«, sagte ich.

»Ich habe Jim erzählt, daß du Theorien hast«, sagte Bret.

»Und ich habe ihm gesagt, daß du nicht damit herausrückst.«

Jim sagte: »Wir werden's nicht ins Protokoll setzen.«

»Es war eine dunkle Nacht, Jim«, sagte ich.

Er beugte sich vor und schaltete das Tonbandgerät ab und sagte: »Es kommt nicht ins Protokoll.«

»Ach so«, sagte ich. Ich trank etwas Kaffee. Er war kalt.

»Ich glaube, deine Thermoskanne ist im Eimer«, sagte ich.

»Also, na ja ... Er redete mit amerikanischem Akzent.«

»Das tun sie doch alle«, sagte Bret. »Das haben sie aus diesen Sprachlabors.«

»Ja, das habe ich auch schon gehört«, sagte ich.

»Hast du die Stimme erkannt?« fragte Prettyman.

»Soll das ein Witz sein?« fragte ich. »Ich meine, müssen wir diese Schau wirklich abziehen?«

»Wer war es?«

»Jesus, Jim! Du weißt, wer es war. Es war ein Gangster namens Thurkettle, ein abtrünniger Amerikaner. Der Killer, den das Department eingesetzt hat, um ganz sicherzugehen, daß Tessa Kosinski umgelegt werden würde.«

»Dann sei lieber still ...«, begann Bret, aber Prettyman gebot ihm mit erhobener Hand Schweigen.

»Erzähl mir das mal genauer«, sagte Prettyman. »Warum sollte das Department Fionas Schwester umbringen lassen wollen?« Er sprach ganz beiläufig, aber in jenem besonders freundlichen Ton, mit dem Psychiater gefährliche Irre zu beschwichtigen suchen.

»Der Wagen verbrannte«, sagte ich. »Tessa Kosinskis sterbliche Überreste – nicht mehr als ein paar verkohlte Knochenreste – werden als diejenigen ihrer Schwester Fiona identifiziert werden. Fiona ist hier versteckt. Moskau wird nicht wissen, daß sie gesund und munter ist und bei euch hier auspackt.«

»Du vergißt die Zähne«, sagte Bret. »Sie werden mit Sicherheit einen Kiefer finden. Fiona hat sich während ihrer Zeit in Ostberlin eine Krone und eine Füllung machen lassen.« Wenn ich noch irgendeinen Beweis für die Richtigkeit meiner Theorie brauchte, hatte mir diesen jetzt Bret mit seiner bemerkenswerten Kenntnis von Fionas Gebiß geliefert.

Prettyman sah Bret an und dann mich und warf dann einen verstohlenen Blick auf seine Armbanduhr. »Ich vergesse gar nichts«, sagte ich. »Nehmen wir an, man hätte einen Schädel, der demjenigen Fionas hinreichend ähnlich sähe, mit einem Gebiß ausgestattet, das ihrem vollkommen gliche. Und dann diesen Schädel in den Wagen gepackt.«

»Zwei Frauenschädel im Wagen?«

»Deshalb war ja ein Irrer von Thurkettles Kaliber erforderlich. Gegen einen kleinen Aufschlag auf sein Honorar hat der sicherlich gern einer Leiche den Kopf abgesäbelt.«

»Thurkettle ist der Typ, der den CIA-Mann in Salzburg umgelegt hat«, sagte Prettyman, als erinnere ihn der Name an eine Geschichte aus grauer Vorzeit. Dann sagte er: »Dazu wäre aber eine Menge Planung erforderlich gewesen ... und sehr viel Zusammenarbeit. Wer sollte ihn eingewiesen haben und so fort?«

»Es gab Rauschgiftgeschäfte. Beamte auf beiden Seiten

waren darin verwickelt. Man brauchte einen Sündenbock. Alle Beteiligten waren verzweifelt bemüht, diese Akte zu schließen. Diese Stelle mit den Bauarbeiten an der Autobahn bot die Gelegenheit, alles unbequeme, etwa zurückbleibende Beweismaterial zu begraben.«

»Wo hast du denn das alles her?« sagte Prettyman.

Ich sagte: »Das ist die einzig mögliche Erklärung.«

»Du wirst dir aber eine bessere einfallen lassen müssen, Bernie«, sagte Prettyman in einem Ton, der wahrhaft freundschaftlich klang. »Ich werde mir anhören, was immer du zu sagen hast. Von dir habe ich gelernt, was ich weiß. Alles. Aber dieses verdrehte Szenario wirst du noch mal umschreiben müssen.«

»Was sonst zum Teufel hatte Tessa überhaupt da zu suchen?« Nun war Bret an der Reihe. »Solltest diese Frage nicht du selbst beantworten, Bernie? Du hast sie dorthin mitgenommen. Das weißt du doch noch?«

»Würdest du bitte Gloria besuchen?« bat ich Prettyman, einer plötzlichen verzweifelten Eingebung gehorchend. »Und den Kindern sagen, daß mir's gutgeht und ich sie liebe?« Bret sagte nichts.

Prettyman sagte ruhig: »Ich kann kaum damit rechnen, irgendwann in nächster Zukunft mal wieder nach London zu kommen, Bernie.«

Ich trank meinen lauwarmen schwarzen Kaffee und antwortete nicht.

»Ich komme wieder«, sagte Prettyman zu mir wie ein pflichttreuer Sohn zu Besuch bei einem schwierigen Achtzigjährigen. »Aber um zwei muß ich auf dem Camarillo Municipal Airport sein. Vielleicht nächsten Monat ... Hat mich gefreut, dich zu sehen, Bernie. Wirklich gefreut! Ich meine das ganz ehrlich.«

»Geh zum Teufel!« sagte ich.

Prettyman sah Bret an. Bret antwortete mit einem winzigen

Achselzucken, während er Prettyman zur Tür begleitete. Ich blieb, wo ich war, konnte sie aber aus dem nächsten Zimmer hören. Als sie sich voneinander verabschiedeten, hörte ich Prettyman sagen: »Was für eine Tragödie. Alle beide.« Ich hörte Bret antworten: »Es ist noch nicht zu spät. Warten wir ab, was passiert.«

Eine Woche später erfuhr ich, daß der Camarillo Municipal Airport einst ein US-Air-Force-Stützpunkt war mit noch immer intakten Landebahnen. Als Prettyman sich dahin begab, stieg er also in den Düsenjäger, der ihn gebracht hatte, und war zur Cocktailstunde des gleichen Tages wieder in Washington. Vermutlich ging es um irgendeine Aussage Fionas, von der Washington sofort unterrichtet werden mußte. Wir waren schon länger als einen Monat in dem Haus, als Fiona endlich anfang, mir ein bißchen zu erzählen. Ziemlich banales Zeug nur, über ihre alltägliche Arbeit in Berlin, aber es war doch ein Anfang. Dann wurde es uns zur Gewohnheit, uns allabendlich etwa eine halbe Stunde lang zu unterhalten. Manchmal fand das Gespräch bei einem Glas in unserem Wohnzimmer statt, manchmal machten wir einen Spaziergang am Zaun des Anwesens entlang. Dann, eines Abends, wäre Fiona fast auf eine große, graue Klapperschlange getreten, und danach beschränkten wir uns auf die Wege und die Terrasse. Der Besitz war groß und lag so hoch, daß in diesen rabenschwarzen Nächten die Küste Kaliforniens wie eine Diamantenkette bis nach Los Angeles strahlte.

»Was ist wirklich passiert?« sagte sie, während wir da oben standen und dem Ozean lauschten.

»Sie haben dich rausgeholt«, sagte ich. »Das ist passiert.«

»Was hat Tessa da gemacht? Das ist es, was ich nicht verstehen kann. Was hat Tessa da gemacht, Bernard?«

»Ich hab's dir doch gesagt«, sagte ich. »Sie hatte eine Affäre mit Dicky. Sie hat vermutlich gedacht, der Ausflug würde amüsant sein.«

»Ich habe dich so geliebt, als ich dich heiratete, Bernard. Ich habe dich geliebt, weil du der einzige Mann warst, dem ich je begegnet war, der wirklich Achtung vor der Wahrheit hatte. Du hast mich nie angelogen, Bernard. Ich wollte, daß meine Kinder so werden wie du.«

Ich hielt ihre Hand, starrte in die Dunkelheit und versuchte, den Verlauf der fernen Küste zu erkennen.

Sie sagte: »Du würdest doch nicht gegen mich arbeiten, nicht, Bernard? Das würdest du nicht tun?«

»Was meinst du?«

»Sie haben nicht mal George erzählt, daß Tessa tot ist.«

»Warum nicht?«

»Der arme George. Er würde niemals jemandem weh tun.«

»Warum haben sie ihn nicht benachrichtigt?« Sie drehte sich zu mir und sah mich an. »Man hat ihm unter dem Siegel der Verschwiegenheit erzählt, daß Tessa mit dir nach Berlin geflogen ist und daß ihr beide zusammen durchgebrannt seid, irgendwohin abgehauen, wo euch niemand finden kann.«

»Das also ist die Geschichte«, sagte ich. Ich fand sie überzeugend. Das Hotelzimmer, das Dicky mit Tessa bewohnt hatte, war auf meinen Namen reserviert.

»Sie wollen Moskau weismachen, daß Tessa lebt. Die Russen sollen glauben, daß ich diejenige war, die an der Ausfahrt Brandenburg getötet wurde.«

»Der brennende Wagen. Ja, das wird's wohl sein.«

»Werden sie mit dieser Täuschung durchkommen, Bernard?«

»Es wurden da Geschäfte mit Heroin gemacht. Könnte Erich Stinnes was damit zu tun gehabt haben?«

»Erich? Nein!«

»Eine Menge Leute glauben das aber«, beharrte ich. »Und er hat für das Department gearbeitet. Verstehst du jetzt, wie man ihn aufgebaut hat?«

»Hör auf, dir wegen Erich den Kopf zu zerbrechen.«

»Wer sagt denn, daß ich mir über ihn den Kopf zerbreche?«

»Du identifizierst dich mit ihm ... wie er in Berlin aufgewachsen ist, mit einem Vater bei der Armee ... du identifizierst dich mit ihm.«

Ich leugnete es nicht. Sie wußte es. Ich nehme an, daß ich im Schlaf geschrien hatte. Ich hatte ein paar Alpträume gehabt. »Ich habe ihn getötet.«

»Was geschehen ist, ist geschehen, Liebling. Hör auf, dich selbst zu quälen. Warum war Tessa dabei? Das ist es, was ich gerne wissen möchte.«

»Tessa war süchtig.«

»Das habe ich schon von Bret gehört.«

»Vielleicht war das ihr Grund, nach Berlin zu fliegen. Es gab da einen gewissen Thurkettle, der sie wahrscheinlich mit Stoff versorgt hat. Ich könnte mir vorstellen, daß er ihr plötzlich nichts mehr geliefert hat, um sie zu zwingen, ihm zu folgen. Eine Menge Leute waren in die Sache verwickelt. Man brauchte einen Sündenbock. Du kannst wetten, daß die offizielle Erklärung sein wird, daß du es reingebracht hast.«

»Daß ich es gebracht habe? Heroin? Wessen Erklärung? Ost oder West?«

»Die Erklärung wird alle glücklich machen. Damit können sie endlich die Akte schließen«, sagte ich. »Wie weit würde das Department da mitmachen?«

»Die Situation ist noch nie dagewesen. Wir können uns nicht nach irgendwelchen Präzedenzfällen richten.«

»Onkel Silas wußte, was ich wirklich gemacht habe.«

»Ja, ich weiß, ich habe mit ihm gesprochen. Onkel Silas sagt, sie müßten Moskau noch sechs Monate in dem Glauben halten, daß du zuverlässig warst. Sie werden all das Material benutzen, das sie bisher nicht eingesetzt haben, um dich nicht zu kompromittieren.«

»Du sagst also, daß jemand Tessas Tod sorgfältig geplant hat?«

»Ich weiß es nicht.« Ich antwortete zu prompt, und sie dachte, ich sagte ihr nicht alles, was ich wüßte. »Ich weiß es wirklich nicht, Fi.«

Sie legte den Arm um mich. »Ich kann niemandem mehr trauen. Manchmal macht mir das angst.«

»Verstehe ich.«

»War das bei dir auch so?«

»Manchmal.«

»Wer kann einen so schrecklichen Plan ausgeheckt haben?«

»Vielleicht irre ich mich ja«, sagte ich.

»Bret?«

»Ich würde nicht die Liste der Verdächtigen durchgehen. Wahrscheinlich ist das Ergebnis eine Mischung von Planung und günstiger Gelegenheit. Vielleicht reimt sich auch alles anders, als ich vermute. Wie ich schon sagte: Vielleicht bin ich auf dem Holzweg.«

»Ich nehme an, Tessa sah mir ähnlich. Daddy hat das immer gesagt.«

»Beweise habe ich weder für noch gegen meinen Verdacht«, sagte ich. »Es kommt jetzt im Grunde nur darauf an, Bret die Antworten zu geben, die er haben will. Wir müssen hier raus. Die Kinder brauchen uns.«

»Ich habe sie verlassen«, sagte Fiona. »Sie müssen mich hassen.«

»Tun sie natürlich nicht.«

»Warum hat's nicht mich getroffen? Tessa war so lebenslustig, und die Kinder kommen auch ohne mich zurecht. Warum hat's nicht mich getroffen?«

»Du mußt wieder anfangen, Fi«, sagte ich.

»Ich habe sie nicht mal erkannt«, sagte Fiona. »Ich habe sie da im Schlamm liegen lassen.«

Ich hörte den Ozean, konnte aber da draußen nur Finsternis sehen. Ich sagte: »Warum versuchen wir nicht, Bret zu überreden, die Kinder für die letzten drei oder vier Wochen

noch hierherkommen zu lassen?«

»Bret sagt, daß wir noch lange hiersein werden«, sagte sie beiläufig, als wäre ihr das gleichgültig.

Ich schauderte. Ich hatte recht. Wir waren gefangen hier. Vielleicht für Jahre. Vielleicht auf unbestimmte Zeit. Ich wußte von gefährdeten Überläufern, die man zehn oder noch mehr Jahre derart versteckt gehalten hatte. »Sag Bret, daß du darauf bestehst, die Kinder zu sehen«, schlug ich vor. Sie antwortete nicht sofort, und als sie's tat, war ihre Stimme matt. »Ich liebe die Kinder und sehne mich verzweifelt danach, sie wiederzusehen. Aber es soll nicht hier sein.«

»Also gut, wenn du meinst, Fi.«

»Ich brauche Zeit, Bernard. Ich werde das vom Glück begünstigte Mädchen sein, das du geheiratet hast, und die guten Zeiten werden wiederkommen. Wir werden danach glücklich zusammenleben. Aber ich brauche Zeit.«

Vom Stillen Ozean wehte jener Geruch von Salz und Fäulnis, den man frische Luft nennt. Der Himmel war sehr dunkel in jener Nacht. Keine Sterne, kein Mondschimmer. Selbst die Lichter entlang der Küste gingen aus.